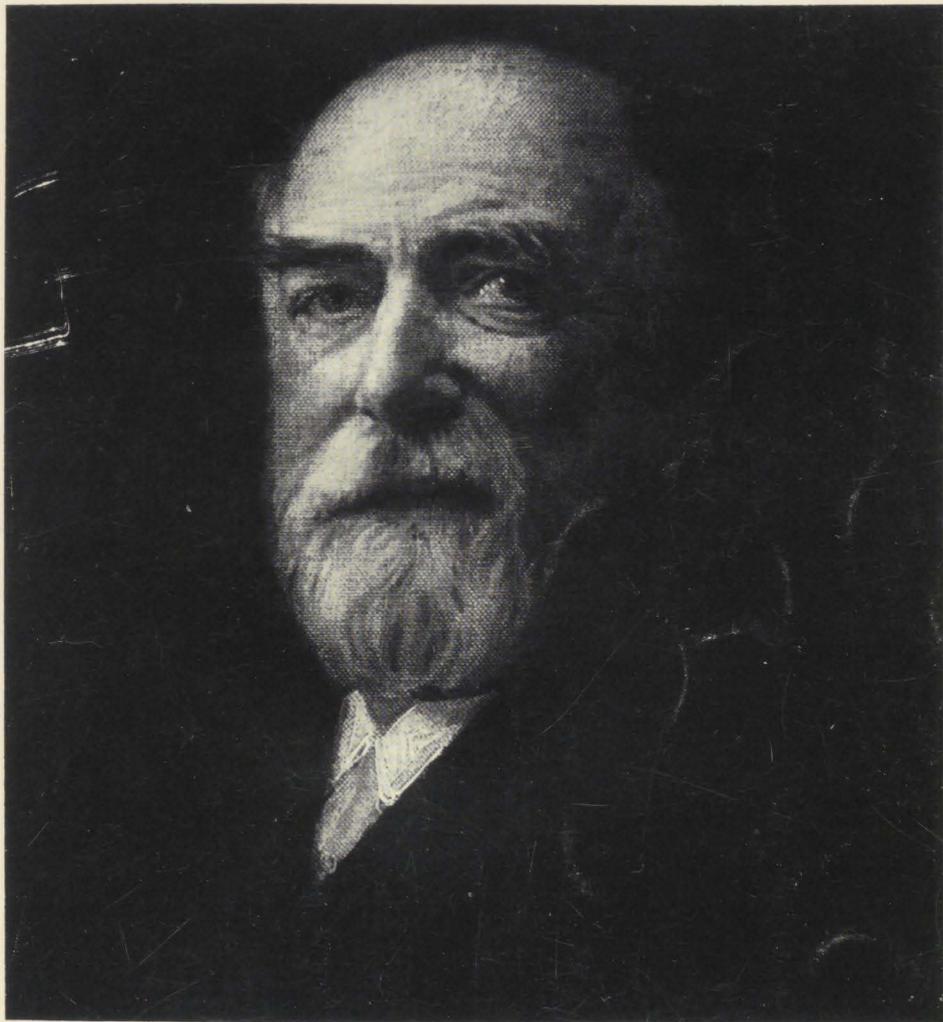


023 41 a, 57. 1977

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



Carl Louis Fabrbach

Badische Persönlichkeiten

614



MEIN HEIMATLAND
57. Jahrgang / Heft 1, März 1977

Herausgegeben im Auftrag des

Landesvereins

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Freiburg i. Br., Tel. 73724

Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktions-
ausschusses:

Dr. Otto Beuttenmüller, Bretten

Dr. R. Feger, Freiburg

W. Hensle, Lahr

Dr. E. Strobel, Karlsruhe

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis

für Einzelmitglieder DM 25.-

Einbanddecken zu DM 5.80 für den
Jahrgang 1976 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung
und Verbreitung behält sich der Verlag
vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für
unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postscheckkonto Karlsruhe 164 68

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37

Öffentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 200 3 201

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlag,
7500 Karlsruhe 1

Karl-Friedrich-Straße 14-18

Tel. *26951, Telex 07826904 vgb d

Reproduktionen:

Schuler & Co., Freiburg i.Br.

Kartäuserstraße 50

Zeitraid und Sonnenachse. J. P. Hebels Vorstellungen von Zeit und Endzeit. <i>Robert Feger, Freiburg</i>	1
Trost. <i>Gedicht von J. P. Hebel</i>	22
Badische Persönlichkeiten. Carl Louis Fahrbach. <i>Mathilde Ritzel, Freiburg</i>	23
Max Rieple zum 75. Geburtstag. <i>Ernst Roskothen, Bad Dürkheim</i> ..	25
Jacob Renz. Mosbachs 1. Bürgermeister u. Heimatforscher <i>Werner Haas, Mosbach</i>	29
Mensch und Baum. <i>Gedicht von Hans Bahrs</i>	40
Heinrich Sander. Ein Karlsruher Professor auf Reisen <i>Hans Merkle, Frankfurt</i>	41
Osterbote. <i>Gedicht von Hans Bahrs</i>	46
Bäcker und Poet dazu. Über Christoph Vorholz und sein Dichten. <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	47
Der Vater des Gevatter Biedermeier. Zum 150. Geburtstag des Dichters Ludwig Eichrodt <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	57
Der Sozialpriester und Historiker Augustin Kast <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	60
Pfarrer – Wissenschaftler – Kunsthistoriker. Zur Erinnerung an den Märtyrerpriester Heinrich Feurstein <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	63
Heinrich Münz zum Gedächtnis. <i>Alfred Gassert, Freiburg</i>	65
Gelebtes Leben. <i>Gedicht von Ida Pfeifer-Hofmann</i>	68
Erinnerungen an den Komponisten Josef Schelb <i>Friedrich Baser, Baden-Baden</i>	69
Dr. phil. Konrad Josef Heilig zum Gedächtnis <i>Robert Hensle, Mannheim</i>	71
Der Dichter. <i>Gedicht von Irene Fischer-Nagel</i>	76
Hanna Nagel. <i>Lili Fehrle-Burger, Heidelberg</i>	77
In meinen Armen stirbt der alte Baum. <i>Gedicht v. Irene Fischer-Nagel</i>	81
Wilhelm Kiefer, der Altmeister des Landschaftsessays <i>Gottfried Griesmayr</i>	83
Wie Masken tragen wir die Tage. <i>Gedicht v. Irene Fischer-Nagel</i>	86
Johann Michael Zeyher. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	87
Adam Ignaz Heunisch. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	90
Karl Eduard Morstadt. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	92
Franz Karl Grieshaber. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	94
Ferdinand Simon Gaßner. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	97
Friedrich Theodor Fischer. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	99
Paul Müller, Staatsschauspieler. <i>Franz Josef Wehinger, Karlsruhe</i> ...	101
Lorenz Oken und die Freiburger Universität <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	107
Ernst Alexander Jägerschmid. <i>Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer</i>	111
Raymund Jeblinger, Erzbischöfl. Oberbaurat u. Münster- baumeister. <i>Judith u. Hans Jakob Wörner, Freiburg</i>	125
Carl Schäfer, sein Leben und Werk. <i>Zoltán Tóth, Karlsruhe</i>	137
Ignaz Speckle, der letzte Abt des Klosters St. Peter <i>Kurt Stein, Hausach</i>	149
Buchbesprechungen	157



Zeitrad und Sonnenachse

Johann Peter Hebels Vorstellungen von Zeit und Endzeit.

Robert Feger, Freiburg

(Vortrag vor der Ortsgruppe des Landesvereins Badische Heimat Mannheim am 22. 9. 1976.)

Heute vor 150 Jahren, am 22. September 1826, starb in Schwetzingen auf einer Dienstreise der badische Prälat, Schulmann und Dichter Johann Peter Hebel. Aus diesem äußeren Anlaß wie aus inneren Gründen der Psychobiographie Hebels will dieser Vortrag einen zentralen Komplex der Ideenwelt Hebels umschreiben: den von Zeit, Endzeit und Tod. Obwohl lebensbejahend und von unerschütterlichem Seinsvertrauen, hat sich Hebel doch Zeit seines Lebens immer wieder mit den Gedanken an Tod und Ende, an Weltende und Endgericht, an Zeit und Endzeit beschäftigt. Oder besser: Solche Gedanken haben ihn beschäftigt. Hebel war für die Auseinandersetzung mit solchen Problemen gerüstet: Es befähigten ihn dazu eine gediegene Kenntnis der antiken Autoren und ihrer themabezüglichen Aussagen einerseits, – andererseits aber ein tiefes, sowohl theoretisches wie persönlich-emotionales Vertrautsein mit den Antworten der christlichen bzw. der protestantisch-reformierten Theologie auf eschatologische Fragestellungen. Es blieb jedoch nicht bei einer bloß denkerischen oder bloß gläubigen Durchdringung des Fragenkomplexes: Hebels säkulare Gabe, geistige Sachverhalte in dichterischer Form volkstüm-

lich darzustellen, führte und befähigte ihn zu einer anschaulichen und jedermann verständlichen Ausbreitung des Themenensembles in vielen seiner Gedichte und sonstigen schriftlichen Äußerungen.

Es sei begonnen mit einem vergleichsweise harmlos sich gebenden Gelegenheitsgedicht zum Neujahr 1812:

Als wenn's nie dagewesen wär',
ist wieder eins hinunter,
begraben in das tiefe Meer
bei Fusel und Burgunder,
bei Saitenspiel, Pistolenschuß
und krachenden Petarden,
bei Händedruck und Liebeskuß
in Sälen und Mansarden.

's hat's wohl verdient, das gute Jahr,
für viele schöne Gaben,
daß wir an seiner Totenbah
Valet getrunken haben.

Was will ich lange Seiten voll
sie alle rezitieren!

Ich hoff', das liebe neue soll
sie selber repetieren.

Mit Blüten war der März geschmückt,
mit Blüten der Oktober;
manch Kindlein in der Wiege liegt
mit Bäcklein wie Zinnober.

Vor allem ist der edle Wein
nach Herzenswunsch geraten,
und mancher schmolzt im Kämmerlein
und zählet die Dukaten.

An unsereinen kommt es spät,
auch etwas zu erhaschen
und, wenn man auf der Gasse geht,
zu klimpern in den Taschen.

Doch was mir werden soll, das war
in guter Hand indessen;
ich weiß, das gnadenreiche Jahr
hat mich nicht ganz vergessen.

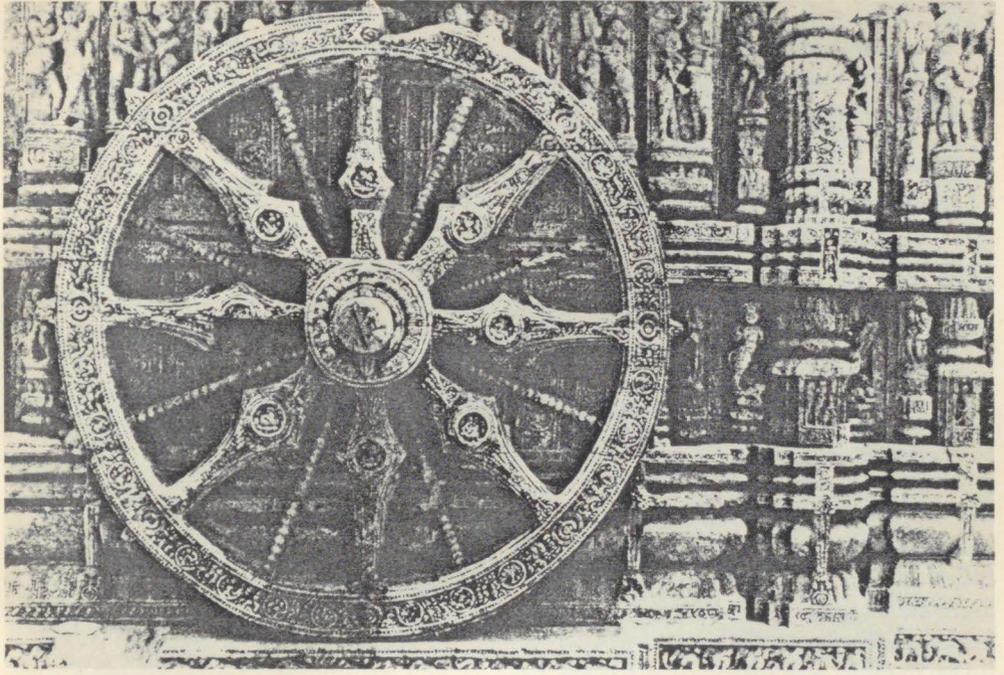
Mit diesen Zeilen begrüßte Hebel, damals ein- undünzigjähriger Lyzeumsdirektor in Karlsruhe, Verfasser der anno 1803 erschienenen und vom Publikum begeistert begrüßten „Alemannischen Gedichte“ und des „Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreunds“ – erschienen eben 1811 – unter dem Titel „Neujahrswünsche des Wochenblattträgers für 1812“ das Jahr, das die Niederlage Napoleons in Rußland bringen sollte. Unter den verschiedenen Neujahrsliedern, die Hebel geschrieben hat, schlägt dieses einen halb hoffenden, halb burschikosen Ton an, der im Blick auf die Zeitumstände fast leichtfertig erscheinen möchte: 8000 badische Landeskinder mußten sich damals bereitstellen, um den Fahnen Napoleons nach Rußland hinein zu folgen, während sich die Hofgesellschaft in Karlsruhe an Festlichkeiten ergötzte. Störte diese Diskrepanz Hebel nicht? Fand er keine ernsteren Worte zur ersten Zeit? Weshalb nur solche leichtfertigen?

Leichtfertige? Nein. Höchstens leichte, schwebende. Und nicht einmal das, wenn man genau hört und liest. Selbst in diesem anscheinend leicht dahin plätschernden Neujahrslied sind Wahrheiten enthalten, die Hebel immer wieder und überall entdeckt und vorstellt und die als Leitthemen sein ganzes Werk durchziehen. Vor

allem klingt das ungeheure Seinsvertrauen an, das zu Hebels Grundgestimmtheit gehört. Im übrigen und allerdings: Es hatte ihn nicht vergessen, das Jahr 1811: Eben waren seine Kalendererzählungen im Druck erschienen; ihre Rezension aus der Feder des von Hebel so sehr geschätzten Jean Paul hatten ihn glücklich gemacht. Außerdem hatte er eine Reise ins Oberland genossen und hatte dort eine Pfarrei gesehen, die er gerne gehabt hätte: Wolfenweiler. Doch andererseits hatte ihm in besagtem Jahr auch seine Angebetete, die Schauspielerin Henriette Hendel, in die er sich verliebt und um die er sich etwas linkisch und offenbar nicht entschieden genug bemüht hatte, den Laufpaß gegeben, indem sie den Professor Schütz aus Halle heiratete. Nicht gerade ein Erfolg des Jahres. Oder doch? Auf lange Sicht gesehen gewiß: Der eingefleischte Junggeselle Hebel mit seiner gehemmten Art – und die lebenslustige Schauspielerin: – es wäre eine Mesalliance geworden! Jedenfalls werden Erfolg wie Mißerfolg von Hebel als Gaben des Jahres akzeptiert; beides ist in die Untertöne des Neujahrsliedes eingegangen. Aber das Neue Jahr verspricht Neues. Das Vertrauen auf den Fortgang, auf die Wiederkehr der Zeit, ist da – und damit auch das Vertrauen auf eine Wiederkehr im Guten.

Die hier nur angedeuteten Gedanken tauchen drei Jahre später präziser wieder auf. Im „Neujahrswunsch des Wochenblattträgers für 1815“ nämlich so:

Viel Neues wieder alt,
in anderer Gestalt,
Verschwund'nes wieder da!
Ein großer Aufschluß nah –
und plötzlich wieder fern!
Der Zukunft goldner Stern
bald in den Wolken, bleich,
bald wieder strahlenreich!
Des Wünschens immer viel,
und nie erreicht das Ziel,
und stets die Menschen gleich!
Ein wunderlich Geschlecht,
getäuscht von Wahn und Schein,
nie mit sich im Verein!



Radrelief von Konarak

Kein Engel macht's ihm recht.
 Das alte Rad der Zeit,
 wie dreht es sich herum
 schon manches Säkulum,
 und dennoch kommt's nicht weit.
 Wohl dem, der sich vertraut,
 an seinem Nestlein baut,
 und was mein frommes Blatt,
 nicht was die Zeitung hat,
 mit stillem Sinn beschaut,
 nicht in die Zukunft schwebt,
 und – geh es wie es geh,
 zu Land und auf der See –
 des eignen Friedens lebt.
 So spreche Fried' und Ruh'
 im lieben neuen Jahr,
 das uns die Zeit gebear,
 Geehrte, bei euch zu!
 Zum höchsten Glücke weicht
 nicht Kiste, voll und schwer,
 nicht Macht und Glanz und Ehr',
 nur die Zufriedenheit!

In diesem Gedicht ist die Gesamthaltung besinnlich-überlegsam. Wieder sind die Grundmotive Hebels angeschlagen, die schwerwiegenden Gedanken verbergen sich hinter einfachem Wort und leichter Gebärde. Die Macht, die hier am Werk erscheint und alles verändert, ist die Zeit. Sie wird in einem genauen, leicht begreiflichen Symbol anschaulich: Im Bild des Rades:

. . . das alte Rad der Zeit, wie dreht es sich herum . . . und dennoch kommt's nicht weit . . .
 Nehmen wir zunächst die Skepsis zur Kenntnis, mit der das ewige Drehen des Rades vorgestellt wird; Hebel steht jedem Fortschrittsrummel skeptisch und ironisch gegenüber – nach dem Tenor des Ekklesiastes: Alles ist Eitelkeit . . .
 Indessen ist das Wort vom „Alten Rad der Zeit“ hier mehr als eine Redensart, die man so nebenbei benützt. Das Sprachbild steht für einen ganzen Block uralter Vorstellungen von Zeit, Zeitablauf, Zeitinhalt usw. Das Symbol

taucht erstmals, soweit wir sehen können, in den Upanischaden auf, also in altindischen philosophisch-theologischen Schriften, die über ein halbes Jahrtausend älter als das Christentum sind. Das „Rad der Geburten“ ist dort das Symbol dafür, daß alle Lebewesen an die himmlischen Ordnungen gebunden sind; eine aus dem 13. Jh. stammende Illustration hierzu ist das Radrelief am Sonnentempel von Konarak in Ostindien (Abb. 1). Von Indien aus sind die mit dem Geburtenrad zusammenhängenden Mythologeme nicht nur in den Hinduismus und Buddhismus gelangt, sondern auch nach Vorderasien, Griechenland und Rom und wurden von Judentum und Christentum übernommen. Nun ja, könnte man denken, – das Rad als Symbol der Bewegung und damit des Lebens und damit auch der Zeit, in der ja Bewegung und Leben abrollen, – was weiter? So vordergründig liegen die Dinge hier indessen nicht: Da das Rad immer wieder mit der gleichen Stelle einmal den Boden berührt, wenn es rollt, ist es auch das Zeichen für ewige und stete Wiederkehr. Es berührt aber nie mehr die gleiche Stelle des Bodens wie bei der Umdrehung zuvor, und damit erweitert sich der Symbolgehalt noch einmal: Das Rad ist somit auch das Zeichen für die Unbeständigkeit und Vergänglichkeit der irdischen Welt und des Kosmos überhaupt – und auch des menschlichen Schicksals: Das Rad der Fortuna, das Glücksrad, gehört ebenfalls hierher. Bei Hebels „altem Rad der Zeit“ allerdings liegt die Vorstellung von Elementaren, von Kosmischen zugrunde, im Vergleich zu dem das Menschlich-Schicksalhafte zunächst sekundär ist. Woher wußte Hebel von dieser Radsymbolik? Kannte er etwa die Upanischaden? Wohl kaum. Er kannte jedoch die antiken Autoren, die das altindische Gedankengut übernommen und es griechisch, römisch oder christlich überformt hatten. Sicher kannte er die Äußerungen der Vorsokratiker, – er kannte sicher Heraklit und Empedokles, Platon und Aristoteles. Gewiß hatte er auch das Trostschriften des Plutarch gelesen, das dieser für Apollonios beim Tod von dessen Sohn verfaßte; darin wird das aus Asien

übernommene Radsymbol in Dichterzitaten vorgeführt. Es heißt dort z. B.

Des Rades Drehen bringt die eine Felge erst, und wechselweise nun die andre auch hervor . . .

– oder in Bezugsetzung des Symbols zu Leben und Zeit des Menschen:

Der Sterblichen Geschlecht geht wie das Pflanzenreich

im Kreise stets: Der eine blüht zum Leben auf, indes der andre stirbt und abgemähet wird . . .

Man darf auch als sicher annehmen, daß Hebel im Verlauf seiner theologischen Studien auch Kirchväter gelesen hat; diese hatten auch die uralte Symbolgleichung Rad = Zeit aus dem Vorstellungsbestand der Alten Welt hervorgeholt und christlich umgedeutet. So Paulinus von Nola im 4. Jh.:

Es folgen einander die Zeiten, der Sommer vergeht und kehrt wieder; ein Taglauf verdrängt den andern und dreht einem Rad gleich den Erdkreis;

Vergehen muß alles, doch dauert der Heiligen Herrlichkeit ewig
in Christus, der alles erneut, doch selber unwandelbar bleibt . . .

Hier ist alles beisammen: Das Zeitrad, der Zeitablauf in der Abfolge von Tag und Nacht, die Jahreszeiten – und schließlich als feststehende Achse des bisher ohne Führung dahinrollenden Zeitrades bzw. als Verursacher der Bewegung: Christus. Noch mehr: Auch der Wechsel, das Vergehen und Sich-Erneuern der Zeitläufe – „Zeitläufe“, eine phantastische Wortbildung des Sprachgeistes nebenbei, die aber nur möglich war vor dem Hintergrund der Gleichung Zeit = Rad –, das Flaire des Proteus, das Proteusische, das Hebel in seinen frühen Präzeptorsjahren in Lössach so angezogen und ihn zu den halb ernsthaft-tiefsinnigen, halb launigburschikosen Äußerungen über den „Belchismus“ veranlaßt hatte – Proteus ist der antike Gott der Veränderung, der Verwandlung, des steten Wechsels –, alles das ist mit angespro-

Man höre, wie er dagegen ist, den gleichmäßigen Zeitfluß psychologisch zu manipulieren: Im Dezember 1825 meditiert er in einem Brief an Haufe darüber so:

„Das herannahende Ende des Jahres mahnt mich, meine Briefschulden zu bezahlen oder wenigstens zu bekennen, wiewohl es immer etwas Unangenehmes oder Störendes hat, und daher nicht gut ist, die Zeitabschnitte so scharf als möglich zu markieren, und aus dem Leben, das so leise und stet aus einer Minute in die andere hinüberrieselt, etwas Unganzes zu machen und gleichsam künstliche Catarrhakte hinein-zubauen . . .“

Vielleicht spürte Hebel, als er das schrieb, einfach das andrängende Lebensende; er hatte ja damals seine Todeskrankheit schon längst in sich. Wollte er sich einfach nicht daran erinnern lassen, daß „wieder ein Jahr hinunter“ war, um mit ihm zu sprechen? Zweifellos hat eine gewisse Seelendiätetik mitgespielt, eine Art Verdrängung – psychoanalytisch gesprochen –, aber sicher auch die magische Meinung, daß man nicht an das Tabu des vorbestimmten Zeitablaufes rühren dürfe, ohne selbst zugrunde-zugehen – alle antiken Mythen stehen dafür gut –; andererseits: Wenn Hebel sagt oder meint, daß das Kosmische und das kosmische Geschehen dem Menschen entzogen sei oder sein müsse, so ist diese Meinung nur das notwendige Korrelat zu seinem ungeheuren Seinsvertrauen, nachdem alles, was geschieht und geschehen kann, als gut, als schicksalhaft vorgegeben, als heilsam akzeptiert, ertragen, erduldet werden muß. So will denn Hebel in einem Brief vom Juni 1823 an Gustave Fecht und Karoline Günttert – also an die Freundin und an die Witwe des einen Freundes – das

„ . . . Jetzt des gegenwärtigen Augenblicks nicht von der Vergangenheit lösen . . .“

und schreibt:

„Man muß, wenn man kann, die Vergangenheit nicht von der Gegenwart scheiden, wenigstens sie durch ruhige Erinnerung wieder zur Ge-

genwart machen. Jean Paul sagt schön und wahr, die Erinnerung sey der Nachsommer der menschlichen Freuden, man könnte auch sagen, sie sei der Spiegel, in welchem die Vergangenheit wieder zur Gegenwart wird. Seneka – freilich ein Stoiker, sagt: „Ich betrübe mich nicht, wieso mir das Schicksal einen Freund genommen hat. Ich freue mich, daß ich ihn gehabt habe“. Er setzt hinzu: „Nur die Freuden, die wir genossen haben, sind gewiß und unverlierbar unser. Was wir in der Gegenwart besitzen, und von der Zukunft erwarten, ist unsicher und hängt von fremder Gewalt ab . . .“

Soweit Seneka – soweit Hebel ihn kannte und anwandte – und das heißt: soweit Hebel zu dieser Frage. In der Wertschätzung der Gegenwart – man trifft sie auch in seinen Gedichten an –, also in dem Fürwichtigthalten des Jetzt trifft sich Hebel allerdings mit vielen alten und neuen Philosophen, wenn über das Wesen der Zeit gehandelt wird. Martin Heidegger definierte „Zeit“ einmal als die „ununterbrochene Abfolge der Jetzt“ und als „nicht umkehrbare Zeitfolge“; den Zeitfluß erklärt er so: „Weil das Dasein im Sichvorweg zukünftig ist, muß es gewärtigend die Jetztfolge als eine entgleitend-vergehende verstehen“.

Zum Begriff der Zeit gehört auch die Meßbarkeit. Man könnte sogar behaupten, Zeit existiere nur in der Dimension der Meßbarkeit, d. h. Meßbarkeit sei ein wesentliches Kriterium der Zeit. Bei Aristoteles, der viele diffusen Vorstellungen der Philosophen vor ihm auf einen logistisch einwandfreien Nenner zu bringen gewußt hat, lautet die Definition der Zeit ganz nüchtern so: „Das nämlich ist die Zeit: Das Gezählte an der im Früher und Später zum Vorschein kommenden Bewegung“. Was haben wir Aristoteles voraus? Wir haben nur gelernt, Zeit nach immer minimaleren Bruchteilen zu messen, jedenfalls der Spezialist mit seinen hochentwickelten Geräten. Aber weiß er, was er dem Wesen des Gemessenen nach mißt? Bewegungsabläufe? Molekülbewegungen? Was weiß er vom Wesen der Zeit?

Hebel, ein Dichter, benutzte die ihm überkommenen, dem Menschen faßlichen und daher menschengemäßen Zeitmaße – die Stunde, den Tag, die Woche, die Nacht, den Monat, die Jahreszeiten und vor allem das Jahr, wenn er den Zeitfluß sinnfällig vorstellen will. Jedem dieser Maße haftet, wiewohl es menschlich faßbar, weil erlebbar ist, dennoch je in seiner Weise das Charakteristikum der Zeit an: Das Flüchtige, Enteilende, Vorübergehende, Unwiederbringliche, – aber auch das Wiederkehren. Mit anderen Worten: Apparate zur Zeitmessung bringen nichts ein, wenn es darum geht, Zeit als begriffliche Größe zu definieren oder verständlich zu machen. Einsicht in die Charakteristika der Zeit, wie sie Hebel als Dichter vermitteln konnte, bringen dagegen selbst einem unphilosophischen Leser nahe, was Zeit ist. In Hebels Gedicht „Der Sperling am Fenster“ z. B. heißt es ganz beiläufig:

Ne blaue Möntig währt nit lang,
un d'Wuche het e menggi Stund,
un menggi Wuche lauft durs Dorf,
bis jedem au si letzti chunnt . . .

Hier wird schon das Problem der subjektiven Zeit angeführt, – daß nämlich der Zeitablauf einmal als schneller, einmal als langsamer empfunden wird. Ebenso wird angerührt, daß jeder Mensch seine vorbestimmte, zugemessene Lebenszeit hat. Im Laufe der Wochen durchs Dorf scheint sich das Radsymbol wieder einzufinden; indessen wird es ungenügend, wenn man es nur als geradlinige Fortbewegung nimmt. Das Kreisen des Zeitrades – Rad heißt griechisch *kyklós* – ist hier schon zyklisch zu verstehen, d. h. im Sinne einer ständigen Wiederkehr von Ähnlichem im Jahreszeiten- und Jahresablauf. Und noch ein anderer Aspekt tut sich auf: Die Wochen laufen fort, weg, in die Vergangenheit, in die Vergessenheit. Sie laufen vom Betrachter weg, aus der Gegenwart weg. Wohin? Andererseits laufen sie doch auch auf den gegenwärtig erlebten Augenblick zu: Woher? Aus der Zukunft, als dem Reservoir aller irgendwann einmal an uns vorbeihuschender Augenblicke? Offenbar meint Hebel es so. Es han-

delt sich um eine Bewegung, die durch den Augenblick hindurchgeht, eine Erstreckung in ein Später und eine Erstreckung aus einem Früher gehabt hat. Die Zeit – denn so wird man diese Bewegung nennen – kommt heran, ist im Augenblick da und geht vorbei. Schließlich strebt sie aber doch einem bestimmten Zielpunkt zu – der Menschegeist kann offenbar eine Erstreckung der Zeit ins Unendliche nicht fassen –, also einem Letzten, Äußersten – griechisch gesprochen: einem Eschaton. Philosophie und Theologie nennen die Lehre von den letzten, den äußersten Dingen „Eschatologie“. Und für den Theologen und Christen Hebel heißen die letzten Dinge nach dem Begriffsschatz der Bibel: Tod, Gericht, Auferstehung, Weltende.

Wo aber bleiben die antiken Mythologeme im Motivreservoir Hebels neben denen aus dem christlich-theologischen Bereich? Verdrängt er sie? Keineswegs. Er vermengt stets christliches mit antik-heidnischen Vorstellungen; er vermengt sie so, daß die Quellgründe oft nicht genau auszumachen sind. Er vermengt sie auch mit eigensten Vorstellungen von Zeit und Endzeit. Wie auch immer: Für Hebel wird Zeit – wie könnte es anders sein – erlebt vom Menschen; nur in dieser Aktivierung wird sie überhaupt erst existent. Und jeder Mensch hat eine persönliche Zeit, nämlich seine eigene persönliche Spanne zwischen seiner Geburt und seinem Tod. Der persönliche Tod des Individuums ist – um mit dem Endpunkt der persönlichen Zeit anzufangen – stets präsent und ragt in die Lebenszeit hinein. Auf ihn läuft die Zeit eines Menschen zunächst immer zu. Dieser Endpunkt wird von Hebel unaufhörlich evoziert, oft auch mit moralisierenden Nebenabsichten. Das Gedicht „Agatha an der Bahre des Paten“ etwa schließt mit den Worten:

Gang, Agethli, un halt di wohl!
Di Stündli schlacht der au nemol!

Und sogar die „Marktweiber in der Stadt“ – so auch der Titel des Gedichts – rühren an die Thematik des persönlichen Todes als des Lebensziels, lassen aber voll Vertrauen auf eine

zyklische Wiederkehr einer Morgensituation eine eschatologische Hoffnung offen: Das Wort „Nacht“ in den folgenden Gedichtzeilen meint nicht nur den Zeitraum zwischen Abend und Morgen, sondern ebenso auch die Nacht des Totseins. Der auf diese Nacht folgende Morgen ist die Auferstehung, die nach der Johannesapokalypse eine „Neue Schöpfung“ hervorbringt. Die Marktweiber also sagen:

. . . zletzt chunnt mer au zuem Ziel.
Jo gell, wenn's Stündli schlacht?
He jo, 's bringt jedi Nacht e Morgen, un me freut si druf.
Gott het im Himmel Chrono. –
– Chromet grüeni Bohne!

Schwere Gedanken über Lebenslauf, Tod und Belohnung im Himmel werden hier mit der prosaischen Aufforderung zum Kauf von Bohnen konfrontiert. Es gehört zu Hebels dichterischem Stil, daß er Tiefes und Tiefsinniges mit volkstümlichen Worten und Bildern vorbringt, und ernsten Aussagen durch Ironie oder wie hier durch das harte Danebenstellen der Tages- und Berufswirklichkeit ihre Schwere zum Teil wieder nimmt. Dieser Stil ist nur ein weiterer Ausdruck jener Grundhaltung Hebels, die man als Seinsvertrauen bezeichnen kann. Eine Themenvariante bringt das vielzitierte Gedicht „Freude in Ehren“, das zu moderiertem Genuß des Lebens aufruft. Die zwei letzten Strophen lauten:

Ne freudig Stündli,
isch's nit e Fündli?
Jetzt hemmer's un jetzt simmer do;
es chunnt e Zit, würd 's anderst goh.
's währ alles churzi Zit,
der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer ball dört lit?
Wenn d'Glocke schalle,
wer hilt is alle?
o geb is Gott e sanfte Tod!
E rüejig Gwisse geb is Gott,
wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blitzt un chracht,
un in der letzte Nacht . . .

Lebensfreude angesichts des immer gegenwärtig gedachten Todes? Läßt das nicht an Horaz denken und an sein Wort „Carpe diem“ – genieße den Tag? Im ersten Buch seiner Oden heißt es im Zusammenhang:

. . . während du sprichst, flieht uns die neidische Zeit!
Du genieße den Tag! Traue dem nächsten nicht! . . .

Auch das Bild von der ewigen Nacht am Ende des Lebens hat Horaz präfiguriert – und andere antiken Dichter mit ihm. Er sagt:

. . . die gleiche Nacht erwartet uns alle,
einmal müsen wir gehn / alle die Straße des Tods . . .

Die Vorstellung, daß der Mensch durch seine Zeit hindurch dem Ende seiner Zeitlichkeit zuschreitet, hat Hebel in dem Gedicht „Der Wegweiser“ anschaulich gemacht, – nicht ohne in gewohnter Weise moralisierend und volkserzieherisch Nutzen aus ihr zu schlagen. Die zwei letzten Strophen des Gedichtes fassen das Wegsymbol und die eschatologische Hoffnung zusammen:

Wo mag der Weg zuem Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zuem stille Grab im chüele Grund
führt jede Weg, un's fehlt si nit.
Doch wandle du in Gottesfurcht!
I root der was i roote cha.
Sell Plätzli het e gheimi Tür,
un 's sinn no Sache ehne dra.

Hebel mag seinen Horaz gekannt haben, – die Bildkraft biblischer Aussagen mögen ihm vertraut gewesen sein, gewiß; indessen sind seine Sprachbilder auch zeitlos gültige dichterische Metaphern – und mehr als das: Hebel hat in jedem Falle, woher ihm auch immer die Metaphern und die Mythologeme zuwuchsen, eine leichtverständliche, volkstümliche, – eine genuin oberländische Sprachform für sie geprägt, die unverwechselbar eigenständig ist. Die Zeile von eben –

... wenn d'Glocke schalle,
wer hilft is alle?

– ist doch jenseits bereitliegenden sprachlichen Bildguts ein erschütternder Angstruf menschlicher existentieller Gefährdung, der nur vergleichbar ist den Strophen jenes lateinischen Hymnus aus dem 13. Jahrhundert, den die katholische Totenliturgie vor dem Einbruch einer promiskuen Progressivität in das Gefüge dieser Kirche gekannt und geschätzt hat, – vergleichbar jenem erschütternden

Dies irae, dies illa
solvat saeculum in favilla . . .

oder – wie seinerzeit bei den Exequien die deutsche Übersetzung begann:

Tag des Zornes, Tag der Zähren,
wird die Welt in Asche kehren . . .

Von einem Tag des Zornes allerdings ist bei Hebel nicht die Rede. Genau genommen. Aber die Angst vor dem Jüngsten Tag ist da, kein Zweifel. Man kann das ins Psychologische abwerten, gewiß. Man muß es sogar, denn aus theologischen Hintergründen kann diese Angst bei Hebel nicht kommen: Er ist ja Lutheraner, und das Lutherische seiner Theologie ist präpotent. Das heißt in diesem Fall: Er glaubt an das Heil aus dem Glauben, und aus dem Glauben allein. Sein Vertrauen in den Gott seiner Überzeugung ist zu stark. Deshalb kann er auch das eigene Lebensende einmal ganz launig metaphorisch mit seinen damaligen Urlaubsplänen vergleichen und gleichzeitig das immer präsente eschatologische Moment miteinbeziehen, wenn er im Mai 1823, drei Jahre vor seinem Tod, an Haufe schreibt:

„. . . ich wollte auf Pfingsten . . . auf dem Kappler Kirchhof das Fest meiner künftigen Auferstehung von den Toden genießen. Das Todesschläflein hätte ich vorher unter den Bäumen der Hub figurirt . . .“

Ebenfalls an Haufe schreibt Hebel im August 1822 nach seinem Umzug in die neue und, wie er fühlt, letzte irdische Wohnung ernsthafter:

„. . . daß solche Aus- und Einzüge im Kleinen nur Vorübungen des Großen und lebhaftere Erinnerungen sind, daß wir hier keine bleibende Stätte haben . . .“

Gelegentlich benutzt Hebel auch den gängigen Wortschatz des politischen Tagesgeschehens, um Bilder für das Lebensende und für die Zeit danach zu gewinnen; er zieht damit das Eschatologische an die Gegenwart heran. Im Juni 1822 schreibt er im Gedenken an den toten Jugendfreund Günttert an dessen Witwe und an Gustave Fecht:

„. . . an Sie dachte (ich) und an unsre theuren Entschlafenen. Ich sehne nicht oft nach dem Frieden, der ihnen zuteil geworden ist, – an den Landtag im Himmel . . .“

Man trifft sich also im Himmel: ein christlicher und tröstender Gedanke. Und die bedeutenden Leute veranstalten dort oben dann eben so etwas wie einen Landtag. – Einfachere Leute leben nach ihrem Tod dort oben – wo immer das ist – eine einfachere, aber ebenso entschiedene Existenz. In einer Versepistel an den Rechnungsrat Gysser fragt Hebel nach einer Frau, die krank gewesen war. Dabei vermengen sich die Metaphern für das Leben nach dem Tod, für das unaufhaltsame Wandernmüssen durch die Zeit und das Horazische Carpe-diem zu dem Anruf, das Leben – wengleich in Bescheidung – zu nutzen:

... bsunders selli Frau. Wie isch 's ere endli no gange?

Isch sie wieder z'Chräfte choo? I möcht ere's gunne.

Oder het sie gendet un trinkt in blaue Reviere Sterneluft und Himmelsblau un mutteret nümme;

Helf is Gott! Mer werde au no 's Bündeli mache un ins himmlisch Kanaan der Weg unter d' Füeß neh!

's seig e gangbari Strooß; sie gang gwiß über e Chilchhof.

Sidder wemmer leben un 's Lebe freudig verbruuche,



Der Wächter in der Mitternacht. Lithographie von Hans Bendel. 1849

Trüübli esse, Neue trinke, Chestene broo-
te . . .

Der Mitte der Zitats nach zu schließen, scheint für Hebel der Tod nicht das unwiderrufliche Ende der persönlichen Zeit: Offensichtlich leben die Gestorbenen in irgend einer Weise noch weiter – zunächst ohne Rücksicht auf Gericht oder Weltende. Ist für Hebel das persönliche Zeitende nur ein Provisorium? Der Beginn eines Zwischenzustandes? Wie fügt sich für Hebel die persönliche Zeit eines Menschen – vielleicht noch bis zum Weltende verlängert – in eine überpersönliche, absolute Zeit ein?

Für einen Leser, der Hebel als Philosophen oder Theologen und nur als das auffaßt, sind das berechnete Fragen. Indessen ist Hebel ein Dichter, der dem Leser Bilder und Symbole vor Augen führt, – kein Philosoph, der ein strenges Gedankengebäude errichtet. Dichter sind Seher, im alten römischen Verstand des Wortes „vates“. Dichter sprechen aus eigener Vollmacht, und sie mischen die Bereiche, aus denen ihnen die Bilder zufließen, wie die Bilder selbst. Der Leser sollte den Dichter nicht allzustreng befragen oder ihn auf ein bestimmtes seiner Bilder festlegen. Er sollte zufrieden und glücklich im Mitanschauen der Bilder sein, die ihm der Dichter zukommen läßt. Lesen wir nach dieser Einstimmung eines der großen Gedichte Hebels, nämlich jene ganz und gar nicht provinzielle, sondern allgemeingültige ins Existentielle vorstoßende Mitternachtsphantasie mit dem Titel: „Der Wächter in der Mitternacht“. Zur Situation: Der dörfliche Nachtwächter, eine bei Hebel beliebte, aus dem ländlichen Alltag stammende, aber mit biblischen wie mit mythischen Reminiszenzen besetzte Symbolfigur, geht durchs Dorf und über den Kirchhof, singt in regelmäßigen Abständen seinen Wächterruf und meditiert: (Abb. 3)

Looset, was i euch will sage:
D' Glocke het zwölfi gschlage.

Wie still isch alles! Wie verborgen isch,
was Lebe heißt, im Schoß der Mitternacht
uf Strooß un Feld! Es tönt kei Menschtritt,

es fahrt kei Wagen us der Ferni her,
kei Huustür gahret, un kei Odem schnuufft,
un nit emol e Möhnli rüeft im Bach.
's lit alles hinterm Umhang jetz un schlooft;
un öb mit lüchtem Fueß un stillem Tritt
e Geist vorüberwandlet, weiß i nit.

Doch was i sag! Ruuscht nit der Tüich? Er
schießt

im Leerlauf ab am müede Mühlirad,
un näume schliicht der Iltis unterm Dach
de Tremle no; un lueg, do obe zieht
vom Chilchturn her en Üül im stille Flug
dur d' Mitternacht. Un hangt denn nit im
Gwülich

die großi Nachtlaterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, un d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Regenacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Strooß
an d'Heimet chunnt, no keini Dächer sieht
un numme do un dört e fründli Liecht.

Wie wird's mer doch uf eimol so kurios?
Wie wird's mer doch so weich um Brust un
Herz?

As wenn i briegge möcht, weiß nit, worum;
as wenn i Heimweh hätt, weiß nit, no was.
Looset, was i euch will sage!
D' Glocke het zwölfi gschlage.

Un isch's so schwarz un finster do,
se schiine d'Sternli no so froh,
un us der Heimet chunnt der Schii;
's mueß liebli in der Heimet sy!

Was will i? Will i über e Chilchhof goh
ins Unterdorf? Es isch mer, d'Tür seig off,
as wenn die Toten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen un im Dorf
e wenig luegten, öb no alles isch,
wie almig. Denkwohl, i tue's
un ruf de Tote, – nei, sell tuen i nit!
Still will i uf de stille Gräbere goh!
Sie hen jo d'Uhr im Turn; un weiß i denn,
isch au scho ihri Mitternacht verbei?
's cha sy, es fällt no dunkler allewiil
un schwärzer uf sie abe – d' Nacht isch lang.
's cha sy, es zuckt e Streifli Morgerot
scho an de Bergen uf – i weiß es nit.

Wie isch's so heimli do! Sie schloofe wohl,
 Gott gunn ene's! – E bitzli schuuderig,
 sell leugn i nit; doch isch nit alles tot.
 I hör jo 's unrueih in der Chilche; 's isch
 der Puls der Zit in ihrem tiefe Schloof,
 un d'Mitternacht schnuuf vo de Berge her.
 Ihr Odem wandlet über d'Matte, spielt
 dört mit em Tschäubeli am grüne Nast
 un pfiift dur d'Scheie her am Gartehag.
 Sie chuuchet füecht an d'Chilchemuur un chalt;
 die lange Fenster schnattere dervo
 un 's lopperig Chrütz. Un lueg, do lüftet si
 en offe Grab! – Du gueten alte Franz,
 se henn sie der dii Bett scho gmacht im Grund,
 un 's Deckbett wartet uf die nebedra,
 un d'Liechtle us der Heime schiine dri!
 He nu, es goht is alle so. Der Schloof
 zwingt jeden uf em Weg, un öb er gar
 in d'Heimet dure chunnt; doch wer emol
 sii Bett im Chilchhof het, gottlob, er isch
 zum letztemol doniden übernacht;
 un wenn es taget un mer wachen uf
 un chönnen use, hemmer nümme wit,
 e Stündli öbben oder nit emool. –
 Se stolper i denn au no d'Stäppli ab,
 un bin so nüechter bliebe hienechte.
 Looset, was i euch will sage!
 D'Glocke het zwölfi gschlage.
 Un d'Sternli schiine no so froh,
 un us der Heimet schimmret's so,
 un 's isch no um e chleini Zit.
 Vom Chilchhof seig's gwiß nimme wit.
 Wo bin i gsi? Wo bin i echterst jetz?
 E Stäppli uf, e Stäppli wider ab,
 un wifers nüt? Nei weger, wifers nüt!
 Isch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
 e stille Chilchhof? Schlooft nit alles do
 wie dört vom lange, müede Wachen uus,
 vo Freud un Leid, un lit in Gottis Hand,
 do unterm Straudach, dört im chüele Grund,
 un wartet, bis es taget um sie her?
 He, 's würd jo öbbe! Un wie lang un schwarz
 au d' Nacht vom hoche Himmel abehangt,
 verschloofen isch der Tag deswegen nie;
 un bis i wider chumm un nonemol,

se genn mer d' Gühl scho Antwort, wenn i rüef,
 se weihet mer scho der Morgeluft ins Gsicht.
 Der Tag verwacht im Tannewald, er lüpft
 alsmach der Umhang obsi; 's Morgeliect,
 es rieslet still in d'Nacht, un endli wahl't
 in goldne Strömen über Berg un Tal.
 Es zuckt un wacht an allen Orte; 's goht
 e Lade do un dört e Huustür uf,
 un 's Lebe wandlet uuse frei un froh.
 Du liebi Seel, was wird's e Fiirtig sy,
 wenn mit der Zit die letzti Nacht versinkt
 un alli goldne Sterne groß un chlei,
 un wenn der Mond un 's Morgerot un d'Sunn
 im Himmelslicht verrinnen un der Glast
 bis in die tiefe Gräber abedringt,
 und d'Muetter rüeft de Chindlene: „'s isch
 Tag!“
 un alles us em Schloof verwacht un do
 ne Lade ufgoht, dört e schweri Tür!
 Die Tote luegen uuse jung un schön;
 's het mengge Schade guetet übernacht,
 un mengge tiefe Schnatte bis ins Herz
 isch heil. Sie luegen use gsund un schön
 un tunke 's Gsicht in Himmelsluft; sie stärkt
 bis tief ins Herz – du alte Narr, was brieggsch!
 Looset, was i euch will sage!
 D'Glocke het zwölfi gschlage.
 Un d'Liechtle brennen alli no;
 der Tag will jemerst no nit choo.
 Doch Gott im Himme lebt un wacht,
 er hört wohl, wenn es vieri schlacht.
 Wollte man dieses in jedem Sinne große Gedicht
 Hebels mit den Zeugnissen der sogenannten
 Kirchhofspoesie aus der Mitte des 18. Jahrhun-
 derts vergleichen – sogar mit der sehr berühmt
 gewordenen „Elegy written in a country
 church yard“ des Thomas Grayes, erschienen
 erstmals 1751 –, so würde die etwas bleichsüch-
 tige-melancholische Stimmung jener vorroman-
 tischen Gedichte vor der kräftigen Poesie He-
 bels mit ihrer Fülle von Bildern und unauf-
 dringlichen und zyklisch wiederkehrenden
 Vergleichen gänzlich verblassen. Und dies vor
 allem auch deshalb, weil Hebels Wächterge-
 dicht nicht bloß auf Stimmung und Trauern
 geht, sondern Realität des Daseins in der Zeit in

Beziehung setzt zu überzeitlichen oder außerzeitlicher Existenz des Menschen. Es ist kaum möglich, die Äußerungen Hebels in diesem Gedicht einzeln vorzuführen, weil sie unter sich ein anscheinend verworrenes, indessen wohlüberlegtes Geflecht bilden, das nur in seiner Gesamtheit den von Hebel gewollten Eindruck vermittelt: den Eindruck von Zeit und Endzeit. Wie in der ersten Strophe die Atmosphäre der Mitternacht suggeriert wird, wie im „Geist“ die Gegenwärtigkeit der Jenseitswelt evoziert – oder besser „besprochen“ ist, – wie sich im Heimwehgefühl des Wächters ekstatische Schau ankündigt, die schon das neutrale Wort „Heimet“ auf eine außerzeitliche, offenbar christlich gemeinte Jenseitsheimat bezieht, aus der dem Wächter der „Schil“, d. h. der erleuchtende Anruf kommt, – und wie dann die Schau des End- und Außerzeitlichen beginnt: in den Anblick der dörflichen Gräber mischen sich uralte Vorstellungen vom Mitleben der Toten, die kritisch beobachtend zu ihrer Stunde, der Mitternacht, durchs Dorf und durch die reale Zeit gehen. Die magische Präsenz dieser Toten – das spürt der Wächter – darf nicht angerufen – „beschrien“ – werden; sie sind der Gegenwart entrückt und trotzdem gegenwärtig, auch wenn der Wächter realistisch-bäuerlich für seine Erfahrung konstatiert, daß er bisher keinem Geist begegnet sei.

Doch hieß es vorhin nicht, der Tod sei für Hebel das Ende der persönlichen Zeit? Phänomenologisch gesehen ja. Nicht im endzeitlichen Sinn, im mythischen Sinn. Der Mensch hat für Hebel nach seinem Tod – und das bis zum Weltende bzw. Weltgericht – noch ein Fortleben als diffuses Zwischenwesen, das – war der Mensch im Leben gut – sich als Wächter- und Warner-dasein manifestiert, – war er böse und schlecht, als Gespenst. Oder einfach als müder Schläfer. Hebels „Gespenst an der Chanderner Straße“ wäre demnach eine Art zum Individuum zusammengesetztes Wildes Heer? Und die das Dorf mitternächtlich inspizierenden Totengeister dasselbe ins Positive gewendete Phänomen, also symbolgleich mit dem Treuen Eckart?

In der Tat, so ist es; oder – um mit Hebel selbst zu sprechen: „s cha nüt anderst sy!“

Woher diese Vorstellung von einem Zwischenzustand und einem bestimmten Ort für die Seelen? Man muß zur Erklärung nicht bis auf den homerischen Hades zurückgehen; auch die altjüdische Apokalyptik kennt das Mythologem: Das Henochbuch kennt ebenfalls einen „Hades“ als unterirdischen Warteort bzw. Wartezustand aller Seelen. Und die Esra-Apokalyptik fragt, ob wir nach dem Tode „ . . . in Ruhe sorglich verwahrt bleiben, bis die Zeiten kommen, da du, Gott, deine Schöpfung erneuern wirst . . . ? (3, 10. 2. 3.)“.

Die Gnosis und Clemens von Alexandrien kennen dann den Aufstieg der Seelen durch den Bereich der materiellen Welt hinauf in die Sterneregionen, wobei ein starker Dämonenglaube mitspielt. Das Wort „Refrigerium“ auf älteren lateinischen Grabinschriften schließlich bezeichnet ganz stereotyp einen Zwischenzustand der lösenden Ruhe, der erfrischenden und heilenden Seligkeit.

Doch weiter am Wächtergedicht! Der Begriff der Nacht! Er wird von Hebel sogleich ins Eschatologische gedehnt. „Nacht“ meint bei Hebel und vor allem in diesem Gedicht durchaus nicht immer und nicht nur den Zeitraum zwischen dem Untergang und dem nächsten Aufgang der Sonne, sondern meint die Zwischenzeit zwischen Tod des Menschen und seiner Auferstehung. In dieser Zeitspanne schlafen die Toten, eine durchaus volkstümliche Vorstellung, – wenn sie sich nicht aus unergründlichen Antrieben heraus als Gespenster oder Warner betätigen.

Indessen geht die Zeit aber weiter, – pulsierend, also regelmäßig-rhythmisch, – einmal retardierend, einmal beschleunigt. Symbol für diesen Fortgang der Zeit ohne Beeinflussung durch Lebende oder Tote ist die Unruh in der Kirchenguhr. Dieses Teilstück eines technischen Mechanismus' übt in der Beharrlichkeit seines Funktionierens aber auch eine ungeheuer beruhigende Faszination aus: Denn könnte die Zeit

– gemeint ist jetzt die absolute, kosmische Zeit, – die unabhängig von den menschlichen Individuen stetig weiterschreitende Zeit – nicht einmal stillstehen? Oder einfach ausbleiben? Wie die Kirchenglocke einfach einmal stehen bleiben kann, weil man sie nicht aufgezogen hat? Was geschieht dann mit allem Lebendigen, das in seinem Ablauf an die Zeit gebunden ist?

Eine ziemlich vertrackte Vorstellung, – aber: Hebel hat sie gehabt, – und die Antike hat sie gehabt: Man denke an Orpheus, in dessen Mythos die Zeit nicht nur stillsteht, sondern sogar reversibel wird, rückspulbar, – wo Ereignisse nicht nur wiederholbar, sondern in ihr Gegenteil verkehrbar sind; Cocteau's Film „Orphée“ hat das wiederaufgenommen. Hebel jedenfalls hat sich auch schon Gedanken über die Möglichkeit des Ausbleibens der Zeit gemacht: In einem alemannischen Neujahrsgegedicht vom Jahre 1806 läßt er das Neue Jahr sagen:

Mii Vetter het sii Bündel gmacht,
un furt by Nebel un by Nacht.
Wär ich nit uf d'Minute choo,
's hätt weger chönne gefährli goh!

Ironisch, wie sich das liest, könnte Hebel es auch gemeint haben; denn Hebel kleidet gern in Ironie, was er nicht erklären kann, weil es nicht erklärbar ist. Aber überspielt seine Ironie doch nicht allzugern fundamentale, existentielle Ängste? Denn: Stocken des Zeitflusses, Ausbleiben der Zeit – das wäre dann ja wohl das, was man ohne weiter nachzudenken als Ewigkeit bezeichnen könnte? Gewiß, und für Hebel ist denn auch folgerichtig eine Uhr, die stets auf Halb Neun oder Halb Zehn zeigt, also keine Zeit mehr mißt, weil sie stehen geblieben ist, ein Sinnbild der Ewigkeit – ohne daß man nun diesen Begriff auf seine christlichen–theologischen, antiken oder volkstümlichen Komponenten weiter untersuchen müßte. Das ist nicht verwunderlich. Nennt doch Hebel in Einklang mit seinem heimischen Idiom jede Uhr einfach „Zit“, d. h. Zeit, – und die Taschenuhr gar in kosendem Diminutiv das „Zitli“, das Zeitlein! So im „Geisterbesuch auf dem Feldberg“:

Un jez, woni's sag, un mittem vordere Finger
's Zitli frog, wo 's Zeigerli stand, 's isch z'finster
für's Aug gsi,

un wo 's Zitli seit, 's gang abden Ölfen . . .

Doch wieder zurück zu unserem Gedicht: Der Wächter findet sich wieder zurück in die Realität des mitternächtlichen Dorfkirchhofs und zu den situationsbedingten Sensationen. Und kaum irgendwo in der Literatur sind diese und die Mitternacht so eindringlich vorgestellt worden wie hier. In diese Realität ist das Individuum, sind seine Empfindungen örtlich und zeitlich eingebettet: Der Wächter erkennt das für einen Bekannten ausgehobene Grab, – das führt zu Reflexionen über das eigene Lebensende. Doch die Kraft der Schau mindert sich in der Besinnung auf die eigene Existenz in der Zeit. Dann flackert noch einmal die Ekstase auf, das Außer-Sich- und Aus-Der-Zeit-Sein schon im Leben. Aber in den Schauer vor der letzten Nacht der Zeitlichkeit und vor dem Erwachen aus ihr mischt sich tröstlich die reale und oft erlebte Parallele des zeitlichen, irdischen, dörflichen Erwachens: In einer Natur- und Genreschilderung ohnegleichen setzt Hebel den sicher zu erwartenden Morgen des Dorfes in Bezug zum Erwachen der Toten am Jüngsten Tag, – beschreibt das heilende Wesen der von den Toten durchschlafenen Weltnacht, – und endet schließlich, da der wirkliche Tag – vom eschatologischen „Tag“ ganz abgesehen – immer noch auf sich warten läßt, mit dem Hoffnungsruf, der im Himmel wachende Gott werde wohl merken, wenn es tage; das ist wieder doppelsinnig: es zielt sowohl auf die reale Gegenwart wie auch auf den Jüngsten Tag.

Das klingt alles sehr einleuchtend. Nur: hat Hebels Gott keinen Einfluß auf das Kommen des Jüngsten Tages? Und keinen auf das Kommen des Erdentages? Und was hat es mit der doch angenommenen Überzeit oder absoluten Zeit, die sich wie eine Glocke über die Zeit des Menschen und der Erde stülpt, auf sich? Sind diese Vorstellungen christlich bestimmt, wie man es von einem Theologen wie Hebel annehmen könnte? Oder liegen antike Muster

vor, wie sie dem Philologen Hebel ebenfalls bekannt waren? Oder gar uralte, urmenschliche? Alles zusammen eigentlich. Gewiß lassen sich Schichtungen feststellen: Geht es um Kosmologisches, treten antike Vorstellungen in den Vordergrund, oft in schon verfestigten Mythologemen; geht es um den Menschen und sein endzeitliches Schicksal und Verbleiben, herrschen biblische Wort- und Sprachbilder und damit auch Sinninhalte vor. Doch oft überlagern sich die Denkmodelle auch oder werden moduliert.

In kosmologische Bereiche und damit tiefer in Hebels Vorstellungen von endzeitlichem Geschehen und absoluter Zeit führt ein anderes Gedicht. Es trägt den Titel „Die Vergänglichkeit“ und man hat es mit vollem Recht „eines der ewigen großen Gedichte der Weltliteratur“ genannt. Wilhelm Altwegg, der unübertroffene Meister der Hebelinterpretation, hat seinen Inhalt einmal höchst zutreffend dahin bestimmt, es verkünde „die Vergänglichkeit alles Irdischen und das Hereinbrechen des Jüngsten Tages mit Weltuntergang und Totenaufstehung so, wie nach dem in der Kirche Vernommenen ein Bauer es sich ausdenken und dem Knabenverständnis nahebringen mag“.

Das alles schildert Hebel wie stets nicht abstrakt und lehrhaft, sondern bildhaft und anschaulich; umwelt- und situationsbezogen. Eben so, wie sich im Wiesental und am Rheinknie bei Basel das Weltende abspielen könnte. Zu den Grundvorstellungen, die Hebel dabei hat, später. Zunächst das Gedicht. Die Situation (Abb. 4) kennzeichnet Hebel im Untertitel des Gedichts so:

Gespräch auf der Straße nach Basel, zwischen Steinen und Brombach, in der Nacht.

Dieser Untertitel ist nicht willkürlich oder zufällig. Um ihn zu verstehen, muß man wissen, daß an eben jener Stelle zwischen Steinen und Brombach Hebels Mutter, die schwerkrank auf einem Leiterwagen von Basel nach Hausen gebracht werden sollte, am düsteren Spätnachmittag des 16. Oktober 1773 im Beisein ihres drei-

zehnjährigen Sohnes verstorben ist. So erinnert der Untertitel des Gedichts mit seiner präzisen Festlegung von Ort und Tageszeit nicht nur an das von dem jungen Hanspeter damals erlittene Trauma, sondern auch an das Ende der subjektiven Zeit des Menschen; er rührt damit auch an Endzeitliches, weil beides, Zeit und Endzeit, für die praktische Erfahrung des Individuums zusammenfällt. – Aber zunächst das Gedicht:

Der Bueb seit zuem Ätti:

Fast allmol, Ätti, wenn mer's Röttler Schloß
so vor den Auge stoht, se denk i dra,
öb's üüsem Huus echt au emool so goht.

Stoht's denn nit dört, so schuudrig wie der Tod

im Basler Totetanz? Es gruuset mer,

wie länger as i's bschau. Un üüser Huus,

es sitz jo wie ne Chilchli uf em Berg,

un d'Fenster glitzere, es isch e Staat.

Schwätz, Ätti, goht's em echterst au no so?

I mein emool, es chönn schier gar nit sy.

Der Ätti seit:

Du guete Burst, 's cha frilli sy, was meinsch?

's chunnt alles jung un neu, un alles schliicht

im Alter zue, un alles nimmt en End,

un nüt stoht still. Hörsch nit, wie 's Wasser

ruuscht

un siehst am Himmel obe Stern an Stern?

Me meint, vo alle rühr si kein, un doch

ruckt alles wifers, alles chunnt un goht.

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt.

De bisch no jung; Närsch, i bi au so gsi,

jetz würd's mer anderst; 's Alter, 's Alter

chunnt,

un wo n i gang, go Gresgen oder Wies,

in Feld un Wald, go Basel oder heim,

's isch einerlei, i gang im Chilchhof zue. –

briegg alder nit! – un bis de bisch wie n ich,

e gstandne Maa, se bin i nümme do,

un d' Schoof un Geiße weiden uf mimm Grab,

jo wegerli; un 's Huus wird alt un wüest;

der Rege wäscht der's wüester alli Nacht,

un d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,

un im Vertäfer popperet der Wurm.

Es regnet no dur d'Bühni ab, es pfiift

der Wind dur d'Chlimse. Drüber tuesch du au

Die Vergänglichkeit.
Zeichnung von K. Kögler.
Um 1900



no d' Auge zue; es chömmе Chindeschind
un pletze dra! Zletzt fuult's im Fundement
un 's hilft nüt meh. Un wemme nootnoo gar
zweituusig zehlt, isch alles zemmekeit,
un endli sinkt 's ganz Dörfli in sii Grab.
Wo d' Chilche stoht, wo 's Vogts un 's Heere
Huus,
goht mit der Zit der Pflueg.

Der Bueb seit:

Nei, was de seisch!

Der Ätti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!
Isch Basel nit e schöni, tolli Stadt?

's sinn Hüüser drin, 's isch menggi Chilche nit
so groß, un Chilche 's sinn in menggem Dorf
nit soviel Hüüser. 's isch e Volchspiel, 's wohnt
e Rüchtum drin, un mengge brave Heer;
un mengge, wo n i gchennt ha, lit scho lang
im Chrützgang hinterm Münsterplatz un
schlooft.

's isch eitue, Chind, es schlacht emool e Stund,
goht Basel au ins Grab un streckt no do
un dört e Glied zuem Boden us, e Joch,
en alte Turn, e Giebelwand; es wachst
do Holder druf, do Büechli, Tanne dört
un Moos un Farn, un Reiger sitze druf –
's isch schad derfür! – Uns sinn bis dörthi d'Lüt
so narsch wie jetz, se göhn au Gspengster um:
der Sulger, wo die arme Bettellüt
vergelstret het, der Lippi Läppeli,
un was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bueb seit:

Schwätz liisli, Ätti, bis mer über d'Bruck
do sinn, un do an Berg un Wald vorbei!
Dört obe jagt e wilde Jäger, weisch?
Un lueg, do niden in de Hürste seig
gwiß 's Eiermeidli glege, halber fuul,
's isch Johr un Tag. Hörsch, wie der Laubi
schnuufft?

Der Ätti seit:

Er het der Pfnüsel. Seig doch nit so narsch!
Hüst, Laubi, Merz! – Un loß die Tote goh,
sie tüen der nüt meh. – Je, was han i gseit?
Vo Basel, daß es au emool verfallt. –
Un goht in langer Zit e Wandersmaa
ne halbi Stund, e Stund wit dra verbei,
se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
un seit siim Kamerad, wo mit em goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Turn
seig d' Peterschilche gsi; 's isch schad derfür!“

Der Bueb seit:

Nei, Ätti, isch's der Ernst? Es cha nit sy!

Der Ätti seit:

Je, 'i isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt,
un mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter uus um Mitternacht,
e fremde Maa, me weiß nit, wer er isch;
er funklet wie ne Stern un rüeft: „Wacht auf!
Wacht auf, es kommt der Tag!“ – drob rötet si
der Himmel, un es dundret überal,
zerst heimlig, als gmach lut, wie sellemol,
wo Anno sechsenünzgi der Franzos
so uding gschosse het. Der Bode wankt,
aß d'Chilchtürn guuge; d'Glocke schlagen a
un lütte selber Bettzit wit un breit,

un alles bettet. Drüber chunnt der Tag;
o, bhüet is Gott, me bruucht ke Sunn derzue:
der Himmel stoht im Blitz un d'Welt im Glast.
Druf gschieht no viel, i ha jetz nit der Zit;
un endli zündet's a un brennt un brennt,
wo Boden isch, un niemes löscht. Es glumst
wohl selber ab. Wie meinsch, sieht's us derno?

Der Bueb seit:

O Ätti, sag mer nüt me! Zwor, wie goht's
de Lüte denn, wenn alles brennt un brennt?

Der Ätti seit:

Narsch, d' Lüt sinn nümme do! Wenn's brennt,
sie sinn –
wo sinn sie? Seig du fromm un halt di wohl,
geb, wo de bisch, un bhalt dii Gewisse rein!
Siehsch nit, wie d'Luft mit schöne Sterne
prangt?

's isch jede Stern verglichilgen e Dorf,
un witer obe seig e schöni Stadt,
me sieht sie nit vo do; un haltsch di guet,
se chunnsch in so ne Stern, un 's isch der wohl,
un findsch der Ätti dört, wenn's Gottswill isch,
un 's Chünggi selig, d'Muetter. Öbbe fahrsh
au d'Milchstrooß uf in die verborgen Stadt,
un wenn de sitwärts abeluegsch, was siehsch?
E Röttler Schloß! Der Belche stoht vercholt,
der Blauen au, as wie zwee alti Türn,
un zwischdrin isch alles uusebrennt
bis tief in Boden abe. D'Wiese het
ke Wasser meh, 's isch alles öd un schwarz
un totestill, so wir me luegt – das siehsch
un seisch diim Kamerad, wo mit der goht:
„Lueg, dört isch d' Erde gsi, un selle Berg
het Belche gheiße! Nit gar wir dervo
isch Wiesleth gsi! Dört han i au scho glebt
un Stiere gwettet, Holz go Basel gführt
un broochet, Matte graust un Liechtspöh
gmacht
un gvätterlet bis an mii selig End;
un möcht jetz nümme hin.“ – Hüst, Laubi,
Merz!

So also sieht der Wiesentäler Welt- und Zeitun-
tergang aus. Die zuletzt beschriebene kosmi-
sche Katastrophe ähnelt einer riesenhaften
atomaren Explosion. Aber nicht das soll uns be-

schäftigen, sondern Hebels Zeitvorstellung. Das Schlüsselwort fällt bereits am Anfang des Gedichts: „Nüt stoht still . . .“ – In dem Gedicht „Der Geist in der Neujahrsnacht“ hieß es: „Nüt darf ewige Bstand ha . . .“. So oder so ausgedrückt: Das ist der Satz des Heraklit aus dem sechsten Jahrhundert vor Christus: „Pantarrhei“ – alles fließt, alles ist in ständigem Wechsel. Hebel übersetzt das: „Un doch ruckt alles witer, alles chunnt un goht.“ Das kosmische Rad dreht sich ewig. Unabhängig vom Menschen, unbekümmert um ihn. Es ist am Menschen, hier am Wiesentäler Ätti, diese Erkenntnis auf seine Lebenszeit und auf seinen Besitz anzuwenden: Er geht dem Kirchhof zu – und das Haus ist dem Verfall ausgeliefert. In einem Stück des Komödiendichters Plautus – in der „Mostellaria“ – wird der Verfall eines Hauses ähnlich beschrieben, „fast wörtlich vorgebildet“, wie Altwegg sagt; und eben Altwegg erkannte auch schon, daß das ganze Motiv des Gedichts, nämlich die Vergänglichkeit alles Irdischen vorzuführen, schon im Trostbrief des Servius an Cicero beim Tod von dessen Tochter „praefiguriert“ ist (eine Hebel'sche Wendung!). Reminiszenzen aus der antiken Literatur sind ja bei Hebel gang und gäbe, im Formalen wie im Inhaltlichen.

Aber nicht nur das Haus zerfällt, der „Zahn der Zeit“ – um mit Shakespeare zu sprechen, der dieses Bild natürlich auch aus der Antike hatte, von Simonides nämlich, – nagt natürlich auch an größeren Menschengebilden wie etwa an einer Stadt. Und für die Wiesentäler Menschen Hebels ist die Stadt schlechthin einfach Basel: Auf Basel hin sind sie wirtschaftlich ausgerichtet, mit Basel allein haben sie Kontakte – bis heute ist das ja auch so geblieben! Also wird an Basel als dem Prototyp der Großstadt zunächst der zeitbedingte, später der endzeitliche Untergang einer Stadt vorgeführt und vor allem die Wiederinbesitznahme der Ruinen durch die Natur, durch den Mythos und durch den Geisterglauben. Der zuerst geschilderte Untergang Basels hat so wenig wie der Verfall des Hauses des Ätti mit dem Weltende zu tun; beides illu-



*Der apokalyptische Wächter
über dem Basler Münster.
Zeichnung von Felix Hoffmann. 1958.*

striert nur die Vergänglichkeit des Irdischen. Im Falle Basels sind ja zunächst noch reale Menschen da, die an den Ruinen vorübergehen. Aber dieser Status ist im Aufbau des Gedichts nur eine Stufe der Klimax, die zum Weltende hinführt; die Wanderer, die auf die verkohlten Berge Belchen und Blauen hinabschauen, sind bereits Selige, die dem Irdischen entrückt sind. Hebel beläßt es nicht mit der lapidaren Feststellung „un mit der Zit verbrennt die ganz Welt“, – er veranschaulicht die Endkatastrophe: Erdbeben, Blitz und Donner begleiten das Erscheinen des apokalyptischen Wächters aus der Bibel (Abb. 5), der den „Jüngsten Tag“ als den Tag ankündigt und dessen schwaches, wenngleich symbolgeladenes Abbild der irdische Dorf- nachtwächter aus dem Gedicht „Der Wächter in der Mitternacht“ war. Wie sehr das Ensemble von Vorstellungen vom Weltende Hebel schon lange zuvor beschäftigt hat, belegt ein Brief Hebels an Gustave Fecht vom 19. Februar 1792, wo Hebel nicht nur ähnliche Vorstellungen vom Weltende vorbringt und ins Wiesental verlegt, sondern noch mehr als in unserem Gedicht den Oberländer Alltag mit dem Weltende vermengt. Er schreibt dort:

„Aber freilich auf dem Tüllingerberg, wär es noch gar viel feiner und lieblicher, wo man doch auch Schnee sieht im Winter, und Blüten im Frühling und wo es im Sommer donnert und blitzt, als wenn der liebe jüngste Tag im Anzug wäre. Ich glaube, daß am jüngsten Tag die Mor-

genröthe lauter Blitz seyn, und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache antrommeln werde. Wie es dann an ein Bettglockläuten gehen wird, von Hauingen an um den Berg herum bis nach Efringen hinab, wie die Leute sich die Augen reiben werden, daß es schon tagt!“

Mit dem Jüngsten Tag ist für Erde und Menschen das Ende da – und das Ende des Schlafes für die in der Erde ruhenden Toten. Die Auferstehung bzw. das endzeitliche und in die Ewigkeit unendlich hinauszudenkende Dasein der Auferstandenen hat Hebel in christlichem Verstand präzisiert vorgestellt in dem Gedicht „Auf einem Grabe“:

Un wenn emool der Sunntig tagt,
un d'Engel singe 's Morgelied,
se stöhn mer mitenander uf,
erquickt un gsund.

Un 's stoht e neue Chilche do,
hell funklet sie im Morgerot.
Mer göhn un singen am Altar
Hallelujah!

Die „neui Chilche“ ist natürlich kein Bau, sondern die endzeitliche Gemeinde der Gläubigen, das Neue Jerusalem im Sinne der Johannesapokalypse (Kapitel 21), – eine im christlichen Bauerntum damals noch lebendige Vorstellung, wie Einritzungen von Kirchen zusammen mit anderen christlichen Symbolen an alten Schwarzwälder Bauernhäusern beweisen. Also weiß Hebel den ihn bedrängenden Fragen nach dem endzeitlichen Verbleib des Menschen schließlich doch nichts anderes entgegenzusetzen als die traditionelle christliche Antwort? Im Grunde ja, – auch wenn ihm antike oder religions-philosophisch gewonnen Antworten ebenfalls zur Verfügung stehen. Es bleibt auch zu bedenken, daß sich die Antwort der neutestamentlichen Schriften nicht unbedingt von den vor ihnen liegenden Antworten des Altertums absetzen muß; sie ist im Prinzip nur eine Modifizierung dessen, was man vor den neutestamentlichen Autoren im vorderasiatischen Bereich schon in Mythos und religiöser Über-

zeugung ausgeformt hatte. Für Hebel selbst allerdings bleibt eine Spannung zwischen dem Christlichen und dem philosophischen Bereich: Er hat – das weiß man aus seinen Aufzeichnungen – sehr stark unter der Spannung gelitten, die sich aus einer aufgeklärt-philosophischen Haltung einerseits und einer überkommenen christlichen Gläubigkeit andererseits ergab. Das unlösbare Dilemma hat ihn, psychoanalytisch gesehen, aufschlußreich genug, bis in seine Träume hinein verfolgt.

Indessen: Mußte Hebel angesichts der Frage nach dem Tod des Menschen und nach seinem Schicksal danach auf die christlichen Verheißungen bauen? Hatte das Altertum, das er ja so gut kannte, keinerlei Tröstung angesichts des Todes bereit? Gewiß hatte es das. Und Hebel hat sich auch mit den Lösungsversuchen des Altertums beschäftigt: Unter seinen religionsphilosophischen Betrachtungen findet sich auch ein Entwurf, der sich mit der Seelenwanderung befaßt, mit der – griechisch gesprochen – Metempsychosis. Der Entwurf trägt den Titel: „Haben wir schon einmal gelebt?“. In knappen Sätzen oder stichwortartig werden erst die Gründe für die Verneinung der Frage, dann die „Vermutungsgründe für die Bejahung“ zusammengestellt. Dabei mischen sich Gründe der psychologischen Erfahrung mit spekulativ-philosophischen; antike Bezüge treten dabei deutlich zutage.

Glaube an Seelenwanderung ist urtümliches Gut primitiver Glaubenshaltung, ein uralter Versuch, auch nach dem Tode noch in der Zeit zu bleiben – wenn auch nur in zyklischer Wiederkehr – und dem endgültigen Ende zu entkommen. Die klassische Antike, soweit Hebel sie kannte, hat nur passende mythische Bilder für dieses urmenschliche Bemühen ausgeprägt, d. h. aus tastenden bereitliegenden Vorformen allgemeingültige Metaphern gestaltet. Denkerisch hat sich im griechischen Umkreis wohl als erster Pythagoras mit der Idee der Seelenwanderung beschäftigt; das war im 6. Jahrhundert v. Chr. In der sicher älteren Mythe von Orpheus wird indessen sogar ausdrücklich er-

wähnt, jede Seele im Hades, also in der Unterwelt, habe das Recht, sich für das nächste Leben die neue Daseinsform zu wählen. Für Hebel war es um so naheliegender, mit dem tröstlichen Gedanken einer Seelenwanderung, d. h. einer zyklisch wiederkehrenden Wiedergeburt zu spielen, als ja mit dieser orphischen, d. h. pythagoräisch-platonischen Theorie auch jene Lehre der Stoiker in Einklang stand, die Hebel so oft im Gedicht hat anklingen lassen: die Lehre von der Palingenesia, nach der sich die Weltperioden ewig wiederholen. Damit wären wir wieder beim Zeitrad angelangt und können eine neue Funktion an ihm feststellen: Ewige Wiederkehr befreit den Menschen von der Angst vor endgültiger Vernichtung einerseits und von der Angst vor der Endgültigkeit des christlichen Gerichtstags andererseits.

Denn der letzte, der Jüngste Tag, ist nach christlicher – und d. h. nach Hebels Anschauung der Gerichtstag. Ihn zu bestehen, ist Sache des Individuums, das zu diesem Zwecke aufersteht und das ungeachtet des leiblichen Zerfalls als „jung und schön“ aufersteht und zum Gericht gefordert wird. Und angesichts dieses Gerichts hat Hebel nicht ohne Grund immer wieder das gute Gewissen als das höchste Gut des Christenmenschen gepriesen. In der endzeitlichen Situation des Gerichtes nämlich erweist sich das Gute-Gewissen nicht nur als das einzige Gut, das er aus seiner persönlichen Zeit in die Ewigkeit mitnehmen kann, sondern auch als sein einziger in dieser Situation des Gerichts tauglicher und gültiger Ausweis überhaupt. Konsequenter setzt denn auch der Ätti – um auf das Gedicht zurückzukommen – den Fragen des Buben nach dem Verbleib der Menschen nach der kosmischen Katastrophe ein Ende mit der Mahnung:

. . . seig du fromm un halt di wohl,
geb, wo de bisch, un halt di Gwisse rein!

Man kennt diese stereotype Mahnung Hebels bereits. In seinem Sommerlied für den Kalender 1807 sind das Gute Gewissen und das Weltgericht einander gegenübergestellt:

Gut Gewissen,
wer es hat und wer's bewachtet,
in den Blitz vom Weltgericht
schaut er und erbebet nicht,
wenn der Grund der Erde krachet . . .

Schon wieder Horaz: drittes Buch der Oden: *Impavidum ferient ruinae* – zu deutsch: Und wenn auch der Weltbau krachend einstürzt, so werden die Trümmer doch nur einen Furchtlosen erschlagen.

Gut: aber woher hat Hebel die anderen Motive? Aus der Bibel? Nicht nur, gewiß. Die brennenden Berge gibt es schon bei Ovid, in den Metamorphosen: dort steckt der mit dem Sonnenwagen abstürzende Phaeton ganze Landstriche in Brand – und der Wagen des Sonnengottes ist doch wohl nur eine andere Mythologisierung des Symbols vom Sonnenrad. Aber auch Ovid hat nur altes mythologisches Gedankengut in seiner Weise ausgeformt: Die Lehre vom Weltbrand steht schon bei Heraklit und vor diesem schon in uralten orientalischen Prophezeiungen; die Bibel hat solche Vorstellungen wieder aufgenommen etwa im Matthäusevangelium (Kap. 24 und 25). Und daß die Seligen über den Sternen wohnen – eine durchaus volkstümlich gewordene Vorstellung – und mit Hebel auf die verkohlte Erde hinabblicken: das kommt in der Kosmoschau des Scipio schon bei Cicero entschieden ausgeformt vor: In dessen *Somnium Scipionis* (*De re publica* 6, 13 ff.) ist die Milchstraße der Wohnsitz der Seligen. Aber auch Cicero hat das Mythologem übernommen: aus der volkstümlichen mittelmeerischen Vorstellungswelt, die vorwiegend von vorderasiatischen Impulsen bestimmt war.

Demnach wären also die Vorbilder für die eschatologischen Aussagen der Bibel die gleichen wie die für die Aussagen der heidnischen Antike? Im Prinzip ja. Beide Überlieferungsgruppen werten nur uralte, weltalte Vorstellungen aus, deren letzter Ursprung nicht mehr auffindbar ist, weil er sich im Nebel der schriftlosen Vorgeschichte verliert, – es sei denn, man suche ihn immer in einer zeit- und quellenun-

abhängigen Schau des hierfür begabten Individuums: Schließlich hat auch Albrecht Dürer schon den Wahrtraum einer Atomexplosion gehabt und im Bilde festgehalten. Der Weltbrand Heraklits, der Hebels Vision vom Ende der Weltzeit Pate gestanden hat, beschreibt auch nichts anderes als eine atomare Explosion der Erde.

Im übrigen hatte Hebel – das muß festgehalten werden – mit der Naturwissenschaft seiner Zeit in Einklang stehende und insoweit zutreffende Vorstellungen von kosmischen Vorgängen und vom Weltende. Einmal äußert er:

Auch die Erde wird einst Ruine sein unter den Sternen. Der Mond ist's vielleicht schon . . .

– und in seiner Überlegungsreihe „Weltgesetze. Schicksal der Erde“, geschrieben 1787, meditiert er:

Lange hielt ich es für möglich, daß die Erde vielleicht nie veralte, sondern ewig fortdauern werde. Nichts, dachte ich, geht doch in ihr verloren. Es ist alles nur Wechsel, neues Leben aus dem Tod, Abgang hier, Zufluß dort. Jetzt kann ich mir nichts anderes mehr denken, als daß sie, die einst nicht war, was sie jetzt ist, mit der Zeit auch nicht mehr das nämliche sein könne . . . aber einst wird sie, wenn es wahr ist, was einige Kosmologen gegen den Widerspruch anderer behaupten, daß sie nach und nach eine engere Bahn um die Sonne beschreibe, einst wird sie alt und lebenssatt in den mütterlichen Schoß der Sonne zurückkehren, sich wieder auflösen, sich neu und anderst zusammensetzen . . . d. h. Teile zu anderen Kompositionen hergeben, Teile von anderen Destruktionen empfangen; unterdessen wird ein neuer, ihr ähnlicher oder unähnlicher Körper auf gleiche Weise entstehen, damit überall, wie im Kleinen, so im Großen, wie im Raum, so in der Zeit Abwechslung und Mannigfaltigkeit herrschen . . .

Hier ist vom Schicksal des Menschen nicht mehr die Rede, erst recht nicht mehr von einem

wie auch immer gearteten Fortleben seines Geistes oder seiner Wesenheit über die Zeit der Welt hinaus. Hier herrschen nur mehr die kosmischen Gesetze der Weltnatur.

Was hat Hebel nun, was hat der Mensch nach Hebel diesen unverrückbaren Weltgesetzen, diesem vernichtenden Fortrollen des Zeitrades schließlich entgegenzusetzen? Letzten Endes nichts als das Vertrauen auf die Sinnhaftigkeit der Schöpfung, – Vertrauen auf die Zeit, die auch je und je wieder einen Wechsel zum Guten bringen muß. Und die aus solchem Seinsvertrauen fließende Hoffnung. In einem hochdeutschen Neujahrsgedicht hat Hebel seine kosmologischen und eschatologischen Anschauungen und die Schlußfolgerungen aus ihnen für das Verhalten des Menschen wie als Vermächtnis so zusammengefaßt:

Mit der Freude zieht der Schmerz
traulich durch die Zeiten.

Schwere Stürme, milde Weste,
bange Sorgen, frohe Feste,
wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Träne quillt,
blüht auch eine Rose,
Schon gemischt, noch eh wir's bitten,
ist für Throne und für Hütten
Schmerz und Lust im Lose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnens wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder,
und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
wiegt mit rechter Waage,
jedem Sinn für seine Freuden,
jedem Mut für seine Leiden in die neuen Tage, –
jedem auf des Lebens Pfad
einen Freund zur Seite,
ein zufriedenes Gemüte
und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite!

Trost

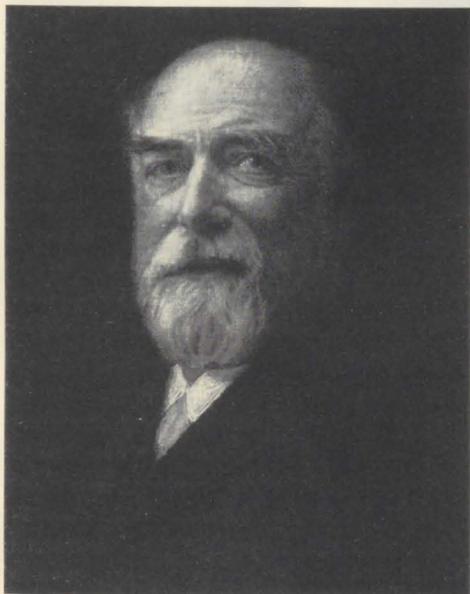
*Bald denki, 's isch e bösi Zit,
Und weger 's End isch nümme wit;
bald denki wider: loß es goh,
wenn's gnueg isch, wird's scho anderst cho.
Doch wenni näumen ane gang
un 's tönt mer Lied und Vogelsang,
so meini fast, i hör e Stimm:
„Bis z'fride! 's isch jo nit so schlimm.“*

Johann Peter Hebel

Carl Louis Fahrbach

10. 12. 1835 – 26. 1. 1902

Mathilde Ritzel, Freiburg



C. L. Fahrbach

Der Vorstoß der Neuerer, der Expressionisten, Futuristen und der Abstrakten sei nötig gewesen, um neue visuelle Bereiche der Kunst zu erschließen, die unserem Jahrhundert entsprechen. Dadurch fiel die Kunst der Jahrhundertwende weithin der Vergessenheit anheim und jetzt müsse Schritt für Schritt der Weg zu den Werken dieser Epoche wieder neu gefunden werden, was nicht mit dem Schlagwort „Nostalgie“ abgetan werden könne.

So etwa schreibt H. H. Hofstätter in seinem Geleitwort zum Katalog einer im Freiburger Augustinermuseum 1976 gezeigten Ausstellung von Arbeiten des Malers Anders Zorn, 1860–1920. Man kann diesen Hinweis, man könnte auch sagen „Wegweiser“ Hofstätters, auch auf Carl Louis Fahrbach beziehen, den 25 Jahre vor Zorn (4 Jahre vor Hans Thoma) in Heidelberg geborenen Landschaftsmaler.

Fahrbach begann seine Laufbahn mit einer Malerlehre. Aber der zum Künstler Berufene ging nach Karlsruhe, um dort unter Schirmer zu studieren. Dieser war ihm Lehrer und wurde ihm Freund und widmete dem ehemaligen Schüler, dem Künstler sowohl wie dem Menschen, in einem Nachruf wärmste Worte des Lobes und des Dankes.

Die in Karlsruhe begonnenen Studien führte er in München fort, zog dann nach Düsseldorf, wo er sich dem „Malkasten“, einer damals berühmten und anerkannten Schule von Malern anschloß.

Landschaftsmalerei war seine Stärke. Der Schwarzwald, der Niederrhein, die Heidelberger Gegend, diese Motive kehren immer in neuen Variationen wieder. Auch die Architektur fesselte ihn ganz ungemein. Davon zeugen viele Bilder vom Heidelberger Schloß, die romantische Ruine Heisterbach, der Altenberger Dom und Ansichten aus Bremen. Seine Werke sah man in allen wichtigen Ausstellungen in Berlin, Dresden, München, Wien usw. Die



Waldlandschaft (Öl)

C. L. Fahrbach

meisten seiner Bilder befinden sich heute in Privatbesitz, z. B. in Karlsruhe, Heidelberg, Baden-Baden, Düsseldorf, Bremen, auch im Augustinermuseum in Freiburg und in der Gemäldegalerie Karlsruhe befinden sich einige.

Wir sind aus Familieninteresse und aus Anlaß seines 75. Todestages bestrebt, seine Bilder aufzufinden und zu katalogisieren und das Verzeichnis von Thieme-Becker und von Boetticher: „Malerei des 19. Jahrhunderts“ zu vervollständigen. Am bekanntesten und verbreitetsten sind seine Ölgemälde, meist zauberhafte Waldbilder. Aber auch die zarten und durch-

sichtigen Aquarelle sind von großem Reiz. Es sollen auch einige Radierungen des Meisters existieren.

Da wir annehmen, daß vermutlich in vielen Häusern, in denen die „Badische Heimat“ gelesen wird, sich noch der eine oder andere „Fahrbach“ befindet, bitten wir die glücklichen Besitzer, uns ihre Anschrift zu nennen, damit wir noch nicht katalogisierte Originale photographieren und unserem Verzeichnis einfügen können. Nachricht wird erbeten an Frau Mathilde Ritzel, Neumattenstraße 39, 78 Freiburg.

Max Rieple zum 75. Geburtstag

Ernst Roskothen, Bad Dürrheim

Im Ekkhart-Jahrbuch von 1968 bzw. 1973 haben Peter M. Boppel und Karl Hirtler Persönlichkeit und Werk von Max Rieple zu seinem 65. und 70. Geburtstag eingehend gewürdigt. Zu seinem 75. Geburtstag drängt sich unwillkürlich die mehr als erfreuliche Feststellung auf, daß Max Rieple als Schriftsteller und Dichter unermüdlich und mit großem Erfolg weiter tätig gewesen ist. Auch in Zukunft denkt er nicht etwa daran, die Feder aus der Hand zu legen. Dies ist umso mehr zu bewundern, als auch in letzter Zeit ab und zu gesundheitliche Engpässe zu überwinden gewesen sind. In Fortführung seines großartigen, reich und geschmackvoll bebilderten Werks über europäische Landschaften, das in vielem an die berühmten Essais von Wilhelm Hausenstein heranreicht, erschienen bei Hallwag die Bände „Donauland zwischen Wald, Wein und Wien“ (1973), „Kärnten, Brücke zum Süden“ (1974) und „Burgenland und Steiermark – so schön ist Österreichs Osten“ (1976). Der Verlag Albert/Rombach brachte 1973 seine „Kleine Bilderreise durch den Schwarzwald“ heraus, der Theiss-Verlag sein Buch über den Schwarzwald-Baar-Kreis; auch seine Beschreibung des Landkreises Rottweil ist inzwischen veröffentlicht. Endlich erschienen bei Stähle und Friedel die „Rösselsprünge am Hochrhein“, ein äußerst lebendiges Landschaftsbuch europäischer Konzeption für den Wanderer zwischen Bodensee und Elsaß. Treffend sagt Heinz Bischof in der Buchbesprechung: „Ein Meisterpoet einte sich hier mit einem kundigen Landschaftenbummler“ . . . „Max Rieple übertrifft sich bei jedem Buch . . .“

Als Prosa-Schriftsteller weiß Max Rieple, dem seine Frau Anne wie eh und je verlässlich zur Seite steht, in seinen 1976 im Stieglitz-Verlag erschienenen autobiographischen Kurzgeschich-

ten „Der Tag war viel zu kurz“ Köstliches zu berichten. Der Dichter Max Rieple aber wird uns in Kürze mit neuen Gedichten beschenken, denen er den Titel „Der Ton im Flötenrohr“ gegeben hat (Theiss-Verlag). Angesichts dieser reichen weiter eingebrachten literarischen Ernte hat es in der Zwischenzeit

Flötenspielerin

Bronze von Alice Roskothen-Scherzinger, Bad Dürrheim





Porträtbüste Max Rieple

Bronze von Alice Roskothen-Scherzinger

denn auch nicht an neuen äußeren Ehrungen des Jubilars gefehlt. So gehörte er im Frühjahr 1976 mit zu den ersten, die mit der kurz vorher gestifteten Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet worden sind. Wer den Autor kennt, weiß, daß ihn statt verdienter weiterer Lobsprüche als Ehrung und Glückwunsch für kommende Schaffensjahre am meisten freut, wenn an dieser Stelle einige Verse der neuen Gedichtsammlung dem Leser nahegebracht werden. Sie zeigen, wie sehr der Dichter die Bedrängnisse unserer heutigen Zeit kennt.*

Ein Gleichnis

*Der Ton im Flötenrohr,
er ist da,
unerhörbar,
er bedarf nur des Atems,
der ihn belebt,
und horch, er steigt aus der Stille.*

*Das Gute im Menschenherz,
es ist da,
unwägbar,
es braucht nur der Liebe Hauch,
der es belebt,
und sieh, es verwandelt die Erde.*

Max Rieple

* Die hier veröffentlichten Gedichte sind mit freundlicher Genehmigung des Verlags dem soeben erschienenen Gedichtband „Der Ton im Flötenrohr“ entnommen. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen. Der Gedichtband ist mit 10 Federzeichnungen von Waltraut Frick-Kirchhoff ansprechend illustriert. Preis 19.80 DM.

Tempel der Stille

*Heilig die Stille.
Warum erbaut man ihr nicht
einen Tempel aus Watte,
und stellt hinein
die Orgel aus Schweigen,
den Altar mit dem lauschenden Ohr?
Die Wände, mit schalldichtem
Gold verkleidet,
dulden kein Wort.
Wer diesen Ort schändet,
den erwürgen die Tempelwächter
lautlos.*

Max Rieple

Naturschutz

*Mit dem Druck auf den Schalter
füllt sich das Zimmer mit Licht,
das wir dem Bergbach stahlen.
Ein Hebeldruck schenkt unserem Heim die
Wärme,
die wir der Erde raubten.
Der Wal spie die Blutfontäne aus,
um mit dem Tran die Fettlücke zu füllen.
Wie lange noch dürfen wir
ungestraft stehlen, rauben und morden,
bis man uns endlich zur Rechenschaft zieht.
Doch dann ist es zu spät.*

Max Rieple

Narkotika

*Die Schlagzeilen
mit Staatsbesuchen und Empfängen
sind gute Schlafmittel.
Sonst bedürfen Narkotika
ärztlicher Verordnung.
Morphiumspritzen mit Druckerschwärze
dürfen jedoch
verabreicht werden ohne Rezept.*

Max Rieple

Jacob Renz

Mosbachs erster Berufsbürgermeister und Heimatforscher

Werner Haas, Mosbach

1862 – Mosbach hat seinen Bahnhof. 1863 – Mosbach wird Sitz des 11. badischen Kreises. 1901 – Jacob Renz, der erste Berufsbürgermeister, macht aus Mosbach eine neue Stadt.

In diesen drei Schritten vollzog sich, wenn wir zurückblicken, der Aufstieg einer Kleinstadt am Rande von Odenwald und Bauland. Sicher waren später noch viele Schritte notwendig, bis zur Großen Kreisstadt unserer Tage. Die oben genannten aber waren der Anfang, und der dritte war der wichtigste. Mit ihm ging Mosbach in die neue Zeit.

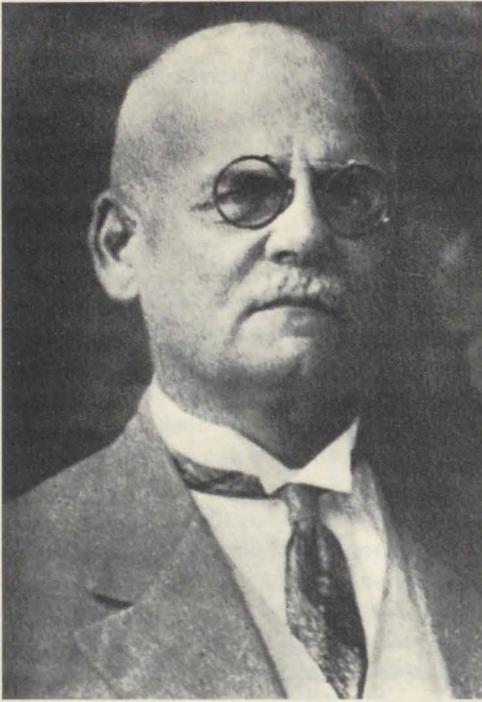
Das ganze 19. Jahrhundert hindurch hatte die Bevölkerungszahl Mosbachs, trotz hoher Geburtenzahl, stagniert. Die Abwanderung in die Städte und die Auswanderung nach Übersee leerte die kleinen Dörfer und die Landstädte. Was hatte eine Stadt wie Mosbach auch zu bieten? Außer der vergangenen Größe im späten Mittelalter und einer wechselvollen Geschichte nichts! Das sollte sich ändern, als sich der in Eppingen geborene Jacob Renz 1901 um den Bürgermeisterposten in Mosbach, der erstmalig hauptamtlich ausgeschrieben war, bewarb¹⁾. Sicher kamen damals noch andere günstige Faktoren hinzu, welche eine Besserung der Verhältnisse herbeiführten. Tatsache aber ist: mit Renz ist die Stadt Mosbach zwischen 1900 und 1910 um beinahe tausend Einwohner gewachsen²⁾.

Vieles hatte sich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgestaut und drängte zur Entfaltung. So hätte die gedemütigte Bürgerschaft der Revolutionsjahre erwartet, daß der Großherzog zur Einweihung des neuen Bahnhofs am 22. Oktober 1862, mit dem Mosbach als Endstation an Heidelberg angebunden wurde, erscheinen würde. Großherzog Friedrich

holte das 34 Jahre später nach, als am 30. August 1896 das Denkmal für den einen gefallenen Mosbacher³⁾ mitten auf dem Marktplatz durch ihn und in Gegenwart der Honoratioren von Stadt und Hinterland eingeweiht wurde⁴⁾. Es war ein Höhepunkt in der Stadtgeschichte; aber ein zu später und, wie sich herausstellen sollte, ein Besuch bei einem ungeeigneten Anlaß. Dahinter steckten andere Absichten, nicht die, Genugtuung zu gewähren, auch nicht die der Anerkennung.

Wenigstens sind die Namen der um das Denkmal versammelten Herren sehr aufschlußreich; es sind diejenigen, die damals die Stadtgeschichte bestimmten, darunter Carl Friedrich August Strauß, Apotheker und Bürgermeister der Stadt Mosbach⁵⁾. Als Mosbach Sitz eines badischen Kreises wurde, folgte die Regierung in Karlsruhe sicher mehr praktischen Erwägungen, als solchen, Mosbach zu einem gewichtigeren Platz zu machen. Die Einwohnerschaft hat diese Verwaltungsmaßnahme, obwohl sie in der Neuzeit bei der Kreisreform 1973 noch eine Rolle spielen sollte, hingenommen.

Wichtig war für die Stadt der Bau einer gemeinsamen Volksschule im Jahr 1888 und 1893 die Gründung eines Realgymnasiums, das aus einer 1834 gegründeten höheren Bürgerschule hervorging. Die Stadt war damit ein finanzielles Wagnis eingegangen; bis zur späteren Schulfreudigkeit war es aber noch weit. Die Umlageergebnisse erlaubten Mosbach damals außerdem, stadt eigene Häuser zu bauen in der Hoffnung, den nach Mosbach versetzten Beamten, die ihre Reise nach „badisch Sibirien“ in der Regel mit gemischten Gefühlen antraten, wenigstens mit guten, billigen Wohnungen entgegenzukommen⁶⁾.



*Jacob Renz (1866–1951),
von 1901–1924 Bürgermeister der Stadt Mosbach.*
Repros: Hannemann

Die eigentliche Stadtverwaltung lag damals nicht in den Händen von Apotheker Strauß, sondern in denen von Ratschreiber Roller, dem Zeitgenossen bescheinigten, er habe Leben ins Städtchen gebracht, und der auch kulturelle Interessen hatte⁷⁾. Die ehrenamtlichen Bürgermeister des ausgehenden 19. Jahrhunderts werden sich wohl fast immer auf ihre mehr oder weniger gewieften Stadt- oder Ratschreiber gestützt haben. Im Falle von Oskar Roller, hatten die Stadt und Bürgermeister Strauß, der seit dem 5. April 1882 im Amt war, das große Los gezogen. Der freigiebige, humorvolle Bürgermeister-Apotheker⁸⁾ konnte sich auf seine Verwaltung verlassen und sich deswegen ganz mit den Herren Stadträten befassen.

Alles in allem, die Sachen liefen nicht schlecht, niemand war eigentlich unzufrieden; die sozia-

len Gegensätze, sehr wohl vorhanden, schwellten noch verdeckt. Es hätte gut und gern so weitergehen können.

Drei große Gruppen bestritten das öffentliche Leben in der Stadt: die freiwillige Feuerwehr, in der die Handwerker den Ton angaben, die verschiedenen Militärverbände, in denen die Beamten dominierten; dann der Turnverein 1846, getragen von den wichtigsten Großfamilien am Ort; ferner die beiden Männergesangsvereine – der von 1845 und der „Frohsinn“ von 1884⁹⁾ – und noch Verschönerungsverein sowie Gewerbeverein, die man der letzten Gruppe zuordnen darf.

Diese Gruppen waren in zwei Lager geteilt, in das etwas größere der Evangelischen und in das immer mehr aufholende der Katholiken. Die mosaikartige Gemeinde stellte zwar in der Regel auch einen Stadtrat, zählte aber nur am Rande mit, obwohl das kulturelle Eigenleben dieser Gruppe beachtlich war¹⁰⁾. Die Parteien spielten gewiß ihre Rolle; aber doch nicht so, wie wir das ab 1919 in Mosbach sehen werden.

Bei dieser nur grob überschaubaren Kräfteverteilung hieß es aufpassen. Ein Bürgermeister hatte hier Arbeit genug, vorab, wenn er Geschäftsmann war und zudem abhängig von einer wegen ihrer Vorteile sehr zusammenhaltenden Minderheit, den Nutzbürgern, die über die Bürgerversammlung großen Einfluß auf den Bürgerausschuß ausüben konnten. Für einen einheimischen Mann aus alter und geachteter Familie war es unter Ausnutzung des Platzvorteils gerade noch möglich, hier zu „regieren“, ohne zu scheitern.

Dann kam das Jahr 1900. Die Erwartungen waren nicht nur in Mosbach hoch gespannt. Man darf annehmen, daß sich die Wortführer der einzelnen Gruppierungen die ersten Gedanken machten: Letztes Amtsjahr von Bürgermeister August Strauß! – Kandidiert er wieder oder nicht? – Wir können leider das Ringen in den Ausschüssen um die Ausschreibung des Bürgermeisterpostens in der Tageszeitung nicht nachvollziehen. Damals erschienen im Blatt einer Stadt wie Mosbach Meldungen, Anzeigen,

aber keine Kommentare. Wir wissen auch nicht, wieviele Bewerber sich gemeldet hatten¹¹⁾.

Der neue Mann, Jacob Renz, hatte Glück¹²⁾. Seine Wahl war schon vorher entschieden: eine „öffentliche Erklärung“ von August Strauß, unter keinen Umständen eine Wiederwahl anzunehmen, gab den Ausschlag. Aber Erregung muß es unter der Decke doch gegeben haben. „Die Würfel sind gefallen“ als Überschrift der Meldung, daß Jacob Renz zum Bürgermeister gewählt sei, verrät mehr als nur Spannung¹³⁾. So interessant es wäre, hier noch mehr aufzuhellen, es geht nicht, weil das den Rahmen dieses Beitrages sprengen würde. Aber das darf man sagen: Die Wahl von Jacob Renz zum Bürgermeister war eine von denen, die in Mosbach nicht das letzte Mal stattfanden. Die Abstimmung über die Gehaltsfestsetzung des nun hauptamtlichen Bürgermeisters zeigte deutlich, um was es gegangen war. – Renz hatte Glück, er war gewählt; alles andere waren Nachhutgefechte, nicht mehr beachtet¹⁴⁾.

Jetzt hatten es alle schon vorher gewußt. Klarer Fall! Der Kandidat, Sohn evangelischer Eltern aus Eppingen, die Familie, Frau mit drei Kindern katholisch aus Wolfach! – Konnten nicht beide Konfessionen zufrieden sein? Den beruflichen Werdegang erfuhr die Bürgerschaft, als die Wahl vorbei war.

Jacob Renz war durch seine Ausbildung zuerst nach Wolfach geführt worden. Dort hatte er als Amtsrevident am 27. September 1894 geheiratet¹⁵⁾. Später kam das Ehepaar nach Stockach, wo die beiden ältesten Kinder, der spätere Dr. Erwin Renz und seine Schwester Martha, die spätere Frau des Dr. Kapferer in Mosbach, geboren wurden. Von Villingen aus, wo der zweite Sohn Hans, der später als Farmer nach Mexiko ging, geboren wurde, bewarb sich Renz um den Bürgermeisterposten in Mosbach. – Jacob Renz, ein nicht gerade großer, gescheit und ernst blickender Mann mit einer gewissen Unnahbarkeit, aber „etwas vorstellend“ – und sie: eine stolze, schriftdeutsch sprechende, zierliche Dame. Die Mosbacher hatten jetzt eine Bür-

germeisterfamilie, über die man reden konnte, und das tat allen Beteiligten gut. Ob Renz seine neuen Mitbürger durchschaute hatte? Wer will es wissen? In der „Badischen Neckarzeitung“ war um die fragliche Zeit, also vor und nach dem 14. Mai 1901, zuerst ein Fortsetzungsroman mit dem Titel „Fiechens Pechtag“ abgedruckt und dann, bis in den Juni hinein, der noch schönere „Das Probejahr“¹⁶⁾. Das wäre doch zum Lachen, wenn das nur Zufall gewesen wäre.

Ob Jacob Renz damals, als er seine Dienstwohnung in der Straße bezog, die später seinen Namen erhielt, ein bestimmtes Konzept hatte, um nun aus „seinem“ Mosbach etwas zu machen, ist schwer zu sagen. Rückblickend kann man Renz, was seine Amtsführung anbelangt, die 23 Jahre dauern sollte, drei „Leitlinien“ unterstellen.

Das nur gespielte Selbstbewußtsein der Mosbacher, die eigentlich von ihrer Geschichte und Sprache her Pfälzer sind, muß ihm bald aufgegangen sein; denn die Unarten, die aus einem solchen offensichtlichen Mangel entstehen, waren nicht zu übersehen. Noch 1912, als Renz seinen berühmten „Führer durch die badische Amts- und Kreisstadt Mosbach im Odenwald“¹⁷⁾ (mehr konnte er wirklich nicht in die Überschrift packen) drucken ließ, hat er in einer Art Nachwort geschrieben: „und schließen mit dem Wunsche, daß die Schrift in weiten Kreisen eine freundliche Aufnahme finden und dazu beitragen möge, die unbegründeten Vorurteile, die da und dort über Mosbach und seine Umgebung im Lande vorhanden sind, zu mildern oder zu beseitigen“¹⁸⁾. Jacob Renz, der sich anscheinend mit seinem Ratschreiber Roller verstanden hat, begann darum behutsam, in kleinen Schritten mit „Kleinigkeiten“! Später wußte man: es waren die ersten kulturellen Bestrebungen, ein lebendigeres Mosbach zu schaffen.

Kleinigkeiten: Der Zufall wollte es, daß der Bürgersaal im Rathaus eine neue Heizung benötigte. Der Geschmack des neuen Bürgermeisters entschied. Ofenfabrikant Frey erhielt den Auftrag für einen altdeutschen „Ritterofen“.

Er wurde ein Prunkstück, dessen Kacheln heute Sammler in Entzücken versetzen¹⁹). Aus dem ersten Amtsjahr ist ein „Panorama“ von Mosbach erhalten, das von Renz dem Ehepaar Schoder zur Goldenen Hochzeit überreicht wurde. Im Nachhinein interessiert weniger diese Ansicht von Mosbach²⁰), als die Absicht: bürgernahe Verwaltung zu praktizieren mit einem kräftigen Schuß Gefühl und einem genau so kräftigen der Eigenwerbung.

Die Kette kultureller Bestrebungen sollte nun nicht mehr abreißen. Renz traf in Mosbach ein Archiv an, wie es sich Doktoranden wünschen würden: Unberührt, reichhaltig, unausgewertet. Renz selbst sagte später in seinen 1934 veröffentlichten Geschichtsblättern²¹), daß das Archiv einen guten Namen hätte und hinter Konstanz, Freiburg und Pforzheim einzureihen sei. Dieses Archiv muß für Renz und seine geschichtlichen Studien eine Fundgrube gewesen sein. Wie ihm dabei zumute war, berichtet er im Vorwort zu der dreiteiligen Arbeit „Vorträge über die Geschichte der Stadt Mosbach“. Wir erfahren auch den Anlaß für seine Studien: „... als der Unterzeichnete vor einigen Jahren beim Vollzug der für Mosbach historisch gewordenen 'Ratsherrenstiftung' seinen ersten stadtgeschichtlichen Vortrag hielt, fand er ... ein solch lebhaftes Verständnis ... daß er beschloß, das Ergebnis seiner ... ortsgeschichtlichen Forschung ... alljährlich bei der Austeilung der berühmt gewordenen 'Ratsherrnwecke' vorzutragen.“²²). Renz gibt für seinen ersten Vortrag kein Datum an. Wir dürfen es darum offen lassen.

Die Fakten über dieser „Ratsherrnweckstiftung“ waren längst bekannt. Entscheidend ist, daß es Renz gelang, breite Einwohnerschichten zu befähigen, dieses oder andere Ereignisse der Stadtgeschichte gedanklich nachzuvollziehen. Heute weiß jedes Schulkind über „Mosbachs große Zeit“²³) Bescheid, und diese Ereignisse werden heutzutage schon in altersgemäßen Formen publiziert²⁴). Aber Renz gelang noch mehr. – Es ist immer eine gute Sache, wenn Bürgermeister einmal im Jahr gezwungen sind,

im Rahmen der Stadtgeschichte über das Stadtgeschehen nachzudenken und damit weiterzudenken. Fast alle Nachfolger von Renz im Amt haben sich dieser von ihm begonnenen Tradition gebeugt und diese frühe Öffentlichkeitsarbeit anerkannt, indem sie die alljährlichen Vorträge über ein Thema der Stadtgeschichte zu einem festen Bestandteil der „Ratsherrnweckfeier“ gemacht haben²⁵).

Für Jacob Renz sollte das Hineinarbeiten in das Archivmaterial – Urkundenarbeit, Vortrag, Veröffentlichung der Anfang für sein Lebenswerk werden. Und über das Archiv kam Renz wie von selbst auf die gegenständlichen Zeugnisse Mosbacher Geschichte. Der Zeitgeist und das Wirken von Oechelhaeusser, Wagner, Schumacher, u. a. kamen ihm dabei zu Hilfe. Trotzdem blieb es ein Wagnis, bei einem Gemeinderat, wo der eine oder andere doch mehr an Äcker, Wald, Wiese, Allmende oder Geschäft dachte, diesen für eine Altertumssammlung zu begeistern. Wenn Renz etwas gelungen ist, dann diese „Städtischen Sammlungen“, auf die heute nicht nur Mosbacher stolz sein können²⁶). Renz sagte darüber 1912: „Der Freund der Volkskunst findet in der Altertumssammlung mancherlei Anregung.“

Ab 1905 ließ Renz systematisch suchen; er trug die Exponate im Erdgeschoß des Rathauses zusammen und zeigte sie in Schauvitriolen²⁷). Besonders die Schützenscheiben der Mosbacher Schützengilde hatten es ihm angetan und die Erzeugnisse der Fayencemanufaktur, die in Mosbach von 1770 bis 1836 produziert hatte. Hier gelang ihm der ganz große Wurf. Renz konnte 1906 die Sammlung Mosbacher Fayencen erwerben, die Zeichenlehrer Gutmann, Karlsruhe, zusammengetragen hatte²⁸). So schreibfreudig Renz zeitlebens war; über diese Teilsammlungen aber hat er geschwiegen, obwohl sie schon genügt hätten, ihm bei den Volkskundlern Anerkennung zu verschaffen. Verwunderlich und doch wieder nicht! – Über die Mosbacher Schützengesellschaft hat er lang und breit, mit Liebe und mit Wehmut berichtet. Der Schützenscheiben gedachte er mit einem



Blick in die von Renz gegründete Mosbacher Altertumssammlung (Abteilung Mosbacher Fayencen), wie sie 1912 im »Führer durch Mosbach« vorgestellt worden war.

Repro: Hannemann

Satz. Die Archivarbeit und die Auswertung der damals zugänglichen Literatur über Mosbach von Verfassern des 17. bis 19. Jahrhunderts schien ihm wertvoller. Und damit hatte er recht. Wenn man abwägt, muß man sagen, die historisch-archivalische Arbeit war ihm gemäßer als die volkskundlich-empirische.

Bei seinen kulturellen Bestrebungen erwuchs Renz ein ernstzunehmender Konkurrent. Es war der 1886 in Freiburg geborene Zeichenlehrer Fritz Landes, der hier in Mosbach 1915 auf Dauer sesshaft wurde, als Lehrer am Realprogymnasium²⁹⁾. Landes, dessen Würdigung noch aussteht, war 1914 schon im ersten Heft der „Badische Heimat“ mit zwei Beiträgen aus Mosbach vertreten³⁰⁾. Von Landes hat Renz die Idee der „Mosbacher Geschichtsblätter in Fortsetzungen“ übernommen. Er weist, und das ehrt ihn, im Vorwort seiner Ausgabe von 1934 ausdrücklich auf diese Tatsache hin³¹⁾. Renz

hat Landes sicher nicht sonderlich gemocht; beide schöpften aus dem gleichen Brunnen. Renz hat aber Landes nicht fallen lassen, und ihn ausdrücklich in einem Brief gedeckt, als gegen diesen, wegen einer Graböffnung, Vorwürfe aufkamen. Möglich, daß Renz sich aus diesen Gründen – es könnte aber auch wegen der bis zur Stunde ungeklärten Besitzverhältnisse gewesen sein – nie besonders um die wertvolle Gutleutkapelle zu Mosbach und die dazugehörige Leprosenanlage gekümmert hat³²⁾. Das überrascht, zumal er es doch war, Renz, der die Mosbacher Häuser, die zu seiner Zeit alle noch unter Verputz lagen, als Fachwerkhäuser wiederentdeckt hat. Die mittelalterlichen Gebäude im Besitz der Stadt waren ihm ja nicht fremd. Renz ist zwar nicht der Erfinder von Mosbach als der „Stadt der Fachwerkbauten“³³⁾, aber an Denkanstößen und Kraft für diese Sache der Mosbacher Altstadt hat er es

nicht fehlen lassen. Doch dieses Mal fehlte ihm der Rückenwind, die Zeit stand gegen ihn; die Ereignisse der großen Politik überschatteten alles.

Die zweite „Leitlinie“ Renzscher Tätigkeit wollen und können wir mit dem modernen Begriff „Landschaftspflege“ bezeichnen. Dem im Kraichgaustädtschen Eppingen Geborenen, wo sicher geschichtlich ähnliche Verhältnisse gegeben waren, muß die so ganz andere Landschaft, in der Mosbach liegt, besonders aufgefallen sein. Als Renz „sein“ Mosbach sah, waren die Berge im Süden der Stadt kahl, die Hänge der im Norden liegenden begannen zu verwildern; der Weinbau lag in den allerletzten Zügen. Renz hat erst gar nicht den Versuch gemacht, das „Weingärtnerstädtchen“ Mosbach wieder zu Leben zu erwecken, wie das später Dr. Theophil Lang glaubte tun zu müssen³⁴). Renz träumte von etwas ganz anderem, nämlich von einem Luftkurort Mosbach, inmitten einer von ihm neu gestalteten oder verbesserten Landschaft.

Aus der Sicht von heute kann man sagen, daß diese Träume solche geblieben sind, obwohl noch zwei Nachfolger im Amt die Konzeption von Renz nahtlos übernommen haben³⁶). Bestand hatte von den Bestrebungen der Landschaftspflege die Wiederbewaldung. Durch geschickte Grundstückskäufe und mit Hilfe der Beamten des Badischen Forstamtes wurden die kahlen Nordhänge um Mosbach aufgeforstet. Die Anfänge eines Wegenetzes für Spaziergänger und die Grundlage für eine Fremdenverkehrswerbung, an deren Grundzügen sich bis heute nichts geändert hat, entstanden.

Renz glaubte auch an eine Wiederbelebung der Salzquellen der ehemaligen Mosbacher Saline. Hier hatte er Mergentheim im Auge und glaubte, eine ganz große Zukunft zu sehen. Er ließ Bohrungen niederbringen, gründete einen Verein „Salinische Heilquelle“ und ließ Mosbacher Salzwasser verschicken. „Wasserabgabe erfolgt an Kurgäste und Einheimische kostenlos“³⁷). Es sollte bei diesem Werbespruch bleiben. Auch bei diesem Projekt folgten die Nachfolger der Renzschen Konzeption – und scheiterten.

Hätte Renz hier auch so den Akten vertraut, wie er es sonst tat, er hätte bald gemerkt, warum die Saline ein so unrühmliches Ende genommen hatte, ein Ende, an dem nicht nur die Badische Regierung, sondern auch der Mosbacher Gemeinderat kräftig mitgewirkt hatte³⁸).

Eine landschaftspflegerische Maßnahme sollte obwohl von Renz ganz im Sinne seiner Luftkurorts-Pläne gesehen, zu einem bleibendem Denkmal seiner Tätigkeit werden. Renz erreichte, daß die Obere Bleiche, die sich teilweise schon zum Rummelplatz und Schutthaufen gewandelt hatte und die dem Hospitalfond³⁹) gehört, zu einem Stadtgarten umgewandelt wurde. Den durch dieses Gelände ziehenden Gewerbekanal ließ er zu einem See erweitern. Mosbach hatte nun seinen Stadtgarten mit Wasserspielen, Wasservögeln, Wegen, Beeten und Bäumen. Die Eröffnung dieses Stadtgartens sollte am 1. August 1914 erfolgen. Es war der erste Mobilmachungstag. Die Deutschen hatten jetzt andere Sorgen⁴⁰).

Die dritte „Leitlinie“, wir wollen sie Förderung des Gewerbes und Industrieansiedlung nennen, war nur in einem einzigen Fall glücklich. – Die Arbeiterschaft verdiente ihr Brot in kleinen Unternehmen, die sich mit der Zeit gebildet hatten. Darunter waren auch so interessante wie z. B. eine Bronze-Fabrik, eine Diamantschleiferei, zwei Stempelfabriken und vier Druckereien. Den „harten Kern“ der organisierten Arbeiterschaft bildeten die Töpfer der Mosbacher Majolika-Fabrik⁴¹). Kurz vor dem Krieg kam es durch Anton Gmeinder zur Gründung einer Lokomotiven- und Maschinenfabrik. Es ist hier nicht der Platz, den Abriß einer Firmengeschichte einzufügen⁴²), doch sei betont, daß diese Firma der erste „Großbetrieb“ der ganzen Gegend war. Mit ihr entstand der lange als typisch geltende „Arbeiter-Bauer“ des südlichen Odenwaldes mit dem „Stolz“, in dieser Firma arbeiten und dennoch auch die Landwirtschaft daheim beibehalten zu können. Bestimmt ist es nicht Renz anzulasten, daß diese Firma schon in ihren Anfängen Rüstungszwecken dienen muß-

te. Auch in diesem Fall arbeitete die Zeit gegen ihn.

Die Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre haben Jacob Renz notgedrungenerweise vorab zum Verwaltungsbeamten werden lassen. Er war jetzt zuerst Standesbeamter. Seine Hauptaufgabe war es, das Totenbuch zu führen. Seine Unterschrift bescheinigte den Tod von 144 jungen Mosbachern. Wie so mancher älterer Herr, der zu Hause geblieben war, trieb Renz die Ungeduld: „Es geht nicht mehr voran!“⁴³) – Die Fronten waren erstarrt! Keine Zeit, zum Pläne machen! – Erfassung von Vorräten, Versorgung der Einwohner, Überwachung der Kriegsgefangenen u. a., das verlangte organisatorische Fähigkeiten; und es stellte sich heraus, andere konnten das besser. In dieser seelischen Verfassung das Jahr 1919 zu überleben war schwer. Aber Renz half das Glück.

Noch einmal finden wir ihn in Aktion wie in alten Tagen. Es ging darum, den Einwohnern der Stadt in den Inflationsjahren wenigstens einen Teil der Kaufkraft ihres Lohnes zu sichern. Renz entschloß sich zur Herausgabe von stadteigenem Notgeld⁴⁴). Das wollten andere auch; aber Renz gab es wirklich heraus. Dieses Notgeld, nicht nur ein Kuriosum, zeigte noch einmal den ideenreichen Jacob Renz. Das beweisen die „Sprüchlein“ auf den geprägten Eisenmünzen: „Im Mosbacher Rathaus geht ständig der „Draht“ aus“, und auf den Scheinen: „Dieser Schein hat vollen Wert, für ihn bürgt die Michelherd“⁴⁵). Und auf der Rückseite der Vers, der Renz noch einmal ins Gespräch bringen sollte: „Mußt du mit bösen Menschen ringen, dann mach's wie Götz von Berlichingen! Schlag nach dem Gruß das Fenster zu und such bei Arbeit Fried und Ruh! Probatum est.“ – Am 15. Dezember 1923 rief Renz das von der Stadt ausgegebene Notgeld heim. Es war eine seiner letzten Amtshandlungen⁴⁶).

Mit dem 1. Februar 1924 trat Jacob Renz in den Ruhestand⁴⁷). Warum wohl hat er nach einer Amtszeit von 23 Jahren nicht wieder kandidiert? – Die Ausschreibung im Januar 1924 hatte ihm gezeigt, daß er seine Lage richtig ein-



Mosbacher Notgeld (25-Pfennig-Münze) mit dem Spruch: „Im Mosbacher Rathaus geht ständig der Draht aus“.

geschätzt hatte. 18 Bewerber hatten sich am Tag des Meldeschlusses für die Bürgermeisterposten gemeldet. Renz muß es gehaut haben⁴⁸). Die Unnahbarkeit, die im Kaiserreich als äußeres Zeichen der Autorität gegolten hatte, war jetzt nicht mehr gefragt. Sollte er sich der Kritik derjenigen stellen, auf die er bisher glaubte, keine Rücksicht nehmen zu müssen? Im Wahlgremium, dem Bürgerausschuß, waren nun andere, neue Leute, entscheidend. Die Parteien formierten sich jetzt auch in einer Kleinstadt. Da war kein Platz mehr für einen Mann, selbst wenn er gut war, der allein denken, der allein entscheiden wollte. Die Ereignisse, Gründe und Hintergründe vom Ausscheiden bis zur Neuwahl von Dr. Eugen Boulanger aufzuhellen wäre interessant und wichtig genug für eine eigene Arbeit. – Am 1. Februar 1924 schied Renz aus. Der Bürgerausschuß raffte sich später zu einem öffentlichen Dank auf⁴⁹); dann wurde es vorerst still um den Altbürgermeister. Die Nachfolger im Amt haben Renz immerhin „leben“ lassen. Das war eine ehrenwerte Handlungsweise, die man nicht jedem Bürgermeister bescheinigen kann.

Im Stadtführer von 1927⁵⁰) ist die Hand von Jacob Renz noch deutlich zu spüren; vermutlich hat Renz auch den Illustrator seinem Nachfolger offeriert. Es war der ebenfalls erst noch zu würdigende Friedrich Ludwig Scharf in Boxberg⁵¹). Jacob Renz hat sich später als Autor noch zweimal dieses Federzeichners bedient, leider ohne ihn im Impressum zu nennen. – Auch der Nachfolger Dr. Boulangers, Dr. Theophil Lang, bediente sich Renz'scher Gedanken. Was die literarische Tätigkeit anbelangt, sah es so aus, als sei Renz der Lehrmeister dieses sehr aktiven Bürgermeisters⁵²). Aber inzwischen war ja schon eine „Renz-Legende“ in Mosbach entstanden. Lang ist bekannt geworden durch drei Veröffentlichungen⁵³). Sicher waren ihm die Arbeiten seines Vor-Vorgängers auch eine Hilfe für das ganzjährige 1200-Jahr-Fest 1936. Den Gedanken, Mosbach zu einem Luftkurort zu machen oder gar zu einem Badeort, verfolgten sogar noch die späteren Bürgermeister Dr. Himmel und Wilhelm Schwarz, der unter Renz schon als Stadtrat gewirkt hatte. Daß aber ein Konzept „Kurort“ einerseits und „Industrieansiedlung“ andererseits nicht aufgehen kann, hätte schon Renz erleben müssen, wenn der Erste Weltkrieg diese Wahrheit nicht vertuscht hätte.

So blieb es dann erst Werner Tarun, ab 1954, vorbehalten, mit dem aus der Industrie erwirtschafteten Geld Mosbach zu einer Schulstadt zu machen. Wenn man so will, ist selbst Tarun im kulturellen Bereich noch Renz gefolgt. Auch das Bild einer „mittelalterlichen“ Altstadt, wie es Renz um 1910 vorschwebte, hat bis in unsere Tage nachgewirkt. Im Widerstreit harter Meinungen hat sich jetzt eine Lösung⁵⁴) durch Oberbürgermeister Fritz Baier durchgesetzt, an die Renz noch nicht hätte denken können. Aber das muß man sagen: die Grundgedanken stammen von ihm.

Zum 65. Geburtstag machte die Stadt Renz zum Ehrenbürger. Er, Renz, war es gewesen, der diese einzige Auszeichnung, welche eine Stadt verdienten Bürgern zu vergeben hat, erstmalig vergeben ließ. Und es ehrt ihn, daß er diese

Würde auch dem jüdischen Mitbürger Dr. Leopold Löwenstein zukommen ließ, dem das Mosbacher Archiv zu danken hat⁵⁵). Bei der zweiten Verleihung einer Ehrenbürgerschaft ehrte Renz – selbstverständlich zusammen mit dem Stadtrat – den Schulmann Christoph Gänzler, den ersten Rektor einer Mosbacher Schule⁵⁶).

Der Ruhestand, den Jacob Renz in Mosbach erleben durfte, dauerte länger als seine Dienstzeit. Nach Jahren des Schweigens, in denen er sicher seine Gedanken und die Ergebnisse seiner Studien geordnet hat, trat er 1934 wieder an das Licht der Öffentlichkeit mit der Herausgabe der „Mosbacher Geschichtsblätter“⁵⁷). 1936 erschien dann in „Mein Heimatland“, Heft 5/6, sein wertvollster Beitrag, eine Arbeit, die sich über das lokale Thema hinaus mit der Entstehung der „Einwohnergemeinde“ in Baden befaßt: „Die Geschichte des Mosbacher Bergallmende“⁵⁸). Ohne diese saubere und exakte Archiv- und Aktenarbeit wäre fast alles Wissen über die Kleinlandschaft auf der südlichen Gemarkung Mosbach dahin; denn diese Landschaft hat sich in 40 Jahren mehr als nur verändert. Leider vermischen wir in dieser Arbeit die Befragung von Gewährleuten und die Schilderung der Ereignisse, die Renz teilweise miterlebt hat. Der Aufsatz bricht kühl ab mit der Feststellung, daß am Sonntag, den 16. September 1934, in Gegenwart des Herrn Reichsstaltalters Wagner 24 stattliche Erbhöfe an die Erbhofbauern übergeben worden seien. Kein Wort des Augenzeugen, keine Wertung. Das kann nicht nur Zurückhaltung gegenüber der Politik des „Dritten Reiches“ gewesen sein, die man ihm übrigens bescheinigen muß; aber nur ihm allein⁵⁹).

1939 verlegte Renz im Selbstverlag sein Buch: „Lebensgeschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der Eisenhand“. Dieses Buch ist illustriert, genau wie „Chronik der Stadt Mosbach“ (1925/27), mit Federzeichnungen von Ludwig Scharf. – Der letzte bekannte Beitrag aus der Feder von Jacob Renz war ein Baubericht in Fortsetzungen: „Baugeschichte des

Mosbacher Rathauses⁶⁰). Auch hier wieder nur Urkundenarbeit, keine Befragung, keine Beschreibung von Bauteilen, von Gegenständen oder von deren Verbleib, obwohl ihm das doch alles zugänglich gewesen sein muß.

„Die Geschichte ist die Lehrmeisterin des Lebens“. – Renz hat sein Archiv gekannt wie keiner. Er wird wohl seinen Wahlspruch bedacht haben. Gelegentlich will es aber scheinen, als hätte er am Leben vorbeigeschrieben und als sei er nicht „vor Ort“ gewesen an den Stellen, die er in Geschichten beschrieben hat. Möglich, daß Jacob Renz auch ein wenig eingeschüchtert war durch die Fachleute seiner Zeit, z. B. Professor Dr. Albert. Fritz Landes hätte ihm, was die kritischen Einwände betrifft, sehr wohl helfen können. Landes wollte es genau wissen, er grub nach, er untersuchte, er sammelte, für ihn waren nicht nur Urkunden auf Papier Urkunden. Beide Mosbacher – der eine aus Eppingen, der andere aus Freiburg – hätten einander ergänzen können, doch ist dies nur schwer vorstellbar.

Die Beerdigung von Altbürgermeister Jacob Renz – er starb am 25. Januar 1951 – war übrigens keine von den ganz großen, wie sie Mosbach gewohnt ist. Es gab über Renz nichts mehr zu sagen. Seine Tätigkeit in Mosbach war bereits Geschichte. Die Geradlinigkeit, bei den Entscheidungen seiner frühen Tätigkeit so erfolgreich, war erstarbt. Sein Namenszug – als Privatmann unterschrieb er „Jacob Renz“ – ist dafür eine Beweis und eine Mahnung. Wir sehen die Unterschrift, die er geleistet hat bei der Geburt des vierten Kindes, Gertrud Leoni, am 15. Oktober 1907, und den genau gleichen Namenszug, als der beinahe 80jährige den Tod seiner Frau, am 13. Juli 1945, anzeigte. Lob oder Tadel – wer will es entscheiden? – Er war sich gleich geblieben.

Anmerkungen:

¹) Jacob Renz, geboren am 18. 3. 1866 in Eppingen, ev.; Eltern: Johann Ulrich Renz und Eva Margarete Zaiss; gest. 25. 1. 1951 in Mosbach (Auskunft: Karlheinz Götz).

²) 1890 3459 Ew., 1900 3687 Ew., 1905 3980 Ew., 1910 4658 Ew. (Auskunft: Einwohneramt Stadt Mosbach).

³) J. Reuter, gefallen bei Nuits.

⁴) Adolf Brohm, Mosbach, Heimat, ewig liebe Heimat, 1970

⁵) Carl Friedrich August Strauß, Apotheker und Bürgermeister, 1845–1904; Bürgermeister seit dem 5. 4. 1882, verh. mit Luise Hoffmann.

⁶) z. B. der sog. „städt. Neubau“, 1898, mit 12 Wohnungen, Hauptstraße 81 und 83.

⁷) Vgl. *Peter Assion*, Mosbacher Sagen um 1900, in: *Badische Heimat* 54, 1974, S. 364 f., sowie Mitteilungen der Städtischen Sammlungen Mosbach, Nr. 5, 1974, S. 13.

⁸) Der Vater Gottlieb Georg Strauß ist ausdrücklich genannt in: *Hermann Wirth*, Die Stadt Mosbach, 1864, S. 82.

⁹) *Adolf Brohm*, Chronik des Männergesangvereins „Frohsinn“ 1845, Mosbach.

¹⁰) Vgl. *Franz Hundsnurscher* und *Gerhard Taddey*, Die jüdischen Gemeinden in Baden (= Veröffentlichungen der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg 19), Stuttgart 1968, S. 202–205.

¹¹) *Badische Neckarzeitung*, Nr. 44/1901: „Bei der hiesigen Gemeindeverwaltung ist der Posten des Bürgermeisters alsbald zu besetzen, da die Amtsperiode des Unterzeichneten demnächst abläuft . . . 21. 2. 1901, Strauß, Bürgermeister.“

¹²) Ebenda, Nr. 59/1901: „Bei der hiesigen Gemeindeverwaltung ist der Posten d. Bürgermeisters bei einem Anfangs-Einkommen von mindestens 3600 Mark zu besetzen“ (9. 3. 1901).

¹³) Ebenda, Nr. 106: „Nachdem die Dienstzeit des Herrn Bürgermeisters Strauß abgelaufen ist, . . . wurde die Neuwahl durch den Bürgerausschuß auf Dienstag, den 4. Mai 1901 . . . anberaumt“ (8. 5. 1901).

¹⁴) Ebenda, Nr. 111: „Die Würfel sind gefallen. Mosbach, den 14. Mai 1901. Bei der heute stattgefundenen Wahl eines Bürgermeisters für die Stadt Mosbach wurde Herr Amtsrevident Jakob Renz von Villingen mit 62 Stimmen zum Bürgermeister gewählt. Ferner erhielt Herr Bürgermeister Strauß 1 Stimme, zwei Zettel sind weiß abgegeben worden.“ – Ebenda Nr. 130 (8. 6. 1901): „Bürgerausschußsitzung vom 5. Juni 1901. Der Bürgerausschuß genehmigte mit 35 Stimmen den mit dem neugewählten Herrn Bürgermeister Renz abgeschlossenen Haupt- und Nebenvertrag, insb. die Gehaltsfestsetzung . . .“ (anfänglich 3600 Mark, aufsteigend bis zu 4500 Mark, Gebührenersatz jährlich 50 Mark). – Ebenda, Nr. 131 (10. 6. 1901): „Eingesandt: Zur Bürgerausschußsitzung vom 5. Juni. Der amtliche Bericht könnte den Anschein erwecken, als sei der Dienstvertrag des neugewählten Bürgermeisters Herr Renz mit der knappen Majorität von 35 Stimmen genehmigt worden. Dem ist indessen nicht so. Die 35 Stimmen stellen die Gesamtzahl der bei der Abstimmung anwesenden Ausschußmitglieder dar. Es erfolgte hiernach die Genehmigung des Dienstvertrags einstimmig“ (ohne Unterschrift!). (Demnach waren 30 stimmberechtigte Bürgerausschußmitglieder nicht anwesend!!! Der Verfasser).

¹⁵⁾ Heirat am 27. 9. 1894 oder 1895? Ehefrau: Leonie Elisabeth Straub aus Wolfach (Angaben Karlheinz Götz). Leider ist das Jahr nicht eindeutig feststellbar. Kinder: Dr. Erwin Renz, geb. 1895 in Stockach; Martha Kapferer, geb. 1897 in Stockach; Hans Renz, geb. 1899 in Villingen; Gertrud Landwehr, geb. 1907 in Mosbach (Angaben Karlheinz Götz).

¹⁶⁾ Die Zeitungsbande der „Badischen Neckarzeitung“ 1901 und 1924 wurden zur Einsicht überlassen von Altstadtrat Hans Kirschmer, wofür ihm herzlich gedankt sei.

¹⁷⁾ Führer durch die badische Amts- und Kreisstadt Mosbach im Odenwald, 1912, Druck G. Waldbaur, Mosbach. (Archiv der Stadt Mosbach).

¹⁸⁾ Hinweis von Dieter Dannenberger, Mosbach

¹⁹⁾ Zu dem Kachelformer und Ofenfabrikanten Friedrich Frey (1843 – 1907) vgl. die hektographierte Broschüre „Aus Ton und Holz“ hrsg. von den Städtischen Sammlungen Mosbach o. J. (1972), S. 8 – 11. Fabrikate von Frey behandelt auch *Dieter Lutz*, Vier tönerner Ofenplatten des 16. Jahrhunderts aus Eggenstein, Kreis Karlsruhe, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2, 1973, Nr. 2, S. 42–44.

²⁰⁾ Aufnahme des Photographen Theodor Kuhn von 1899, jetzt Sammlung Haas, Mosbach.

²¹⁾ *Jacob Renz*, Mosbacher Geschichtsblätter, Nr. 1, 1934, S. 4.

²²⁾ *Renz*, Vorträge über die Geschichte der Stadt Mosbach. Erstes Heft: Mosbachs Anfang und Entwicklung, Mosbach o. J. (1912), S. 1.

²³⁾ *Ernst Brüche*, Mosbachs große Zeit, Mosbach 1959.

²⁴⁾ Zum Beispiel in Form der Sage von der Pfalzgräfin Johanna, die sich verirrt und durch den Klang einer Glocke (der Stephanus-Laurebtius-Glocke von 1458) den Heimweg fand.

²⁵⁾ Früher am Tag der „Unschuldigen Kindlein“ (28. 12.), jetzt entweder am 5. oder am 14. Januar.

²⁶⁾ Die Städtischen Sammlungen Mosbach umfassen: das Museum im Rathaus, das Haus Kichelhain (Harnischgasse 13) und die Gutleutkapelle.

²⁷⁾ Vgl. das Inserat im Stadtführer von 1912 (wie Anm. 17).

²⁸⁾ Vgl. *Johannes März*, Die Fayencefabrik zu Mosbach in Baden (=Volks- und wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen, Neue Folge 7), Jena 1906.

²⁹⁾ Fritz Landes, geb. am 14. 3. 1886 in Freiburg, gezogen am 13. 2. 1915 in am Henschelberg 9b, gest. am 23. 3. 1924, in Mosbach.

³⁰⁾ *Fritz Landes*, Das „Gutleut“ – Haus und – Kapelle zu Mosbach, in: Badische Heimat 1, 1914, S. 107; *ders.*, Biedermeierpoesie auf Mosbacher Schützenscheiben, ebenda, S. 110.

³¹⁾ „Der Versuch ist nicht neu. Schon Zeichenlehrer Fritz Landes, der eines hartnäckigen Leidens wegen frühzeitig in den Ruhestand treten mußte, wollte kurz vor dem Weltkrieg ein Mosbacher Geschichtsblatt herausgeben. Er konnte leider nur eine Nummer – gedruckt vom Mosbacher Volksblatt – zum Verkauf bringen.“

³²⁾ Dr. Rückleben, Generalarchiv der Bad. Landeskirche, Die Geschichte der Mosbacher Friedhofskapelle unter rechtshistorischem Aspekt, 1975 (Brief an

das Ev. Dekanat Mosbach). Ferner Brief des Gemeinderates an das Gr. Bezirksamt Mosbach vom 2. Sept. 1913: „Herr Prof. Dr. Sauer in Freiburg, welcher am 30. 8. 1913 die Kapelle besichtigte, hat an den Freilegungsarbeiten des Herrn Landes in keiner Weise etwas auszusetzen gehabt . . . Das Grab selbst ist dabei nicht erbrochen worden, überhaupt ist in dieser Sache nichts weiter geschehen“ (Akten der Städt. Sammlungen).

³³⁾ Das Schlagwort stammt vermutlich von Bürgermeister Dr. Theophil Lang, 1935–1938.

³⁴⁾ Bürgermeister Lang holte von Weinsberg zwei Weingärtner, machte sie seßhaft und ließ Weinberge am Henschelberg anlegen. Bei Ausbruch des Krieges waren über 1 ha angelegt, heute Stadtbesitz, aufgefurstet.

³⁶⁾ Dr. Boulanger und Wilhelm Schwarz.

³⁷⁾ Wie Anm. 17.

³⁸⁾ *Walter Carlé*. Die Saline zu Mosbach und die Herkunft ihrer Solen (=Bericht der Naturforschenden Gesellschaft Freiburg i. Br. 51), Freiburg i. Br. 1961.

³⁹⁾ Hospitalfond, entstanden nach 1563 aus den Pfründen der Altäre der ehemaligen Cäcilienkirche in Mosbach, heute Rathaus.

⁴⁰⁾ Der Obergärtner Friedrich Bauer, verheiratet in Trienz, der den Stadtgarten anlegte, mußte am 2. 8. 1914 zur Feldarmee. Er ist 31jährig, wie man erst 1917 erfuhr – Jacob Renz trug seinen Tod in das Totenbuch ein – am 21. August 1914 am Donon in den Vogesen gefallen. Siehe *Werner Haas*, Mosbacher Stadtgarten hat Geburtstag, in: Rhein-Neckar-Zeitung vom 29. 7. 1974.

⁴¹⁾ Siehe *Werner Tarun*, Die Geschichte der Mosbacher Majolika, Nerbel & Co. KG, Mosbach 1977 (hektographiert); *Peter Assion*, Aus der Frühgeschichte der einheimischen Sozialdemokratie, in: Der Odenwald 22, 1975, S. 118–127.

⁴²⁾ Zuerst Steinmetz und Gmeinder, dann Badische Motoren-Lokomotiven-Fabrik, jetzt Gmeinder u. Co., Lokomotiven- und Maschinenfabrik.

⁴³⁾ Der Ausspruch ist verbürgt.

⁴⁴⁾ *Werner Haas*, Notgeld der Stadt Mosbach, in: Der Odenwald 21, 1974, S. 68–70. Ergänzender Hinweis von Peter Assion: Die Münzen wurden von L. Chr. Lauer in Nürnberg geprägt. Siehe *Karl Hofmann*, Fränkische Kriegsnotmünzen 1917–1920, in: Fränkische Blätter 4, 1921, Nr. 7, S. 7 f.

⁴⁵⁾ Michelherd = äußerer Stadtwald, rund 600 ha rechts und links des Seebachs (rechter Nebenbach des Neckars, bei Neckargerach mündend).

⁴⁶⁾ Badische Neckarzeitung, 2. Dezember 1923.

⁴⁷⁾ Ebenda, Nr. 46/1924: „Da der Bürgermeister J. Renz mit Wirkung vom 1. Februar 1924 in den Ruhestand getreten ist . . .“ (23. 2. 24).

⁴⁸⁾ Ebenda, Nr. 20/1924: „Wir wir erfahren, haben sich um den erledigten Posten d. Bürgermeisters d. Stadt Mosbach insg. 18 Bewerber gemeldet“ (24. 1. 1924). – In den Nummern vom 31. 1. und 1./2. 2. 1924 kein Wort über J. Renz. In der Nummer 40/1924 heißt es: „hat der vorbereitende Ausschuß für d. Bürgermeisterwahl die Herren Dr. Friedrich, Karlsruhe und Dr. Boulanger, Singen, eingeladen, sich mit einem Referat . . . vorzustellen.“ In der

Nummer 52/1924 (endlich): „Dem scheidenden Bürgermeister Renz“ (ganzseitiger Dreispalter!), leider ohne Verfasser. Hervorgehoben wird die Verwaltungstätigkeit; Renz hatte 40 Ämter; insgesamt: 1500 Gemeinderatssitzungen, 85 Bürgerausschußsitzungen, 403 von Renz eingebrachte Vorlagen, davon 3 durchgefallen (in 23 Dienstjahren); Einrichtung eines öffentl. Schwimmbades 1906 durch Zufallsmehrheit abgelehnt. Ausdrücklich genannt werden die unter Renz neu gebauten Straßen, ihre Namen werden aufgezählt, ferner die durch die Stadt angekauften Häuser; ausdrücklich wird die Zehntscheuer genannt; aber Kritik kommt zu Wort: „Ist dir einer feind, kehre dich nicht dran und sei du nur ein rechter Mann“ (entnommen dem Zimmerspruch von 1610 am Palm-schen Haus am Markt). Es wird von Erschöpfung gesprochen, von einer ersten Erkrankung: „... traten bei ihm einmal persönliche Härten zutage“ . . . , und „... daß die Nervenkraft allmählich unter der ungeheuren Arbeitslast zu erliegen begann“ und „daß es an der Zeit sei, die Aufgaben der kommenden Zeit auf jüngere Schultern zu legen.“ Der am 3. März 1924 mit 58 Stimmen von 69 gewählte Nachfolger war bereits 48 Jahre alt, also genau 10 Jahre jünger als J. Renz (Badische Neckarzeitung Nr. 54/1924, 4. 3. 24).

⁴⁹⁾ Ebenda, Nr. 46/1924: „Ehrung: In Würdigung der Verdienste, die sich der in den Ruhestand getretene Bürgermeister Renz um die Weiterentwicklung der Stadt Mosbach erworben hat, beschloß der Ge-

meinderat einstimmig, demselben ein Dankschreiben zu übersenden und eine Straße nach seinem Namen zu nennen“ (23. 2. 1924).

⁵⁰⁾ Mosbach im Elz- und Neckartal. Ein Führer aus der Vergangenheit in die Gegenwart, Mosbach 1927 (Druck von Jacob Haas).

⁵¹⁾ Friedrich Ludwig Scharf, geb. 1884 in Münster/W., gest. 1965 in Großfelden bei Marburg, Federzeichner in Boxberg.

⁵²⁾ „Ich werde nicht in die fetten Pfründe meiner Vorgänger eintreten.“ (Satz aus der Antrittsrede)

⁵³⁾ *Theophil Lang*, Die Hauptstadt der Kleinen Pfalz, Mosbach 1936; ders. Führer durch das 1200jährige Mosbach, Mosbach 1935; ders., Die Besiedlung des Bergfeldes (?)

⁵⁴⁾ Fußgängerzone in der Mosbacher Hauptstraße 1975/76, Altstadtsanierung.

⁵⁵⁾ *Hubert Dierauf*, Der Ehrenbürger Dr. Leopold Löwenstein, 1843–1923, in: Mitteilungen der Städt. Sammlungen Mosbach, Nr. 6, 1974.

⁵⁶⁾ Ebenda.

⁵⁷⁾ *J. Renz*, Mosbacher Geschichtsblätter, Nr. 1–24, 1934.

⁵⁸⁾ Mein Heimatland 23, Heft 5/6, 1936, S. 146–159.

⁵⁹⁾ Außer dem erwähnten Zitat schrieb Renz den Satz: „Die Erfüllung des alten Schützentraumes blieb dem Volkskanzler Adolf Hitler vorbehalten . . .“

⁶⁰⁾ *Renz*, Baugeschichte des Mosbacher Rathauses, in: Neckar- und Franken-Rundschau, Juli 1941.

Mensch und Baum

*Es strebt der Baum aus seinem Wurzelreich
Dem Himmel zu und wächst hinein ins Licht,
Dankbar der Erde, die ihm Nahrung schenkt,
Und nah ihr immer, wie er sich auch reckt,
Wie königlich sein Wuchs dem Auge auch erscheint.
Im Erdreich ruht das Tiefste seiner Kraft.
Wie könnt es anders sein bei dir und mir,
Die wir der Erde ebenso entstammen,
Doch allzu leicht vergessen, was uns ziemt?
Die Füße trotzig in das Erdreich stemmen,
Das Heimat war den Ahnen schon vor Zeiten,
Den Himmel über uns bei Tag und Nacht,
Und spüren, daß wir eins sind noch mit ihr,
Das sei ein Auftrag, der uns nie entläßt. –
Mag anders auch das Leben rascher brausen,
Die Quellen seines Ursprungs rauschen unversehrt
Und überdauern alles eitle Treiben
Gelassen wie der Baum, der seiner selbst
Gewiß ist wie die Erde, die ihn trägt.*

Hans Bahrs

Heinrich Sander – Ein Karlsruher Professor auf Reisen

Hans Merkle, Frankfurt am Main

Am Gymnasium illustre in Karlsruhe wirkte in den Jahren 1775 bis 1782 Heinrich Sander, ein Professor, der zu den interessantesten Gestalten der jungen Residenz zählt. Er wird bekannt durch seine zahlreichen Reisen, die ihn in weite Teile Europas führen. Es ist die Zeit in der die großen umwälzenden Ideen bereits geboren sind, aber die Unruhe des Geistes den gewohnten Gang des täglichen Lebens noch nicht verändert hat.

In dieser Zeit, die Entfernungen noch nach Wegstunden rechnet, sind weitgereiste Männer selten. In besonderem Maße ziehen sie die Aufmerksamkeit auf sich, wenn sie wie Heinrich Sander mit hervorragenden Persönlichkeiten zusammentreffen und ihre Freundschaft finden.

Heinrich Sander ist wohl der einzige Karlsruher, der im ausgehenden 18. Jahrhundert über seine Reisen in Buchform berichtet. Im gesellschaftlichen Leben der Stadt bleibt seine Erscheinung allerdings ohne nachhaltigen Eindruck. Sein früher Tod hat wohl auch verhindert, daß er in der Stadtgeschichte den Platz einnimmt, den er nach seinen Erfahrungen und Leistungen verdient.

Professor in Karlsruhe

Heinrich Sander wurde am 25. November 1754 in Köndringen in der Markgrafschaft Hochberg unweit von Freiburg geboren. Sein Vater war der Kirchenrat und Spezialsuperintendent Nikolaus Christian Sander, seine Mutter Auguste Bernhardine geborene Boskin. Im Hause Sander wurde auf gute Erziehung Wert gelegt. Der Vater gab wohl anfänglich selbst den Unterricht. Später schickte er den Sohn für ein Jahr aufs Gymnasium zu Lörrach.

Nach Karlsruhe kam Heinrich Sander mit 16 Jahren. Drei Jahre war er hier Schüler des Gymnasiums illustre. Danach studierte er in Tübingen und Göttingen Theologie und Naturwissenschaften. Er bewarb sich dann in Karlsruhe mit Erfolg um eine Anstellung am Gymnasium. Das war 1775, er war gerade 21 Jahre.

Karlsruhe war damals die Hauptstadt eines Landes von 160 000 Einwohnern. Die Regierungsbeamten der Baden-Baden'schen Lande wurden gerade von Rastatt nach Karlsruhe versetzt, nachdem dieses Gebiet durch Erbvertrag 1771 an Baden-Durlach gefallen war. Die junge Residenz erfüllte eine rege Bautätigkeit. Dennoch war das Leben rückständig und bescheiden. Die Atmosphäre war bestimmt vom landesväterlichen Absolutismus des Markgrafen Karl Friedrich.

Das Karlsruher Gymnasium, 1724 erbaut, stand damals an der östlichen Ecke des Marktplatzes an der Langen Straße, der heutigen Kaiserstraße. Die Schule genoß einen guten Ruf und hatte 180 Schüler. Ihr Direktor, Johann Christian Sachs, machte sich einen Namen als Verfasser der Badischen Geschichte. Zu den Schülern von Heinrich Sander gehörte Johann Peter Hebel, der 1774, als Vierzehnjähriger, in die Schule aufgenommen wurde, die er bis 1778 besuchte.

Heinrich Sander war über seine Professorenstelle nicht recht glücklich. Lieber hätte er eine Pastorenstelle auf dem Land übernommen. Diesen Wunsch hegte auch Johann Peter Hebel, der später, 1791, ebenfalls Lehrer am Gymnasium wurde. Offenbar hatten die Karlsruher Umgebung und das Leben in der gerade 400 Gebäude zählenden Stadt wenig Anziehungs-



Heinrich Sander 1754–1782

kraft für einen jungen Lehrer. Sander ist denn auch entschlossen, wenn immer möglich den beruflichen Verpflichtungen und der Enge der Stadt zu entfliehen. Er findet die Freiheit bei seinen Reisen.

Der Schriftsteller

Der Vater fördert die Reiselust des Sohnes, er gibt das Geld. Der Sohn erweist sich des väterlichen Vertrauens würdig und schreibt im Vorwort seiner Reisebeschreibungen, die er seinem Vater widmet, daß er „jeden Tag so gelebt habe, als wenn ich alle Abende zurück kommen und Ihnen Rechenschaft geben müsse“.

Die Reisebeschreibungen erscheinen posthum in Leipzig 1783 und 1784. Der Verleger meint, daß man wohl schwerlich eine Reisebeschreibung aufweisen kann, „in der das Lehrreiche und Nützliche mit dem Unterhaltenden und Mannichfaltigen auf eine angenehmere Art abwechselte“. Sander war bereits durch eine Anzahl theologischer Schriften bekannt. Seine zahlreichen Freunde erwarteten die Reisebeschreibungen daher mit Ungeduld. Das Buch wird ein Erfolg.

Das ausgehende 18. Jahrhundert gibt sich aufgeklärt. Die Leser wollen wissen, wie es in anderen Ländern, an anderen Orten aussieht. Sie wollen erfahren, wieweit der Fortschritt gekommen ist. Heinrich Sander gibt diese Auskünfte.

Frankreich und die Niederlande

Seine erste Reise führt ihn nach Frankreich und den Niederlanden. Anfang Mai 1777 kommt er nach Paris, das damals bereits über 600 000 Einwohner zählt. Das ist immerhin um ein gutes Viertel mehr an Bevölkerung als alle 33 deutschen Reichsstädte damals zusammen. Paris ist eine glänzende Metropole mit Straßen voller Leben. Straßenbeleuchtung ist bereits eine Selbstverständlichkeit und für die Sicherheit sorgen Polizeipatrouillen. Allerdings ist die Wasserversorgung schlecht, denn man nimmt alles Wasser aus der Seine „aller dahinein fließender Unreinigkeiten ungeachtet“ und es macht „den meisten Fremden entweder eine Kolik oder einen Durchlauf“. Die Luft in den Straßen ist schlecht, denn es gibt eine unendliche Zahl von Pferden, die beschlagen werden und der Gestank von verbranntem Horn ist eine arge Belästigung für Sander, der die frische Luft des Hardtwaldes gewohnt ist. Er gibt eine fast zeitlose Schilderung des Großstadtmenschen: „Jeder, der lang hier ist, ist gegen alles was sonst Schrecken, Mitleiden, Ernsthaftigkeit, oder nur Unruhe erweckt, so gleichgültig, daß ein Fremder alle Augenblicke unwillig wird, über die Frostigkeit der Nation, über die Frivo-

lität und über den menschlichen Leichtsin, womit Alles von Allen beurteilt wird. In der That, man sollte zuweilen meinen, alles Menschengefühl sei erstorben.“

Aber er absolviert ein umfangreiches Besuchsprogramm in Galerien, Werkstätten, Kabinetten, Museen, Irrenhäusern, Bibliotheken, Theater, Hospitälern. Seine Aufmerksamkeit richtet sich auf alles. So beschreibt er mit wissenschaftlicher Genauigkeit die wesentlichen Schaustücke in den besuchten Einrichtungen. Diese Art des systematischen, genauen Beobachtens, die er bei diesem ersten längeren Aufenthalt in einer fremden Stadt entwickelt, wendet er bei allen folgenden Reisen an.

In Versailles besieht er sich das Schloß und die königlichen Gemächer, die ja damals jedermann offenstanden. Marie Antoinette beobachtet er in der Schloßkapelle und er findet, daß sie „allgemein viel Grazie und Majestät hat“ und „nicht übel“ aussieht.

Anfang Juli fährt er weiter nach Brüssel. Auf dem Weg besichtigt er die Kohlengruben in Valenciennes, schildert die Abbautechnik, die harte Arbeit unter Tage. Er plant seine Reise sorgfältig. Allen wichtigen Städten in diesem nordwestlichen Teil Europas stattet er seinen Besuch ab. Der Markgraf, der ihn vom Schuldienst freigestellt hat, kündigt dem badischen Gesandten in Haag den Besuch seines Karlsruher Professors an. Sander gefällt Holland wesentlich besser als Paris und Frankreich. „Alles ist hier nett, schön, sauber . . . Die Reinlichkeit der Holländer geht erstaunend weit. Oft weiß man nicht wo man hinspucken soll.“ Wieder beobachtet und beschreibt er öffentliche Einrichtungen und naturkundliche Sammlungen. Über Aachen, Köln, Mannheim kommt er wieder in die engere Heimat. Mannheim nennt er eine „glückliche Stadt“, weil sie einen Fürsten hat, Karl Theodor, der Künste und Wissenschaften kräftig unterstützt. Die Bibliothek und die Sternwarte erregen seine Bewunderung. Mit Hofrat Lamey macht er einen Ausflug nach Schwetzingen. Mitte September ist er wieder in Karlsruhe.

Reisen in Deutschland

Nach mehr als viermonatiger Abwesenheit muß sich Sander wieder um sein Lehramt kümmern. Erst im Herbst 1779 macht er wieder eine kürzere Reise zu Pferde nach Schwaben und Bayern. Seine Beschreibung des „Nationalcharakters“ der Schwaben ist knapp und treffend: „Sie sind ehrlich, treu, zuverlässig, willig, mit den feinen Kniffen und Ränken anderer Deutschen wenig bekannt, überall gutmütig und dienen gern jedermann.“

Als ob er ahnt, daß sich sein Leben früh dem Ende zuneigt, ergreift ihn eine Unruhe und er beginnt eine schnelle Folge von Reisen. Im Sommer 1780 fährt er über Nürnberg nach

Heinrich Sanders,

Professors am Gymnasium illustre in Carlsruhe, der Gesellschaft
Naturforschender Freunde in Berlin, und der kaiserlichen
Anhaltischen deutschen Gesellschaft in Zeruburg
Ehrentitels

Beschreibung

seiner

Reisen

durch

Frankreich, die Niederlande, Holland,
Deutschland und Italien;

in Beziehung auf

Menschenkenntnis, Industrie, Litteratur
und
Naturkunde insonderheit.

Erster Theil.

Leipzig,

bei Friedrich Gottbold Jacobäer und Sohn,

1783.

Weimar. Dort trifft er am 8. August mit Geheimrat Goethe zusammen. Am Abend des selben Tages ist er Gast im Hause des Dichters Christoph Martin Wieland. Mit Herder unternimmt er Spaziergänge an der Ilm. Jena, Halle, Leipzig, Dresden sind weitere Stationen vor Berlin, wo er am 4. September eintrifft. Er bestaunt die Militärparade, die Friedrich der Große mit seinen Generalen abnimmt, er führt lange Gespräche mit dem Philosophen Moses Mendelssohn und dem Astronomen Bernoulli. Ein Porträt aus dieser Zeit zeigt ihn mit klaren Gesichtszügen, gerader Nase, hoher Stirn, wachen Augen. Die Haare sind nach der Mode nach hinten gekämmt und werden von einem Haarbeutel gehalten. Er ist mittelgroß und schlank. Er hat eine rednerische Begabung und versteht es, seine Gesprächspartner für sich einzunehmen.

Mitte September ist er in Hamburg. Er kennt die Stadt bereits, denn während seiner Zeit als Student in Göttingen, im Frühjahr 1775, hat er Hamburg einen Besuch abgestattet. Jetzt, als wohlbestallter Professor, hat er Verbindungen. Er diskutiert mit Klopstock, der ja enge Beziehungen mit Karlsruhe hat und sagt von ihm, daß er „simpel“ wäre, „wenn man ihn nicht vergöttert hätte“. Auf der Rückreise trifft er in Braunschweig den Hofrat Lessing, „ein witziger, munterer, scharfsinniger Kopf, der sich nichts aus dem Ruhm mache.“ Ende Oktober 1780 ist er wieder in seinem „lieben Karlsruhe“.

Bei dieser Reise knüpft er offenbar auch Verbindungen an, die seinem beruflichen Fortkommen dienen sollen. Im April 1781 teilt er dem Markgrafen mit, daß er ein Angebot von der Königlichen Ritterakademie in Brandenburg „mit vorteilhaften Bedingungen“ vorliegen habe. Der Markgraf scheint durch diese Absicht überrascht gewesen zu sein und in den Akten findet sich der Vermerk, daß „Serenissi mit seinen bisherigen Dienstleistungen voll zufrieden (sei) und daher auch wünsche, daß er seine Dienste dem hiesigen Lande ganz widmen möchte“. Sander entschließt sich, am Karlsruher Gymnasium zu bleiben.

Im Frühjahr 1781 ist er unterwegs nach Konstanz und den Rheinfall bei Schaffhausen. Konstanz leidet arg unter der österreichischen Herrschaft und er findet überall Verfall und Unfreiheit. Die Kurie hat die „Aufsicht über die Bücher“ und er hat Mühe die „nächste gelehrte Zeitung aus Deutschland“ zu bekommen. Im selben Jahr 1781 führen ihn zwei weitere Reisen nach Speyer und St. Blasien im Schwarzwald.

Schwarzwaldreise

Die Schilderung seiner Reise nach St. Blasien ist besonders reizvoll, weil sie ihn in seine engere Heimat führt. Er reitet zunächst von Karlsruhe nach Offenburg.

Die mittelbadischen Weine lobt er über alle Maßen. Das Kloster Zell am Harmersbach treibt eifrigen Weinhandel. Sander schwärmt von den „unbeschreiblich guten“ Jahrgängen 1718, 1728 und 1753, die er dort zu probieren bekommt.

Die Landschaft um Prechtal bezaubert ihn und veranlaßt ihn, einige Tage zu bleiben. Die Zeit verbringt er nutzbringend. Mit einem großen Hofbauern spricht er über die Landwirtschaft. Der wundert sich über den jungen Mann, denn „die vornehmen Leute und Herren bekümmerten sich nicht um das“. Er findet, daß alle Bauernhäuser selbstgefertigte Uhren haben, weil sie alle einsam liegen und die Kirchenuhr nicht hören können. Offenbar eine einleuchtende Erklärung für die Entstehung der Schwarzwälder Uhrenindustrie.

In Waldkirch gibt es 28 Granatschleifereien, die Granaten verarbeiten, die aus Böhmen eingeführt werden. Das Schleifen bewahrt die Stadt vor der Not, denn der Boden ist karg und wenig ergiebig. Das Bohren der Granaten erfolgt in Heimarbeit, etwa 1000 schafft ein Arbeiter pro Tag. Das Schleifen ist gefährlich. Die Arbeiter liegen vor den drehenden Schleifsteinen. Mit 30 oder 40 Jahren werden sie oft blind und können „in das Elend gehen und betteln“.

Im Markgräflerland ist der Wein weiß. Die Schwaben kaufen ihn und machen ihn gelber indem sie „ungescheut“ Zucker über dem

Feuer schmelzen und dem Wein zugeben. Ein Pfund Zucker pro Saum Wein.

In St. Blasien findet Sander überaus freundliche Aufnahme beim Fürstabt Gerbert und er genießt dessen Gastfreundschaft im neuen Klostergebäude, das gerade nach dem Brand von 1768 wiederaufgebaut ist. Gerbert, der selbst weite Reisen unternommen hatte und Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Akademien war, machte St. Blasien zu einer Heimstätte der Wissenschaften. Sander nutzte den Aufenthalt für seine wissenschaftliche Arbeit.

Österreich, Ungarn, Venetien

Im Dezember verlobt sich Sander in Karlsruhe mit der ältesten Tochter des Geheimen Hofrats Gerstlacher. Aber bereits im März 1782 ist er wieder unterwegs. Über Innsbruck, Hall, Salzburg und Linz kommt er Mitte April nach Wien. Er urteilt, daß es wohl keine Residenz in der Welt gibt, die von allen Seiten einen so herrlichen Anblick darbietet. Er nennt Wien ein „deutsches Paris“.

Sander hat sich bei seinen früheren Reisen politischer Stellungnahmen enthalten. Anders in Wien. Die innenpolitische Situation Österreichs ist gespannt. 1780 wurde Kaiser Joseph II nach dem Tod seiner streng katholischen Mut-

ter Maria Theresia Alleinherrscher. Sander hatte Joseph II bereits 1777 in Paris gesehen, und er war damals von seinem bescheidenen Auftreten beeindruckt. Die josephinischen Reformen, die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Verkündigung der Religionsfreiheit waren ganz im Sinne Sanders. Allerdings wird ihm bewußt, wie tief Tradition und Katholizismus im Volk verankert sind. Auf dem Wege nach Wien spürt er eine „ganz ungläubliche Erbitterung“ gegen den Monarchen und sein Reformwerk. Sander stellt sich ganz auf die Seite des Fortschritts, gegen die Überreste des dunklen Mittelalters und die verdummende Macht des Katholizismus. Die Geschichte ist nicht ohne Pikanterie. In Wien ist gerade Pius VI anwesend. Ein Freund bewerkstelligt, daß Sander eine Audienz erhält. Wie man erwarten kann, wird er abgestoßen von der „heiligen Maskerade“ und der blinden Unterwürfigkeit der Menschen, die in die Nähe des Papstes kommen. Über Ungarn reist Sander nach Venedig. Er leidet unter dem Wetter, das in diesem Frühsommer kalt und unfreundlich ist. Er erkrankt an „nordischer Influenza“. In nur 12 Tagen eilt er zurück nach Karlsruhe. Die Krankheit ist schon zu weit fortgeschritten. Sein Vater holt ihn nach Köndringen. Er stirbt dort am 5. Oktober 1782.

Osterbote

Sei nur getrost, der Himmel
Wandelt sein dunkles Gesicht,
Und jauchzender, blühender Frühling
Hebt seine Flügel ins Licht.

Sieh nur, die Wolkenfetzen
Jagt schon ein fröhlicher Sturm.
Es hißt seine Fahne der Frühling
Auf hohem Berge vom Turm.

Trotzige Bäume träumen
Von einer helleren Zeit,
Recken die Kronen wieder,
Uraltem Wechsel bereit.

Sonne, so zieh deines Weges,
Wie es schon immer geschah.
Heller, lachender Frühling,
Bote der Freude, ist da!

Hans Bahrs

Bäcker und Poet dazu

Über Christoph Vorholz und sein Dichten

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

„Du schaffst und backest nimmermüd / Und singest ferne von Palästen / Im niedern Haus von Holz dein Lied / Wie Vogel singt in Baumes Ästen“, so huldigte der schwäbische Arzt und Dichter Justinus Kerner einem badischen Bäckermeister und Poeten. Christoph Vorholz aus Karlsruhe war es, dem die Verse galten – und das niedere Haus von Holz stand in der Lammstraße, einer der neun Fächerstraßen der Residenz: an einem Platz, der heute samt ein paar anderen Grundstücken zwischen Zirkel und

Kaiserstraße von einer großen Tageszeitung eingenommen wird.

Der kleine Bäckermeister mit dem geflügelten Steckenpferd, geboren am 11. April 1801, war ein echter Brigant, denn schon sein Vater, der Bürger und Buchbindermeister Carl Friedrich Vorholz, hatte sich in Karlsruhe niedergelassen und sich mit Friederike Schleemann, vermutlich einer Wirtstochter, verheiratet. Dennoch bediente sich Christoph Vorholz bei seinen ersten dichterischen Gehversuchen und auch bei seinen späteren, größeren Werken keineswegs der damals noch nicht vollkommen ausgeformten Karlsruher Mundart, sofern man von einer einzigen Ausnahme zunächst einmal absieht. Er labte Ohr und Gemüt mit der empfindsamen Sprache Hölty's oder erbaute sich an den Dramen und Balladen Schillers, um daran sein eigenes Dichten zu bilden, das vielleicht „nicht immer das Wort, aber immer das Herz am rechten Fleck“ hatte. Am liebsten hätte Christoph Vorholz ein bescheidenes Dasein inmitten vieler Bücher geführt, gelebt in schönen Träumen, in denen er sich „als Landgeistlichen mit aller Stille des Landlebens erblickte“.

Bücher freilich sah schon der kleine Christoph genug. Schließlich war sein Vater Buchbinder, wenn auch in erster Linie ein „Gewerbsmann, Haus- und Familienvater“ und gewiß nicht allzu begierig, all das zu lesen, was er solid und dauerhaft in Leinen oder Schweinsleder band. Deshalb sollten auch seine beiden Söhne einträgliche bürgerliche Berufe ergreifen, die ihren Mann und eine Familie ernährten. Selbst konnte der Vater dieses Vorhaben allerdings nicht mehr verwirklichen. Er starb früh, aber die Ansichten des Buchbindermeisters wurden von den Paten und Vormündern seiner Buben geteilt: vom

Porträt Christoph Vorholz,
gez. v. Nepomuk Heinemann



Küfermeister Christoph Friedrich Vorholz, der 1809 als Wirt im „Goldenen Adler“, Ecke Zirkel und Adlerstraße aufzog, und vom Metzgermeister Vorholz, der um diese Zeit in der verlängerten Lammstraße einen Bauplatz für ein Haus erwarb. So wurde, altem Zunftbrauch folgend, der ältere Sohn des Verstorbenen und gleichen Namens wie der Vater ebenfalls Buchbinder, führte dann die Werkstatt weiter und brachte es im Lauf der Zeit zum Hofbuchbinder. Der jüngere, Christoph, aber mußte den Beruf des Bäckers erlernen. Ob er es mit sonderlicher Begeisterung tat, erscheint wenigstens für die erste Zeit zweifelhaft, denn er bekannte später, daß ihm schon in seiner Kindheit „die liebe Gabe des Dichtens“ eigen war, und nicht ohne gewisse Bitterkeit bemerkte er im Vorwort seines – einzigen – Gedichtbands, daß Eltern, Erzieher und Lehrer „an ihren Kindern nicht die Pflicht erfüllt haben, wenn sie ihnen Nahrung und Kleidung geben und sie in die Schule schicken, insofern sie die Mittel besitzen, mehr tun zu können, und bei den Kindern außergewöhnliche Anlagen bemerklich sind“. Trotzdem scheint sich Vorholz doch noch mit dem Bäckerberuf abgefunden und als gestandener Mann eingesehen zu haben, daß eine sichere Existenz selbst für einen Dichter nicht zu verachten ist. Darum wohl schrieb er um 1840 dem „Schwäbischen Humoristen“ in einem gereimten Lebenslauf:

*„Doch schon zum Voraus sag' ich Dir:
Verspreche Dir nicht Viel von mir,
Indem ich nicht studiret bin.*

*Ein bischen Herz, ein froher Sinn,
Und des Gesanges schwache Gabe
Sind Das, was ich zu geben habe;
Auch wisse, daß die hies'ge Stadt,
Den größten Anspruch an mich hat,
Da zu dem doppelten Beruf
Der liebe Gott mich hier erschuf.
Mein Handwerk, wisse, ist das Backen;
Mich nähren Lieder nicht, nicht Schnacken,
D'rum halt ich ernstlich an mein Brod,
Zu schützen mich vor jeder Noth.*

*Herr Humorist ich lüge nie!
Von Jugend auf war Poesie
Mir stets Begleiterin im Leben,
Und Achtung hab' ich recht gegeben,
Daß, wenn der Mann noch so gelehrt,
Das Verslen nimmer ihn ernährt.
Es sollten zu den Gottesgaben
Poeten keinen Magen haben;
Sie brauchen Seele und Gemüth,
Was weg sie von der Erde zieht.
Es lispelt Dieser und auch Der:
O ja, der Mann gefällt mir sehr;
Die Frauen und die Mädchen freuen
Sich, wenn wir ihnen Verse weihen
Bei Hochzeit, Kindtauf, Allerwärts
Freut' unser Carm' ihr gutes Herz,
Und Zeitungsschreiber gibt's genug,
Die nach uns haschen unter'm Flug.
Freund Humorist die Wahrheit hör:
„Poetenlohn ist nur die Ehr'.“
Und haben sie das Unglück noch,
Daß Pegasus sich bäumt im Joch,
So kömmt die schmählichste Critik,
Und bricht dem Reimer das Genick,
Ich sag' Dir nur von ungefähr,
Ich bin drei halbe Centner schwer,
Und ginge durch ein Nadelöhr,
Wenn Dichtkunst meine Nabrung wär!
Verehrtester, leb' also wohl!
Zum öftern in der Zukunft soll
In Deinem aufgeweckten Schwaben
Man etwas von dem Freunde haben,
Der sich nennt sonder allen Stolz*

*Der Bäckermeister
C. Vorholz.“*

Vermutlich waren diese Verse zum Zweck der Veröffentlichung an den Stuttgarter Literaten Ernst Münch gerichtet worden, der in seinen „Erinnerungen“ über den Karlsruher Bäckermeister zu dem etwas zwiespältigen Urteil gelangte, daß „dessen anspruchslose herzliche Lieder besser schmecken als seine frischesten Semmel und Kuchen“, und den Dichter Vor-

holz deshalb bat, „sich um das Naserümpfen der vornehmen Philister nicht zu bekümmern, sondern ruhig fortzudichten . . .“

Dieser Empfehlung hätte es nicht bedurft, „denn nimmer, wenn ihm nicht die innersten Saiten erklangen, konnte er ein winziges Verslein machen“, schrieb Ludwig Eichrodt, der Meister Vorholz artverwandte Vater des Gevaters Biedermeier, in der Biographie für den dichtenden Bäcker, und er fügte hinzu: Vorholz verschmähe es grundsätzlich, bei fremden Geistern Anleihen zu machen und sich mit ausgeputzten Glanzfedern zu schmücken, welcher Versuchung so manche, vielleicht mehr begabte Männer unterlägen. Kurzum: es brauchte nicht die Mahnung, Vorholz solle ruhig fordichten; denn just um die gleiche Zeit war ein Gedichtband druckfertig und erschien 1840 beim Hofbuchbinder C. F. Vorholz, dem Bruder des Dichters, unter dem hübschen und echt biedermeierlichen Titel: „Lyraklänge, ernste und heitere, aus dem Leben eines Handwerksmannes.“ Der Band umfaßte rund 220 Seiten: mit einem Vorwort und 101 Gedichten, die zwar nach Länge und nach Güte unterschiedlich ausgefallen waren, doch durchweg der Absicht ihres Verfassers entsprachen, der eine Überarbeitung seiner kleinen Werke durch sachkundige Männer abgelehnt vielmehr gewünscht hatte, seine Gedichtsammlung solle „nicht als gemodeltes Kunststück, sondern so dastehen, wie die Natur sie mir eingegeben“. Um aber von vornherein zu beweisen, daß er trotzdem mit den schwierigeren Formen der Dichtkunst umzugehen wisse, stellte sich Christoph Vorholz zuerst einmal mit einem Akrostichon des eigenen Namens vor:

„Christus sagt in seiner Lehre:
Halte stets Dein Herz bewacht,
Rechne nie auf and're Lehre,
Ist sie noch so fein erdacht;
So nur wird es Dir gelingen,
Tugendhaft und stark zu seyn.
O viel Segen muß es bringen,
Pocht das Herz im Busen rein!
Hören wir nur auf sein Mahnen,

Lyraklänge,

ernste und heitere,

aus dem Leben eines Handwerksmannes.



Karlsruhe.

Verlag von C. F. Vorholz, Hofbuchbinder.

1840.

Die Aufschlagseite des Gedichtbandes „Lyraklänge“, den Chr. Vorholz 1840 bei seinem Bruder, dem Hofbuchbinder C. F. Vorholz, veröffentlichte.

Von Ihm nur kömmt treuer Rath;
Oeffnen uns der Tugend Bahnen,
Ruh'n nur nach edler That.
Heil und Glück muß uns dann werden,
Oft zwar spät, doch unausbleiblich;
Läg's auch jenseits dieser Erden,
Zeigt sich's ewig, statt hier zeitlich.“

Sieht man danach die Titel der darauffolgenden hundert Gedichte durch, so erkennt man leicht, daß in diesem Vorstellungs-Carmen außer dem Namen des Dichters auch schon die Tonart sei-

ner Lyraklänge zu erkennen ist. Selbst wenn er es nicht bei einigen Titeln selbst angefügt hätte: es ist offensichtlich, daß er sich – hier muß man Eichrodt zustimmen – zwar nicht als Plagiator mit fremden Federn schmückte, daß er sich aber von größeren Meistern beeinflussen ließ. Höly und Schiller waren, ihm freilich unerreichbare, Vorbilder; aber auch Heinrich Zschokke, Johann Gaudenz von Salis oder Wilhelm Witschel beeindruckten den Dichter und beeinflußten sein Dichten. Alles Hohe und Edle begeisterte ihn nach eigenen Worten; für Freiheit und Vaterland tönte seine Lyra; die Ideale von Menschlichkeit und Brüderlichkeit versetzten ihn ins Schwärmen, worüber er jedoch nicht vergaß, Frauenehre, Mütterlichkeit, Bürger- und Familienglück, Gottesfurcht und Tugend zu lobpreisen. In seiner Backstube träumte er von Liebe und Mai, von Nachtigallen, Veilchen und Rosen; dachte er nach über Freud und Leid, über Grab und Tod – in sympathischer Ergebenheit und bescheidener Philosophie, deren unfreiwillige Humorigkeit eigentlich nur bei den nüchtern gewordenen Nachgeborenen ein Lächeln hervorzurufen vermag.

Zu seiner Zeit entsprachen Vorholz' Lyraklänge durchaus dem Geschmack des Leserpublikums. Mit seiner Gelegenheitsdichtung, der beschaulichen Naturschwärmerei, seinen Balladen, Fabeln und Parabeln setzte er das Schaffen des Samuel Friedrich Sauter von Flehingen auf seine, auf eine neue Weise fort, indem er den idyllischen ländlichen Lebens- und Schaffenskreis des Dorflehrers ins städtische handwerklich-bürgerliche Milieu erhob, nicht ohne zugleich die Formen dieses Schaffens zu glätten und zu verfeinern. Kein Wunder also, wenn der Bürger und Bäckermeister dem armen Dorfschulmeisterlein so beneidenswert erschien, daß Sauter bewundernd ausrief:

„Die meisten Dichter leiden Not, nur einen kenn ich, der hat Brot, auch Weck und Bretzeln zum Kaffee und steht im höchsten Renomee.“ Das war nicht zuviel behauptet, vor allem was das „Renomee“ anging. Vorholz fand mit seinen „Lyraklängen“ zwar da und dort Kritik, im

wesentlichen aber ein freundliches, wohlwollendes und ermunterndes Echo. So schrieb ihm Ernst Moritz Arndt im Juli 1844:

„Freude macht Gott und den Menschen, was aus vollem Herzen kommt. Dies hab ich empfunden, als ich Ihren werten Brief gelesen; die empfinde ich wieder, indem ich ihn wieder lese. So danke ich Ihnen aus vollem Herzen für den Brief und für das mit ihm gekommene Geschenk Ihrer Gedichte. – Ihnen bringen und tragen die Musen Freude ins Haus und ins Herz; sie werden sie auch anderen gleichgestimmten Seelen bringen. Wenige Dichter verdienen in das Land der Unsterblichkeit hinüber zu wandern. Zu der Zahl dieser Wenigen darf ich mich auch nicht rechnen. Es hat schon wohl gelebt, wer einige der Mitlebenden erfreute und erweckte . . .“

Dieser Brief hätte nicht vom alten Ernst Moritz Arndt kommen dürfen, hätte er nicht wenigstens ein Kapitelchen Patriotismus enthalten, und daher liest es sich ein wenig seltsam, wenn der einstige Vorkämpfer für Einigkeit und Freiheit ausgerechnet im Vormärz meint, man sei nunmehr doch tausendmal glücklicher als die Väter waren, und schreibt: „Wir haben den deutschen Namen und das deutsche Vaterland wieder fühlen gelernt und können ruhig unsere Asche der Erde wiedergeben, auf welcher Moskowiter und Wälsche künftig nicht als Herren und Meister stampfen werden.“ –

Während uns das Begleitschreiben, das Christoph Vorholz mit seinem Gedichtband an den Bonner Geschichtsprofessor Arndt schickte, unbekannt geblieben und nur aus der Antwort Arndts zu erraten ist, kennen wir bis ins einzelne den Brief, den Christoph Vorholz an Ludwig Tieck sandte, nachdem er dessen Novelle „Der junge Tischlermeister“ gelesen und dann „nicht nur empfunden, sondern durchlebt“ hatte. Vermittelt hatte diese Briefbekanntschaft zwischen Ludwig Tieck und Vorholz – „ein ächter, kräftiger, schlichter, kluger, allgemein geachteter hiesiger Bürgersmann, der neben seinem Gewerbe, das er tüchtig treibt, in arbeitsfreien Stunden sein unverkennbares Ta-



Als wohlhabenden Partikulier und in der Pose des geachteten Bürgers zeigt die Aufnahme aus der Frühzeit der Photographie den Karlsruher Volksdichter, der mit seinem einzigen Mundartgedicht nicht nur frühes Briganten-Deutsch, sondern auch höchst aufschlußreiche Bilder aus dem kulturellen und gesellschaftlichen Leben der Residenz im Vormärz festgehalten hat.

Foto: Archiv Zollner

lent zur Dichtkunst . . . pflegt“ – der Freiherr Karl August von Killinger, ein Vetter Ludwig Uhlands.

Zur Jahreswende 1841/42 schrieb Vorholz nämlich an Tieck, immer unter Bezug auf dessen Novelle vom jungen Tischlermeister, u. a.: „Wer wie ich es erfahren hat, daß der Stand des

Handwerks oft das Einzige Hinderniß, daß Personen, die sich gerne ihm hingeben möchten, sich zurückhalten, der wird finden, . . . wie schön die Schilderung des patriarchalischen Standes des deutschen Hausvaters und Bürgers (ist) im Gegensatz mit den französisirten Halbherren der Neuzeit, o wie ganz aus meiner Seele genommen! . . . Sie, verehrter Herr, haben es durchschaut, und ein großer Dichter hat es irgendwo ausgesprochen: daß es nichts Poetischeres gebe als den Handwerkerstand in Teutschland. Sie fühlen es ferner, wie sehr sich alles aus diesem Stand hinausarbeitet. Sie durchschauen aber auch, daß der Titular-Fabrikant mit einem Tagelöhner arbeitend, mehr gilt als der wackere Handwerksmann mit sechs Gesellen, daß äußerer Anstrich mehr gilt als die stille anspruchslose Bescheidenheit mit ihrem heiteren Lose.“

Was Vorholz hier hervorhob, „die stille anspruchslose Bescheidenheit mit seinem Lose“ rühmte der Karlsruher Bäckermeister auch an seinem französischen Berufs- und Musenbruder Jean Reboul zu Nîmes, dem er durch ein Seitenstück zu des Franzosen Gedicht „Der Engel und das Kind“ seine Hochachtung bezeugte, dem er aber auch ein eigenes Gedicht widmete mit der treuherzigen Bitte:

„ . . . Du, dem in aller Länder Weiten
Bewund' rung wird, die Dir gebührt.
Du Sänger, der mit weichem Tone
In's Mark des innern Lebens dringt:
Nimm diese Strophen auf zum Lohne,
Die, Dir verwandt, ein Teutscher singt.“

Ob Reboul, der im 19. Jahrhundert allerdings in seinem Lande einen größeren Ruf genoß als Vorholz in dem seinen, und dessen Biographie und Werke immerhin ins Konversations-Lexikon von Mayer eingegangen waren – ob also Reboul darum wußte, daß ein Deutscher ihm artverwandt war, läßt sich nicht feststellen. Doch Vorholz muß den Bäcker und Dichter von Nîmes geschätzt und gelesen haben, und er zeichnete ihn nach seinem Bilde:

*„Was braucht man weiter auf der Erde,
Als fromm und gut und froh zu sein?“*

*Dies ist Dein Bild! Dies ist die Gabe,
Die Dich so hoch im Leben stellt;
Zufriedenheit, des Himmels Habe,
Gilt mehr als jeder Schatz der Welt.“*

Demnach hatte aber auch Justinus Kerner richtig gesehen, wenn er sein Gedicht über Bäckermeister Christoph Vorholz' niederer Haus mit den Versen schloß:

*„Drum bleibst du gern im niedern Haus,
Singst, backst und wartest treu der Kohlen,
Und viele kommen, um daraus
Sich Brot und Lieder warm zu holen.“*

Justinus Kerner war nämlich auch gekommen und war im Jahre 1843, als er zur Kur nach Baden-Baden reiste, auf der Hin- und Rückfahrt jeweils für einige Tage im Bäckerhaus in der Karlsruher Lammstraße zu Besuch gewesen, hatte Kuchen, Wecken und Brot des Freundes, seine und seiner Frau Julie Gastfreundschaft genossen. Hatte sich erbaut am Ansehen dieses glücklichen Sängers, der keine Gelegenheit ausließ, seine Mitbürger mit Gedichten und Festhymnen zu erfreuen; der seine Lyra schlug, wenn ein Schillerdenkmal enthüllt, wenn die Erfindung der Buchdruckerkunst gefeiert und wenn den Manen verdienter Männer gehuldigt wurde. Hatte sich mit Vorholz gefreut, daß Zeitungen sich um Nachdrucke seiner Gedichte bemühten, und daß der Ruf des Karlsruher Bäcker-Dichters allmählich weit über die badische Residenz hinausdrang.

Und doch, hat man heutzutage Gelegenheit, in den zur Rarität gewordenen „Lyra Klängen“ zu blättern, so lassen einige Titel, gewisse Strophen, ja selbst manche Wendungen im erwähnten Brief an Ludwig Tieck aufhorchen. Klingt da aus dem Lobgesang auf bürgerliches Wohlbefinden und biedermeierliche Zufriedenheit nicht ab und zu ein Ton der Kritik heraus an den gesellschaftlichen Zuständen und den sozialen

Verhältnissen der Zeit vor 1848/49? Hört man nicht dann und wann in der sanften Lyramelodie plötzlich eine Dissonanz, ein Grollen gegen Standesgeist und Kastenhochmut? Der politische Einschlag fehlt nicht, wenn er auch nicht an die kämpferische Aktivität anderer Vorboten der Revolution heranreicht. Vorholz beschränkte sich meist aufs behutsame Mahnen, erinnerte die Herrschenden an Gerechtigkeit, Toleranz und ihre Verantwortung vor jenem, „der zu dem Purpur Euch erschuf“; forderte von den Lenkern der Staaten Gelehrsamkeit, Weisheit, Brüderlichkeit und daß „mit der reinsten Liebe ihr Wandel auch als Beispiel treu sei“; rief vielleicht, der Vorbilder humaner badischer Soldaten eingedenk, dem Krieger zu: „Begeistert kämpf' er, wo es gilt, und sei als Sieger menschlich, mild!“ Doch mitunter reißt ihn ein stürmisches Herz unterm Bürgerkittel zu Ausbrüchen fort, und er wettet: „Als Stock und Zopf in Teutschland noch regierten, und Willkürszenen täglich fast passierten“; oder er wagt sich an Betrachtungen, in denen frühe Anzeichen der gegen Ende des Jahrhunderts immer bedeutender werdenden Arbeiterdichtung vorausgeahnt sind, wie etwa in dem Gedicht „Der alte Claus“. Die thematische Verwandtschaft zu Adalbert von Chamisso's „Alter Waschfrau“ ist unverkennbar, und wenn es auch mit seinen dreizehn Strophen hier nicht vollständig angeführt werden kann, so werden doch die beiden einleitenden und eine weitere, die das einsame Leben des alten Mannes schildert, einen gewissen Begriff von der thematischen Spannweite des Dichters Christoph Vorholz geben können:

*„Mit tiefgebeugtem Nacken,
Von drei und achtzig Jahr,
Sieh jenen Alten hacken
Des Feldes Schollen gar.
Es rinnt in schweren Tropfen
Der Schweiß an ihm herab,
Durch seiner Streiche Klopfen
Dem Saatkorn Hülf' er gab.*

*Er ist ein rüst'ger Bauer,
Und schafft sein kleines Land
Bei Hitz' und Regenschauer
Mit seiner nerv'gen Hand.
Nichts ist ihm ja geblieben,
Wie dieses schmale Gut,
Zerstreut sind seine Lieben,
Doch ungebeugt sein Muth!*

*Jetzt steht er ganz alleine,
Klagt nicht ob dem Geschick;
Wünscht seiner Lieben Keine
Zur Dürftigkeit zurück.
So lebt er viele Jahre
Zu seiner Weisheit hin,
Und zimmert selbst die Bahre,
Und hat so heitern Sinn . . .“*

Es wird nach diesen Hinweisen auf die Begleit- und Untertöne in den Lyra-Klängen nicht mehr allzu sehr verwundern, daß der biedere Bäckermeister Christoph Vorholz gleich manchen anderen ebenso biederen Mitbürgern im März 1848 mit auf die Barrikaden stieg, auf die geistigen, versteht sich. Er habe, so umschrieb Wilhelm E. Oeftering diese Revoluzzer-Anwendungen, in jenen Tagen „seiner Lyra sogar Töne in radikaler Tonart entlockt, wodurch er seine Gegner auf den Plan rief“. Wer diese Gegner waren, läßt sich im einzelnen nicht sagen; sicherlich gehörte späterhin der Großherzogliche Archivdirektor Friedrich von Weech dazu, denn er kreidete in seiner „Geschichte der Stadt Karlsruhe und ihre Verwaltung“ dem Volksdichter dick an: Vorholz habe in einem geharnischten Gedicht, das er im Stadt- und Landboten veröffentlichte, die Proklamation des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. vom März 1848 zurückgewiesen.

Leider ließ sich trotz angestrenzter Nachforschungen das Gedicht nicht mehr finden, und es muß deshalb dahingestellt bleiben, wie „geharnischt“ der Bürger Vorholz die preußische Majestät in die Schranken wies (siehe Anmerkung). Vermutlich hatte ihn nur die patriotische Woge, welche die revolutionären Frühlingstürme von

1848 begleitete, mitgerissen – und wenn es so war, dann befand er sich als Gewerbsmann und als Dichter in guter Gesellschaft. Zwei Jahre später, als Reaktion und Zensur wieder waliteten, stand im Unterhaltungsblatt zur Badischen Landeszeitung vom 2. Juni 1850 der Vorholzsche „Kernspruch“:

„Fürchte Gott! Lieb' deinen Nächsten, acht' ihn und dich selbst nicht minder!
Krieg dem Bösen! Bleib ein Kämpfer, bringst du's nicht zum Überwinder.“

Es blieb dem Leser von 1850 überlassen, ob er diesen Kernspruch nur moralisch oder auch politisch nehmen wollte, doch scheint es so, als habe Vorholz zum einstigen vorsichtigen Mahnen zurückgefunden: zu jenem echt badischen Kompromiß von bewährter Ordnung und gemessenem Fortschritt, der etwa ein Jahrzehnt nach der Veröffentlichung des Vorholzschen Kernspruchs zum Leitmotiv der „liberalen Ära“ im Großherzogtum Baden werden sollte. Die Liebe zum Althergebrachten und die Einsicht, daß gesunder Fortschritt durchaus im Sinne und zum Nutzen eines aufgeschlossenen und denkenden Bürgers sein könne, sprach Christoph Vorholz bereits im Jahre 1840 auf seine Weise aus. Damals veröffentlichte er in dem bekannten Karlsruher Verlag von C. Macklot ein 32 Seiten starkes Bändchen mit dem Titel: „Rückkunft eines alten Karlsruhers im Jahre 1840“. Der Dichter betrachtete diese Veröffentlichung als einen Versuch zur Darstellung der Karlsruher Volkssprache, und obwohl sie seine einzige Dichtung im Dialekt war und blieb, hat sie ihm, freilich zu Unrecht, da und dort den Ruf eines „Mundartdichters“ eingetragen. Denn weit wichtiger als die Darstellung jenes seltsam-drolligen Briganten-Deutsch sind die darin enthaltenen Bemerkungen zum Volksleben und zur Lokalgeschichte.

„Wie werdd dann mir's a z'Muth,
Isch deß a Karlsruh g'wieß?
I kenn gar nix meh' gut,
Deß isch e Baradies!“



Julie Vorholz, die Frau des dichtenden Bäckermeisters, war die Tochter des aus dem Württembergischen zugewanderten Schuhmachermeisters Friedrich Lüder. Der geliebten Gattin und Mutter seiner einzigen Tochter hat Vorholz manches hübsche Gedicht gewidmet, z. B. „Das Arbeitstischchen“ oder „Einer braven Hausfrau zum Geburtstag“, und in seine „Lyriklänge“ aufgenommen.

Foto: Archiv Zollner

So hebt das umfangreiche Epos an, und wenn auch die ersten vier Verse in Ton und Aussprache deutliche Übereinstimmung mit der Karlsruher Mundart von heute – soweit sie noch gesprochen wird – aufweisen: in allen anderen Strophen ist ein starker schwäbischer Einschlag unüberhörbar, denn es dauerte noch gut ein Menschenalter, bis Zuzug aus dem Schwarzwald, aus der Pfalz und endlich auch aus ande-

ren Gegenden Deutschlands die alte Karlsruher Mundart bereichert und vielleicht auch ein wenig abgeschliffen und abgerundet hatte. Aus heutiger Sicht aber sind, so interessant solche linguistische Untersuchungen zur Karlsruher Mundart auch sein mögen, die stad- und baugeschichtlichen Hinweise, die Bemerkungen zu Wirtschaft, Kultur und zu den gesellschaftlichen Verhältnissen eben doch weit aufschlußreicher. Sie beweisen wieder einmal, daß Christoph Vorholz nicht nur behaglich schildern, sondern auch treffend und kritisch urteilen konnte, daß er als Bürger, Handwerker, Familienvater und als Dichter mit offenen Augen durch seine Stadt ging, und daß das Kunstmittel des „Rückkehrers“ ihm ermöglichte, seine Stellung in gewisser Objektivität zu beziehen. So hält denn der „alte Karlsruher“ nicht mit seiner Bewunderung über die glänzende Entwicklung der Residenz zu einer wahren „Kaiserschtatt“ zurück, auch nicht mit seiner Anerkennung für den kommerziellen und gewerblichen Aufschwung und für die Leistungen auf dem Gebiet von Bildung, Erziehung und Kultur – aber nicht selten ist diese Bewunderung auch mit Grauen gemischt, mit heimlicher Furcht vor dem Tempo, der Ruhelosigkeit und der Hetze, von der Vorholz natürlich noch keine vollkommen zutreffende Vorstellung haben konnte. Immer wieder versuchte er, die Vorteile der Entwicklung zu entdecken, und so gewann der „alte Karlsruher“ schließlich auch der Schnelligkeit angenehme Seiten ab:

„Uff Eddlinga, uff Bade nuff,
Do gehn de Ordenäre,
Unn rasch gehts niwwar unn gehts nuff,
Unn allsford hi unn here,
Uff Stugard, Stroosburg unn Mannheim
Kann mar bis Middag komma,
Unn so hatt's a bei unsarraig
Ann andra Gang jez g'nomma . . .“

Noch begnügte sich Gevatter Biedermeier mit der „Ordenäre“, der Extrapost, und ahnte kaum, daß bei Heidelberg die Streckenarbeiter

bereits an den Schienen und Schwellen der badischen Hauptbahn nagelten. Er ahnte nicht, daß das „Feuerroß“ bald unheimlicher für ihn sein würde als die Abkehr von alten Sitten und Gewohnheiten, als die Mißachtung der Grenzen zwischen Oben und Unten, die allerdings früher, so meinte wenigstens der „alte Karlsruher“, keineswegs trennend waren. Denn:

„Der Hofrad un dar Bergersmann,
Die henn mit nannder blandert.
Dar jezich Hochmud, o, i kann
'nett saga, wie me's schaudart:
Den hat mar sellamol nett kennend . . .“

In rund 870 Versen breitete Vorholz so eine Kultur- und Sittengeschichte Alt-Karlsruhes aus, die einer eigenen Betrachtung wert und zugleich eine Fundgrube wäre für Forscher nach alten Bräuchen, Lebensanschauungen und Wortbildungen – und ebenso für Historiker und Philosophen. So mag es denn hier sein Bewenden haben mit den Schlußversen des Gedichts, in denen sich der „alte Karlsruher“ mit einem lachenden und einem weinenden Auge dazu entschließt:

„. . . Jez heer e zomm varzeela uff,
I will jez semmeliera,
Unn uff die G'schichdda owwa druff,
Da Brei a bißle riebra.
Will seea, waß zur Schärrad werdd,
Unn waß enn d'Heb dut steigga.
Nohrd wille mid emm, waß sich g'heert
Mir selwarr heim zu geiga.
Die allt Zeid, die daugd gar nix meh!
Die kann marr gans varrgraawa!
Unn wo e waß gans Allt's no seh,
So denk e: „grieg die Schaawa.“
Unn wer emm Stormmarsch vorwerreds laafd,
Unn isch z'erscht vorrna dranna,
Der werdd vonn mir a Gigsnaas daaft,
Denn haud darr Feinnd enn d'Pfanna.
Wer awwar uff amm Middalweeg
Sich ehrlich dut fort schiewwa,

Unn iwwarraal uff Weeg unn Schsteeg
Dut Gott unn Mennscha liewwa,
Wer eisieht, daß arr vorwerrts muus,
Nett steif amm Allda loddart,
Der griegt vonn mier auß meinnarr Duus
Ann extra Briees ong'foddart.“

Man erkennt nicht ganz klar, womit es Christoph Vorholz hielt, als er sein Mundartgedicht im Jahre 1840 niederschrieb: mit der alten oder mit der neuen Zeit. Seinen Mitbürgern jedenfalls erschien er eher noch als einer der letzten Biedermänner und „Biedermeier“, vor allem als er sich ums Jahr 1858 vom Bäckerhandwerk und vom Geschäft im kleinen Haus in der Lammstraße zurückzog, um sich als „Partikulier“ in der Ritterstraße standesgemäß niederzulassen. Gegenüber dem Haus der Familie des Majors a. D. Vierordt, dessen Sohn Heinrich später im „Buch seines Lebens“ dem volkstümlichen Ortsdichter ein paar freundliche Worte widmete.

Sicher stand, daß die alte Zeit des Vormärz, des Gevatters Biedermeier und der dichtenden Bäckermeister dahingegangen war, als Christoph Vorholz am 1. Juni 1865 das Zeitliche segnete, und als auf dem alten Karlsruher Friedhof das Grablied erklang, das Vorholz – Poet bis zuletzt – „am grünen Donnerstag 1861“ ersonnen und für sich selbst bestimmt hatte.

Dem Gedächtnis der Karlsruher ist sein Dichten entschwunden, und sein Name wäre es wahrscheinlich auch, trüge ihn nicht eine Straße im Südwesten der Stadt, bewahrte ihn nicht eine Gedenktafel, die einst an seinem Sterbehaus in der Ritterstraße angebracht, die Zerstörung dieser Stätte überdauerte und von einem Karlsruher Arzt treu aufbewahrt worden ist, bis sie jetzt wieder am neuen Haus angebracht wird. Trotzdem werden nur noch wenige Gelegenheit nehmen, in den „Lyraklängen“ des dichtenden Bäckermeisters zu lesen. Tun sie es aber, dann sollten sie den Biedermann nicht nur für einen Biedermeier mit der Nachtmütze über den Ohren ansehen. Vielmehr für einen jener Kleinen,

die das Wort, aber auch das Herz am rechten Fleck hatten, ohne davon allzu viel Aufhebens zu machen . . .

Anmerkung: Bis zur Drucklegung dieses Beitrags sind dem Verfasser wenigstens zwei Zeilen aus jenem „geharnischten Gedicht“ bekannt geworden, mit dem Vorholz die Proklamation des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. zurückwies und sich die Kritik Friedrich von Weechs zuzog. Sie lauten: „Weg mit dem Brief, weg mit dem, was du geredet, Was du gabst, das gab kein Freund, ist mit Blut dir abgenötet . . .“

Literatur:

Oeftering, Wilb. E.: Geschichte der Literatur in Baden. II. Teil. (Bad. Heimat: Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“. Nr. 44) Karlsruhe 1937

Raif, August Friedrich: Die badische Mundart-Dichtung. Konstanz 1920

Vierordt, Heinrich: Das Buch meines Lebens. Stuttgart o. J.

Vorholz, Christoph: Lyra Klänge, ernste und heitere, aus dem Leben eines Handwerksmannes. Karlsruhe 1840

Vorholz, Christoph: Rückkunft eines alten Karlsruhers im Jahre 1840. Karlsruhe 1840

Weech, Friedrich von: Karlsruhe – Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung, Band III. Karlsruhe 1904

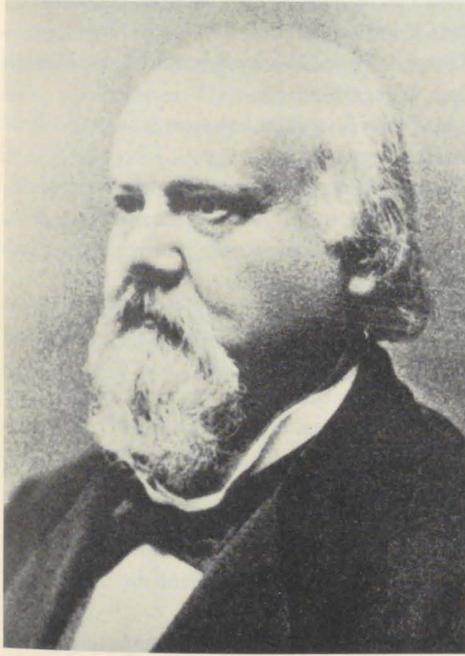
Weech, Friedrich von: Badische Biographien 2. Karlsruhe 1875

Dank für wertvolle Unterstützung durch Überlassung von Familienpapieren, Briefen und Bildvorlagen schuldet der Verfasser vor allem Herrn Max Springer, Marxzell-Burbach. Freundliche Förderung dieser Arbeit erfuhr er ferner durch Frau Beate Stiehl, Tübingen, und Herrn Dr. med. Werner Barck, Karlsruhe.

Der Vater des Gevatter Biedermaier

Zum 150. Geburtstag des Dichters Ludwig Eichrodt

Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Ludwig Eichrodt (1827–1892)

Foto: Archiv Zollner

Ludwig Eichrodt, Sohn des späteren badischen Ministers Ludwig Friedrich Eichrodt, geboren zu Durlach am 2. Februar 1827, hätte seinem äußeren Lebenslauf zufolge selbst einer der braven Musterbürger vormärzlicher Prägung sein können, deren Behagen er immer wieder mit spitzer Feder und mit großem Vergnügen zu schildern und zu parodieren wußte. Er studierte fleißig Rechtswissenschaft, trat als ordentlicher Beamter in den Justizdienst ein, heiratete haargenau an seinem 33. Geburtstag und verließ Welt und Amt als Lahrer Oberamtsrichter mit

dem Tag seines Eintritts in den Ruhestand, dem 2. Februar 1892, mithin vor 85 Jahren.

Daß sich Eichrodt dennoch übers biedere Spießerdasein emporschwang, den Geist und die Anschauungen seiner Umgebung so sicher traf, daß sein „Biedermaier“ nicht nur Sinnbild einer geschichtlichen Epoche, sondern auch einer Kunstrichtung geworden ist, lag wohl daran, daß der Herr Amtsrichter nicht nur auf dem Bürostuhl ritt, sondern ebenso auf dem Pegasus; daß er am liebsten Maler oder Schauspieler geworden wäre. Daß er – Freund Scheffels und im Briefwechsel mit vielen führenden Geistern unter seinen Zeitgenossen – jenen schöpferischen Humor besaß, der Umstände und Widrigkeiten besiegt, und jene „Erhabenheit über das Erbärmliche, welche lächelt, wenn sie der Menschheit ganzen Jammer fühlt“; die Seelenkraft, „die sich nicht fürchtet, sondern verzeiht, den Teufel höhnt und den Dummen recht gibt, sich nicht ärgert, die Schwachheit erträgt, die Anmaßung haut, den Verachten schützt, dem Skandal weicht“.

Bekannt wurde der Dichter und Humorist Ludwig Eichrodt, als 1848 die Fliegenden Blätter sein vielstrophiges Ulk lied „Wanderlust“ veröffentlichten, das später dann noch viele Fortsetzungen erhielt. Berühmt aber machten ihn die in der Zeit von 1855 bis 1857 erscheinenden „Biedermaierlieder“, die Eichrodts Sohn im Jahre 1911 unter dem Titel „Buch Biedermaier“ als Sammlung herausgab.

In diesen, ebenfalls in den Fliegenden Blättern abgedruckten Versen zeichnete Eichrodt ein satirisches, aber nie liebloses Bild philiströser Selbstgenügsamkeit – jener pfahlbürgerlichen Tugend, die das Wohlgefallen der hohen Obrigkeit gewann, weil sie zu keinem großen Wol-

len anregte, zu keinen großen Leidenschaften führte, geschweige denn zu großen Taten.

Als Modellfigur diente Eichrodt, dabei das redliche, hausbackene Dorfschulmeisterlein Samuel Friedrich Sauter aus Flehingen, dessen Werke durch einen glücklichen Zufall dem Dichter und seinem Freund, dem lustigen Dr. Kußmaul, in die Hände gefallen waren. Sauters Karikatur wurde Gottlieb Biedermaier, und Gottlieb Biedermaier seinerseits wurde das Sinnbild der Zeitspanne zwischen der Niederwerfung Napoleons und dem Ausbruch der 48er Revolution, einer Epoche, die Eichrodt höchst markant mit dem Doppelpers umriß: – „s war in de dreißiger Johr“, zwische zwai Reweluzione; Eisebahn, Delegraph, Streihelzle hat's no net gewe . . .“, und für gut zwei Jahrzehnte danach. Biedermaier war der Prototyp des Untertanen, der weiß, daß Ruhe seine erste Pflicht und sein bescheidener Verstand nie und nimmer fähig sei, die Weisheit hochwohlblöblicher Regierungen zu begreifen. Jener, in Deutschland, wie es scheinen will, unsterblich gebliebene Anti-Held, der es mit dem „Letzburger Nationallied“ hält:

„Ich sag nicht so, und sag nicht so,
denn wenn ich so sag oder so,
so könnt man später sagen,
ich hätt so oder so gesagt,
und packte mich, Gott sei's geklagt,
beim Kragen!“

Es ist seltsam, daß sich aus dieser Karikatur ein durchaus sympathischer Typ herauschält, wenn man sich der Betrachtung des persönlichen Lebensstils zuwendet. Gilt nicht die Biedermeierzeit noch immer für die „gute, alte“ Zeit? Sie begegnet uns in den Zeichnungen Ludwig Richters, in den Gemälden Wilhelm von Kobells. Sie wird geradezu arkadisch verschönt durch Ludwig Eichrodts Gedicht „Von Buwesache“, das mit drollig holperigen Hexametern Karlsruher Prägung also anhebt: „Gelleter a, 's isch sche gwese'n als vorem Mühlburger Dhor dort,

Glei hat der Wald agfange mit hohle verwid-
derte Aiche,
Holzböck hawe do geigt uf der Rind un prächt-
tige Raupe
Senn rauskrawelt vom mehlighe Stamm, for
d'Buwe e Fresse,
Die uf's Schmedderlingfange un's Kefersammle
verbicht sen.
Nochert isch's gange'n in Schläg, einsame, voll
Büsch un voll Blume
Unter de Forle, so haimlich, so still, kei Mensch
isch beegert
Uns, dene Buwe, un hawemer uns iwer d'Erde-
beere hergmacht.
Kappevoll hemmer se g'schowen in's Maul,
aber gnock
hemmer nie kriegt. – –“

Sie klingt und spricht aus Schuberts Liedern und aus Lortzings Arien, aus den sorgfältig geführten Briefwechseln und aus den überaus ernstgenommenen Theater-Rezensionen des 19. Jahrhunderts. Der gleiche Spießler, der eben noch die Vorzüge des Kanapees feierte, lauscht mit echter Begeisterung Chopins Sonaten; er schwärmt für die edlen Griechen und die Freiheit der Polen, aber er erträgt mit Gelassenheit Grenzpfähle, Postkutschen und die erbärmlichsten Straßen.

Wer Biedermaiers Seele erkannte, seine Nichtigkeit und seine Genügsamkeit zeichnete, seine Trinklieder und seine Seufzer vernahm, der mußte wohl auch ein Ohr dafür haben, wenn die Menschen in seiner Umgebung so sprachen, „wie ihnen der Schnabel gewachsen“. Und tatsächlich gehört zu Eichrodts dichterischem Gesamtwerk auch eine Sammlung von Gedichten in Karlsruher Dialekt, die den Namen „Rheinschwäbisch“ erhielt. In der Entwicklung des „Brigantendeutsch“ stellen sie eine wichtige Stufe dar und sollen deshalb wenigstens in ein paar Reimen aus dem Gedicht „Der Kinderfreund“ anklingen:

„Horch ah, gagack! – E Gansewußele,
Geb acht, du Schussele,
Fall net! – Guck do!

's Mäxle un 's Rösle,
's Mädele, 's Biiwle,
O ihr zwei Liiwle!
Batschhändle – so!“

Also doch ein Humorist! Gewiß, aber man spürt, daß eine gute Portion Wehmut mitschwingt in den einfachen Versen. Auch Galgenhumor kommt zum Ausdruck, den Ludwig Eichrodt im Leben aufbringen mußte, und den vermutlich Heinrich Vierordt am deutlichsten erkannte, als er sich eines Besuchs in Lahr entsann, der fleißigen Gewerbestadt, die in den 80er und 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine Art badischer Parnaß war:

„Ludwig Eichrodt, der humorvolle Sänger zahlreicher Burschenlieder, Friedrich Geßler, der hochachtbare Selbstlehrer und Verfasser von zuweilen etwas schrullig-heiteren Dichtungen, und Ludwig Auerbach, der friedliche Dichter lieblicher Schwarzwaldheimatlieder, lebten in Lahrs Mauern. Für Eichrodt war es

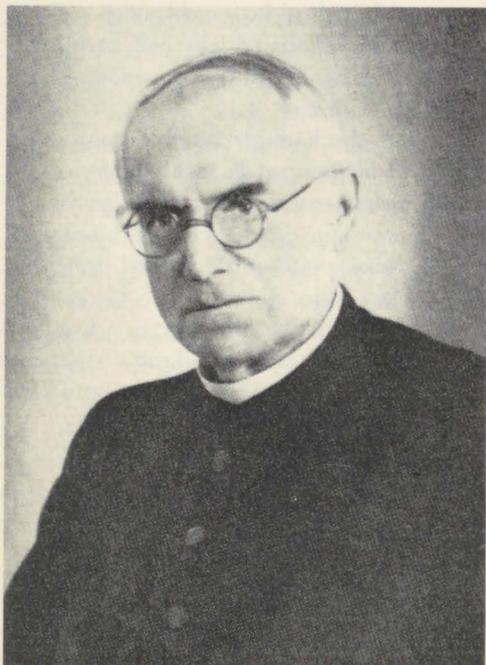
schade, daß er nicht ganz seiner Muse leben konnte und sich zeitlebens aus äußeren Gründen zur Rechtswissenschaft zwingen mußte; niemand hätte diesen Beruf lieber und schneller an den Nagel gehängt als er. Kein Wunder, daß man sich in Lahr allerhand Schnurren über seine rechtswissenschaftliche Unlust zuraunte. Mir sagte er einmal: Da gibt's Leut', die mir's übelnehmen, daß ich nicht ausschließlich meinem amtsrichterlichen Beruf lebe und auch noch Gedichte mache: das sind ja Blumen, die auf jenem Mist wachsen.“

Nun, jener Mist kümmert heute niemand mehr, auch viele der Blumen, die Eichrodt daraus zog, sind vergessen, trotz ihrer schönen Namen, und obwohl er sie in einem „Hortus deliciarum“ vereinte oder zwischen die Deckel des Kommerzbuchs preßte. Aber Gottlieb Biedermaier ist lebendig geblieben und zeugt noch immer von dem Dichter, der die Philister verspottete, obwohl er selbst einer hätte sein können.

„Der Zeit eine Nasenlänge voraus“

Der Sozialpriester und Historiker Augustin Kast

Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Augustin Kast (1876–1950)

Foto: Archiv Zollner

Am 15. März 1950 starb in Gengenbach der Geistliche Rat und Ehrenbürger der Stadt Ettlingen Augustin Kast. Wer es mehr als 25 Jahre nach dem Heimgang dieses Mannes unternimmt, Leben und Wirken des vielseitigen, unternehmungslustigen und unerschrockenen Geistlichen darzustellen, hat es nicht leicht. Soll man Kast als frühen Sozialreformer würdigen, als geschickten Organisator von Selbsthilfeeinrichtungen, als Stadtpfarrer und Dekan, oder soll man ihn vorstellen als Heimatforscher und Schriftsteller von Hansjakobscher Prägung? Denn all dies gehört zum Bild dieses volkstüm-

lichen, doch nie nach billiger Popularität haschenden, echten „Leutpriesters“, der – nach eigenem Geständnis – die sozialen Gegebenheiten und Gesetze seiner Zeit besser kannte als manche Probleme der Theologie.

Herkunft und Elternhaus bestimmten Wesen und Wirken Augustin Kasts entscheidend mit; er war, geboren am 28. Juli 1876 in Ebersweier, der Sohn eines Schmieds und Landwirts, der viele Jahre die Geschäfte des Gemeinderechners besorgte und zuletzt als Bürgermeister amtierte. Die Erfahrungen zu der ererbten alemannischen Geradlinigkeit und zur – so darf man wohl sagen – demokratischen Abkunft lieferten dem jungen Priester seine mannigfachen Verwendungen: etwa in Meßkirch, wo er „nebenbei“ eine Tageszeitung redigierte, oder in Donaueschingen, wo er wenig Gefallen an der „Fürstenei“ fand, oder in Mannheim, wo der Kaplan Kast das Leben der Arbeiter kennenlernte – oder der Erste Weltkrieg, den er als Feldgeistlicher dreier Kampfdivisionen mitmachte. Eine kurze Zeit als Pfarrer von Oos kam noch hinzu, dann war Augustin Kast bereit, die Stelle des Stadtpfarrers in Ettlingen anzutreten, wo ihm der Ruf vorausging, er verstünde noch mehr als Messelesen und Beichtthören.

Es stimmte, und was Kast in den Jahren von 1922 bis 1933 in Ettlingen leistete, läßt sich angesichts der Vielfalt hier nur schlaglichtartig beleuchten. Ausgehend von seiner Überzeugung, man könne nicht für die Seelen sorgen, so lange die Leiber darben, gründete der neue Stadtpfarrer – Initiative gegen Inflation – 1923 eine Bezugsgenossenschaft für Lebensmittel und Heizmaterial, aus der sich schließlich die Baugenossenschaft ALBA entwickelte, die bis auf diesen Tag in Ettlingen im Sinne ihres Gründers

bestehen geblieben ist und segensreich gewirkt hat. Dem Stadtpfarrer und Seelsorger Kast aber verdankt Ettlingen neben dem Bau eines Kindergartens, außer der Aktivierung des katholischen Vereinslebens vor allem die Wiederherstellung der Martinskirche, die ab 1934 die Tradition fortsetzen konnte, die mit der ehrwürdigen „Mutterkirche des Albgaus“ seit Jahrhunderten verknüpft ist. Er sorgte indessen nicht allein dafür, daß dieses auf römischen Bauresten errichtete Wahrzeichen der alten Markgrafenschaft Ettlingen im einstigen Glanz wiedererstand; er schuf durch den Kauf eines Pfarrhauses, des einstigen Badhauses auf der „Insel“, und durch den Erwerb des fachwerkgeschmückten Mesnerhauses auch die notwendigen Voraussetzungen für eine Kuratie, für eine zweite Ettlinger Pfarrgemeinde.

Bei solcher Tätigkeit konnte es nicht ausbleiben, daß ein geschichts- und traditionsbewußter Mensch – und das war Augustin Kast, obwohl er seiner Zeit sonst stets „eine Nasenlänge voraus“ eilte – trotz der vielseitigen Arbeitsbelastung als Stadtpfarrer, als Erzbischöflicher Schulinspektor und als Dekan des Kapitels Ettlingen sich in die Archivalien und Urkunden, in die Chronik und Überlieferungen seines Wirkungsortes vertiefte. Mit welchem Erfolg, beweisen die zahllosen Veröffentlichungen Augustin Kasts im Gemeindeblatt seiner Pfarrei, das er als einstiger „Zeitungsredakteur“ natürlich selbst redigierte, in Ettlinger und Karlsruher Zeitungen und im „Konradsblatt“. Kasts Interesse ging aber bald über die lokale Geschichte, über das bodenständige kirchliche und weltliche Brauchtum hinaus. Er befaßte sich mit dem Leben und Wirken des Kardinals Damian Hugo von Schönborn und der badischen Markgräfin Sibylla Augusta, mit den Werken ihrer Baumeister und Künstler. Die bedeutendste Frucht dieser Arbeiten erschien im Jahresband 1928 (Karlsruhe) der Badischen Heimat unter dem Titel „Zur Geschichte der Ettlinger Schloßkapelle“. Augustin Kast, der mit Karl Springer die Grundlagen der aktuellen Ettlinger Geschichtsforschung schuf, kommt mit diesem Aufsatz

das Verdienst zu, als erster die breite Öffentlichkeit auf Wert und Schönheit der Asam-Fresken in der einstigen Schloßkapelle aufmerksam gemacht und zu ihrer Erhaltung aufgerufen zu haben „Es wird“, so mahnte Kast in seinem Aufsatz, „eine der dringlichsten Aufgaben heimischer Denkmalspflege sein müssen, diese gewaltige Schöpfung des genialen Barockkünstlers . . . zu sichern“. Erst nach den Verlusten wertvoller Werke Cosmas Damian und Egid Quirin Asams in Mannheim und Bruchsal während des Zweiten Weltkriegs ist man der Mahnung Augustin Kasts gefolgt und hat – spät, doch noch nicht zu spät – die einstige Ettlinger Schloßkapelle zum „Asamsaal“, dem Ort der Ettlinger Schloßkonzerte des Süddeutschen Rundfunks, neugestaltet.

Eine unschätzbare Ergänzung dieser Themenkreise gelang Augustin Kast mit der Herausgabe der von ihm übertragenen „Jahresberichte der Ettlinger Jesuiten 1663–1763“, denn diese kirchen- und kulturgeschichtlich gleichermaßen aufschlußreiche Dokumentation vermochte mancherlei biographische, baugeschichtliche und kunsthistorische Lücken im Ettlinger Geschichtsablauf des 17. und 18. Jahrhunderts zu schließen; insbesondere auch, weil diese Jahresberichte neben der erhalten gebliebenen Chronik der Marianischen Sodalität die einzigen Quellenwerke sind, die vor die Zeit der totalen Vernichtungen des gesamten städtischen Aktenmaterials im Jahre 1689 hinausreichen. Die Berichte des Ettlinger Jesuitenkollegs waren Augustin Kasts „Schwanengesang“ in der Stadt, die ihm als Sozialpriester, als Seelsorger und als Historiker so viel verdankte – und der freilich nicht nur seine Sorgen in und zwischen die Zeilen seiner Zeitungsartikel schrieb, sondern auch offen und kraftvoll seine Gedanken aussprach, ohne dabei ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Alles andere als ein geschmeidiger Weltmann oder Diplomat in der Soutane, besaß er zwar eine anhängliche Gemeinde, aber ebenso gefährliche Gegner. Schon als er 1922 nach Ettlingen kam, war der einstige Frontsoldaten-Pfarrer von manchem als „nationaler Re-

aktionär“ verdächtigt worden. Zu den Vorgängen, die den gleichen Mann 1933 aus Ettlingen vertrieben, äußerte sich Kast voll Ironie in seiner Selbstbiografie: „Das Wunder war geschehen. Die Kommunisten waren braun geworden . . . Einzelheiten hierüber zu veröffentlichen, bleibt einer späteren Zeit vorbehalten. Ich ging dann in die Verbannung und endete schließlich als Pfarrer in Weilar am Bodensee“. Die Verbannung für den Pfarrer bedeutete keineswegs Resignation für den Historiker Augustin Kast. 1934 veröffentlichte er auch die Jahresberichte des Baden-Badener Jesuitenkollegs unter dem Titel „Mittelbadische Chronik für die Jahre 1662–1770“. Der Titel war gut gewählt, denn das 500 Seiten starke Werk ist tatsächlich mehr als eine Sammlung von Jahresberichten, es ist eine Fundgrube für alle, die sich als Heimatforscher für die Epoche zwischen dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs und der Wiedervereinigung der badischen Markgrafschaften interessieren. „Nur wenige Gemeinden im Raum der Bernhardinischen Markgrafschaft, von den Randniederlassungen der Jesuiten in Ettlingen bis nach Ottersweier werden hier nicht erwähnt“, bemerkte Rolf Gustav Haebler über diese Chronik, „und es kann niemand eine fundierte Geschichte der katholischen Markgrafschaft, insbesondere in der Zeit der Gegenreformation, schreiben, ohne auf dieses Quellenwerk zurückzugreifen“.

Kasts Feder ruhte auch nicht, als er 1938, ein kranker Mann, nach Gengenbach in den Ruhestand ging. Davon zeugten Beiträge für das Bistums- und Pastoralblatt und die fortwährende „Steinbrucharbeit“, wie Kast die Aufgabe des Heimathistorikers nannte. Aufsätze für Zeitungen, für die Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden und zur Gengenbacher Geschichte fügten sich an und führten nach dem Kriege schließlich zum Erinnerungsbuch für die Geistlichen der Erzdiözese Freiburg, die „Martyrer des Naziregimes“ geworden waren.

Augustin Kast hat seine letzte Ruhestätte auf dem stillen Bergfriedhof gefunden. „Eine starke scharf geprägte Persönlichkeit“, so bezeichnete das Necrologium Friburgense den bei der Vorbereitung zum Gottesdienst jäh Abgerufenen, „und eine bedeutende, mit Verdiensten um die Sache unserer Kirche reichgeschmückte Gestalt“. Als echtem Heimatfreund und prächtigen badischen Landsmann, der an Abraham a Santa Clara und an Heinrich Hansjakob erinnerte, würdigte O. E. Sutter den Dahingeschiedenen. Ein Unvergessener bis an den Tag aber ist Augustin Kast in Ettlingen, das ihm am 6. August 1947 das Ehrenbürgerrecht verlieh und mit einer Straße seines Namens das vielfältige Wirken Augustin Kasts in und für Ettlingen auch noch für spätere Generationen wachhält.

Pfarrer – Wissenschaftler – Kunsthistoriker

Zur Erinnerung an den Märtyrerpriester Heinrich Feurstein

Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Heinrich Feurstein

Foto: Grill, Donaueschingen

Das Elternhaus, in dem Heinrich Feurstein am 17. April 1877 zur Welt kam, stand im Schatten des Freiburger Münsters. Der Vater war ein Goldschmied, der vorwiegend für Kirchen arbeitete. Die Mutter gehörte in die Verwandtschaft des Domkapellmeisters G. A. Schweitzer. Familie und Umwelt aber, so will es nachträglich scheinen, wirkten zusammen, um Leben, Neigung, Beruf und Berufung Heinrich Feursteins, des Priesters, Forscher, Kunstkenner und Bekenner vorauszubestimmen.

Trotzdem verlief die äußere Lebensbahn Heinrich Feursteins zunächst durchaus einfach, ge-

diegen, geradlinig. Der Bub besuchte das Bertholdsgymnasium der Vaterstadt, verließ es mit einem hervorragenden Abiturzeugnis, bezog die Universität Freiburg zum Studium der Theologie, empfing die Priesterweihe in St. Peter, feierte seine Primiz in der vertrauten heimatischen Münsterkirche und trat dann seine erste Stelle in Tiengen am Hochrhein an, verließ sie schon nach einem halben Jahr, nicht besonders gern, um der Versetzung an die katholische Stadtkirche St. Stephan in der badischen Residenz zu folgen. Sein Mitkaplan dort hieß Conrad Gröber, eine Freundschaft verband Feurstein von da an mit dem späteren Erzbischof. Obwohl ihm die Seelsorge vor allem stand, bewog die Enzyklika „Rerum novarum“ den Jungpriester zur Auseinandersetzung mit den sozialen Fragen, besonders in der Großstadt, und zum Studium der Nationalökonomie, das er mit einer interessanten Dissertation über die Lage der Schwarzwälder Uhrenfabrik-Arbeiter und mit der Würde eines Doktors der Volkswirtschaft abschloß. Kurze Zeit danach, im Jahre 1908, kam Feurstein in das Gebiet, dessen Menschen er in der Dissertation beschrieben hatte: an die Grenze zwischen Schwarzwald und Baar. Er wurde Pfarrverweser, dann Pfarrer von Donaueschingen und wirkte von nun an nahezu ein Vierteljahrhundert lang in einer Pfarrgemeinde, der Menschen aller Schichten und Berufe angehörten: der fürstlich fürstenbergische Hof so gut wie die Bauern aus Aufen und Andelshofen, Bewohner der Baar-Residenz so gut wie die Soldaten eines Infanterieregiments, das er als Standortpfarrer betreute. Heinrich Feurstein wurde ein wirklicher Vater und Hirt seiner Gemeinde. Er förderte das reli-

giöse Leben durch den Bau eines Gotteshauses und durch wegweisende Mitarbeit in der liturgischen Bewegung; er kümmerte sich um das katholische Vereinswesen, gründete eine Baugenossenschaft und ließ ein Kindersolbad erstellen. Er wirkte aktiv in allen Werken der Caritas – am meisten aber im stillen. Trotz dieser weitgespannten Tätigkeit fand der Pfarrer von Donaueschingen die Zeit zu exakten wissenschaftlichen Studien auf dem Gebiet der Geschichte und der Kunst des fürstenbergischen Raumes. Schon seine ersten Publikationen z. B. über Kirchen und Kirchenschätze in Donaueschingen und Meßkirch, machten den Kunstgelehrten Heinrich Feurstein weithin bekannt. Als er aber um 1930 seine Werke über Mathias Grünewald und den „Meister von Meßkirch“ herausbrachte und als ihn Fürst Max Egon von Fürstenberg zum Leiter seiner bekannten Gemäldegalerie berief, bekam der Name Heinrich Feurstein in der Welt der Kunstwissenschaft einen hervorragenden Klang. „Er wuchs“, wie der Erzbischöfliche Konservator Dr. Hermann Ginter urteilte, „zu einer der ersten Autoritäten auf dem Boden heimatlicher Geschichte und Kunst empor.“

Der Gelehrte und Kunstkenner im Priesterrock, beim Silbernen Ortsjubiläum zum Päpstlichen Geheimkämmerer ernannt, katalogisierte die Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen, veröffentlichte seine Forschungen und Studien, von denen die Titel „Der junge Goethe in Donaueschingen“ oder „Zur Geschichte der alten Donaueschinger Pfarrkirche“ hier stellvertretend für zahlreiche andere genannt werden, in namhaften Publikationen: in den „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden

Landschaften“, in den Jahrbüchern „Ober-rheinische Kunst“, in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Kunst“, in den Berichten „Berliner Museen“ und in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“. Nicht vergessen werden dürfen schließlich Heinrich Feursteins Arbeiten für die „Badische Heimat“: „Die Kunstdenkmäler in der Baar in alter Zeit“ (Jahrbuch 1921, Die Baar), „Fastnachtsbräuche in Donaueschingen“ (Mein Heimatland, Jahrgang 13, 1926), „Alte Kunst in der Baar“ (Jahrbuch 1938, Die Baar, Donaueschingen-Villingen).

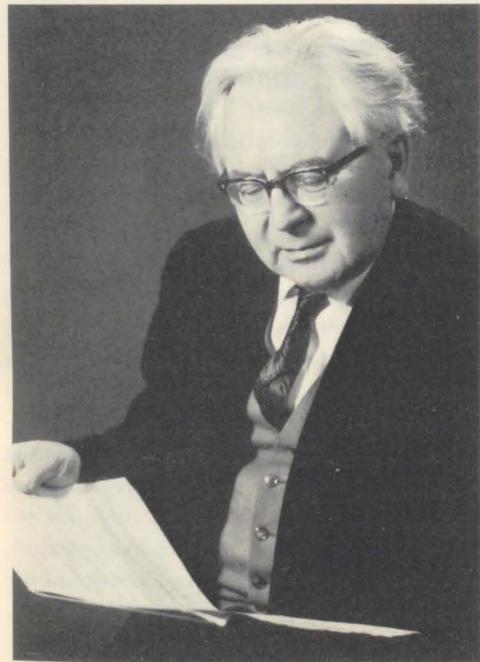
Für seine Pfarrkinder freilich war Feurstein, der den Titel Monsignore ungen hörte, nie violetten Samt trug, der „Herr Doktor“, der Seelsorger!

Daß ein solcher Mann aus seiner priesterlichen und humanistischen Überzeugung niemals Hehl machte, liegt auf der Hand. Mutig stellte er sich dem nationalsozialistischen Ungeist entgegen, sprach offen an, was Lüge und Verbrechen genannt werden mußte; „sprach, damit andere schweigen konnten“, und bekannte, er wolle lieber den Vorwurf hören, „ich sei unklug, als ich sei feige gewesen“, bis er im Jahre 1942 verhaftet, ins Konstanzer Gefängnis und am 15. Juni 1942 ins KZ Dachau gebracht wurde. Hier erlag sein nie besonders kräftiger Körper den Qualen und Demütigungen. Nur die Asche dieses Märtyrerpriesters kehrte nach Donaueschingen zurück und ruht seitdem in der dortigen Pfarrkirche. Eine bescheidene Gedenktafel kündigt davon, daß dieser vorbildlich Priester, dieser große Gelehrte und Kunstkenner als Märtyrer der Wahrheit auch ein Blutzuge seines Glaubens war.

Heinrich Münz zum Gedächtnis

12. 3. 1894 – 1. 1. 1977

Alfred Gassert, Freiburg i. Br.



Heinrich Münz (1894–1977)

Heinrich Münz, ein Mann, der sich um das kulturelle Leben am Hochrhein außergewöhnliche Verdienste erworben hat und der über Jahre hinweg vorab Persönlichkeiten des Musiklebens in den Heften der Badischen Heimat würdigte, hat die Feder aus der Hand gelegt. Noch Anfang Dezember schrieb er seine Berichte für die Presse über das Musikgeschehen beiderseits des Rheines. Letztmals besuchte er am zweiten Adventssonntag die Aufführung des „Weihnachtsoratoriums“ von Bach. Danach lag er kurz an den Folgen eines Schlaganfalles im Tiengener Krankenhaus, wo er in der Frühe des

Neujahrstages sein Leben in die Hand des Schöpfers zurückgab.

Man konnte und wollte es nicht fassen, daß ein so rastlos und noch rüstig Tätiger, berstend von beweglicher Geistigkeit, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Als Künstler und Musikpädagoge gehörte er zum Stadtbild von Waldshut wie die geschichtsträchtigen Bauwerke der schönen Waldstadt.

Am Tage seiner Bestattung fand eine ältere Kioskinhaberin bei der erbetenen Suche des Zeitungsnachrufes schlichte Worte aufrichtiger Mittrauer, welche die Wertschätzung für den Entschlafenen bewegt betonten. Damit ergänzte sie das treffende Bild, das der Waldshuter Kulturreferent Dr. Kohlbecker für den Verstorbenen in der Tagespresse als „ein erfülltes, kraftvoll gelebtes Leben, das zu Ende ging“ zeichnete. Beides zusammen offenbarte die Weite der Anteilnahme an dem großen Verlust, der eine ganze Stadt in aufrichtige Trauer versetzte. Das große Trauergeleite brachte dann auch, trotz der im Sinne des Verstorbenen gewünschten stillen Beerdigung, die allseitige Verehrung zum Ausdruck. Wenn es deshalb auch keine Reden in der Abschiedsstunde gab, so faßte der Geistliche in seiner Würdigung für den zu seinem Beruf Berufenen trostreich alles zusammen, was gesagt worden wäre. Das Sterbliche segnend, kehrte dann Heinrich Münz heim, zurück in Gottes Geborgenheit. Es erscheint nunmehr gerechtfertigt und verpflichtend zugleich, den Lebenden und späteren Generationen das Andenken an den Heimgegangenen durch ein Bild von Heinrich Münz wach zu halten, wie er lebte und was er seinen Mitmenschen bedeutete. Geradezu verschwenderisch bereicherte er beglückend während sei-

nes irdischen Daseins Land und Leute am Hochrhein.

Der aus Ladenburg am Neckar gebürtige Heinrich Münz kam 1922 als junger Musiklehrer an das Gymnasium in Waldshut. Dank seiner fundierten praktischen und theoretischen Ausbildung als Musiker, vereint mit nicht alltäglichen pädagogischen Fähigkeiten, entfaltete der Meisterschüler von Willy Rehberg und Bruno Maischhofer eine begeisternde, vielseitige Tätigkeit. Diese beschränkte sich nicht nur auf die Schule, die er Vorbild für andere werden ließ. Sein Feuergeist befruchtete darüber hinaus das öffentliche Musikleben seiner Heimatstadt. Fränkisches Temperament verband sich glücklich mit der besinnlichen Beschaulichkeit der Alemannen. Als Liedbegleiter, der Kammermusik ebenso verpflichtet, sowie als Solist am Flügel, kontrapunktierte er das anregend aufgebaute und weit gefächerte Musikleben seiner Schule in der Öffentlichkeit. Die Programme seiner Konzerte und Musikabende hatten ein profundes Profil und trugen das Signum besonderen Verantwortungsbewußtseins. Chören und Chorvereinigungen stand er in seinen besten Jahren auch als Dirigent zur Verfügung und heimste für sie Ehrungen ein. Auch versagte er sich nicht, lerneifrigen und talentierten Schülern privat bis in seine letzten Tage hinein Klavierunterricht zu geben. Daneben griff der stil- und sachkundige Musikerzieher zur Feder, um durch geschliffene Berichte und Aufsätze in der Tagespresse das Musikleben beiderseits des Hochrheines zu beobachten, zu beschreiben und zu fördern. In seiner unbestechlichen Gerechtigkeit, von Wohlwollen mitgetragen, ermunterte er junge Talente und strebsame Musikvereinigungen. Ebenso schätzten berufene Künstler nach ihren Gastkonzerten seine objektiven Kritiken. Dabei schuf er sich landauf und -ab zahllose Freunde, Freundschaften, die der aufgeschlossene Musiker Münz auch mit lebenden Komponisten knüpfte. Die Donaueschinger Musiktage verfolgte er schon in frühen Jahren durch regelmäßigen Besuch und bekundete seine Aufgeschlossenheit für das Neue, wobei

er kritisch zu unterscheiden verstand, was Anrecht auf Bestand hat. Die Deutsche Musikbewegung mit der Singbewegung erkannte er in ihrer befruchtenden Auswirkung auf die schulische Arbeit, suchte Kontakt zu Walther Hensel, reiste zu Tagungen und Fortbildungswochen, die ihn selbst zum großen Anreger der Musikpädagogik werden ließen. Seine Vorträge auf Schulungswochen gehören unabdingbar durch die Eigenständigkeit seiner ideenreichen künstlerischen und pädagogischen Anliegen mit zur Erinnerung an einen Mann, der maßgebend auch bei der Lehrplangestaltung seiner Zeit hohe Anerkennung bei der Behörde fand. Eine so fundierte und vitale Persönlichkeit wurde deshalb auch während des Krieges zur schulischen Aufbauarbeit nach Kolmar im Elsaß abgeordnet, wo er nach vierjähriger Tätigkeit Hab und Gut zurücklassen mußte. Ungebrochen, ohne mit dem Schicksal zu hadern, kehrte er dann wieder an das Gymnasium am Hochrhein zurück, wieder erfüllt von besessenem Aufbauwillen. Noch vor seiner Zuruhesetzung im Jahre 1958 konnte der inzwischen zum Oberstudienrat Ernannte in einem Festakt das neu errichtete Gymnasium in Waldshut einweihen, der Schlußstein eines kraftvoll gestalteten Berufslebens.

Im Blick auf seine Ruhestätte des schön gelegenen Waldfriedhofs einer Landschaft, die er so sehr liebte, und die ihm schöpferische Impulse zuwachsen ließ, stellt sich die Frage, wie es möglich war, daß ein Mensch ein solches Übermaß an Schaffenskraft zum Tragen bringen konnte. Seine kräftige Statur mit dem urwüchsigen Musikerkopf stand ihm bei guter Gesundheit bis ins hohe Alter hinein zur Verfügung. Dazu kam die von seinen Ahnen ererbte Fabulierlust und Herzenswärme des Gemütes, die Kraft des Glaubens und des Verstandes. All dies machte ihn stets so lebensfroh und -tüchtig. Daran hatte seine fürsorgliche und verstehende Lebensgefährtin durch die Harmonie im Hause Münz besonderen Anteil. Im Mittragen seiner Erfolge, im Planen zu neuem Einsatz war sie immer für ihn eine abwägende, hilfreiche Beraterin.

terin. Dies unterstrich er oft in Briefen und bei Begegnungen mit Worten höchster Verehrung für seine Gattin, die ihn über fünf Jahrzehnte bis an sein Lebensende begleiten durfte. Darin eingebettet reifte ein ausgelehnender, geistvoller und treffender Humor heran. Übersprudelnd und redegewandt floß ihm das Wort zu, das sich in seinen immer vergnüglichen Augen und einem reichen Mienenspiel spiegelte. Er war ein Gesprächspartner par excellence im Meinungsaustausch. Nie verletzend glättete er in Diskussionen widerstrebende Ansichten und beeindruckte durch die Noblesse verstehender Toleranz, der hochgemute Zug eines lauterer Charakters voll Herzensgüte und liebenswerter Menschlichkeit.

Dazu gehörte seine übergroße Bescheidenheit, die alle persönlichen Ehrungen von sich wies. Als lesefreudiger Bücherfreund öffnete er sich in erstaunlicher Breite den problematischen Schöpfungen der Weltliteratur zur Befruchtung und Reifung seines Künstlertums, zusätzlich aufgeschlossen für die bildende Kunst. Bedacht und kritisch traf er gezielt seine Wahl. Bezeich-

nend ist, daß er im fortgeschrittenen Alter noch Griechisch lernte, um die Bedeutung der Antike für die abendländische Kultur besser zu begreifen. Gesegnet mit der Weisheit des Alters charakterisierte ihn seine Demut. Bei einem letzten Gespräch vor wenigen Wochen kreisten gemeinsam die Gedanken um die reiche Ernte seines erfüllten Lebens, die er nicht als persönliches Verdienst, sondern nur als Gnade verstanden wissen wollte. Dies unterstrich der Verfasser dieses Nekrologes bei der letzten Begegnung durch Hinweis auf die Lateinische Sentenz:

Hora fugit, mors venit, lux manet

Nachdenklich nickte bei dieser Zwiesprache zustimmend der Freund. Was sterblich war, ist von uns gegangen. Sein unsterblicher Geist jedoch bleibt den Lebenden als farbiges Bild von intensiver Leuchtkraft eines wahren Humanisten im Gedächtnis.

Heinrich Münz wird in gutem Gedenken weiterleben als eine Persönlichkeit, die den kulturellen Pulsschlag am Hochrhein mitgeprägt hat.

Gelebtes Leben

*Du armer Baum,
Du sterbende Akazie!
Noch seh ich Dich
in Deiner Blüten-Dolden Pracht,
wenn Deine Düfte
in der Sommernacht
die Menschen und die Tiere
süß berauschten.
Dir galt der Nachtigallen
schönstes Lied.*

*Nun ist es wieder Abend worden,
vergeblich reckst Du Deinen
morschen Stamm in lichte Abendröte.
Du denkst mit einem Fünkchen noch
die alte Glut zu fachen.
– Ein jeder spürt, wenn sie zur Neige geht. –*

*Du alter Baum,
ich fühle Deine Nöte,
doch ach, vergesse nicht,
daß einst in jungen Tagen
Du so viel Blüten-Dolden
an Deinen Zweigen
durftest tragen.*

Ida Pfeifer-Hofmann

Erinnerungen an den Komponisten Josef Schelb

Friedrich Baser, Baden-Baden



Josef Schelb (1894–1977)

Der Tod dieses ganz der Musik in all ihren Formen gewidmeten Lebens (1894–1977) überfiel all die, welche seine unentwegte Treue zu seiner Mission zuinnerst erleben durften, äußerst schmerzlich. Wenige Wochen zuvor hatte er noch in Baden-Baden, wo er oft im Hans-Rosbaud-Studio oder im Weinbrennersaal Konzerten gelauscht hatte, im Rosenkreuzer-Heim mit seiner Gattin Kammermusik gehört, zwar von einem Schlaganfall kaum erholt, aber doch für einen 83jährigen aufrecht. Dann begleitete ihn seine Gattin zum Feldberg auf seine Kompo-

nier-Höhe, um tapfer an langgehegten Plänen festzuhalten. Doch der Tod in Freiburg, wo er das Bertholdgymnasium besucht und nach dem Ersten Weltkrieg am Konservatorium unterrichtet hatte, nahm ihm die Feder aus der Hand, die noch so vieles festhalten wollte. Wie gern hörte man (ich selbst darunter) in seinen 34 Hochschuljahren in Karlsruhe (1924–58) seine Kompositionsabende wie Liederabende mit seiner Gattin, die ihre ausdrucksvolle Stimme ganz ihm widmete. Auch als Begleiter Joan Mannens, des spanischen Violinvirtuosen wie als Chopinspieler hatte er Ruhm erlangt, obwohl in seinem Innersten bereits neue Klänge hervorbrechen wollten. So übernahm er denn neben seinen Meisterklassen für Klavier Kompositionsunterricht; seinen Zöglingen begegnet man in vielen Musikhochschulen ringsum, oder auf Podien der Konzertsäle. Nach einem seiner Instrumentalkonzerte in den unterschiedlichsten Besetzungen, die man auch im Rundfunk hören konnte, streifte ich mit ihm durch das nächtlich-stille Karlsruhe, Anfang der 30er Jahre, bezaubert von milder Augustnacht. Er klagte, keinen geeigneten Operntext finden zu können. Ich erwähnte meine Tragödie „Charlotte Corday“, die ihre Heimat vom blutrünstigen Agitator Marat befreite; auf ihrer letzten Fahrt zum Schaffott, der Guillotine, beeindruckte ihre mutige Haltung einen Mainzer Maler, der in Paris vergeblich „Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit“ suchte, derart, daß er begeistert ausrief: „Die ist größer als Brutus!“. Sofort verhaftet, zerrten die Jakobiner ihn auch zur Guillotine.

Paul Wegener hatte es gelesen, wünscht den Weltumsegler Grafen von Lapérouse, den ich

als Schiffbrüchigen, Erblindeten mitten im Terror zurückkehren ließ, als Protagonisten für sich herausgestellt, was ihn interessieren würde; doch das war mir unmöglich, Charlotte Corday als Nebenfigur abzutun. Nun mußte ich das Sprechdrama zur Oper umgestalten, in dieser Zeit grausamer Wirtschaftskrisen, umhergeschleudert von Nazi-Stahlgewittern, nicht gar so einfach. Die mußten noch erst zum Zweiten Weltkrieg ausarten, ehe ein Stauffenberg dem Opfergang einer Charlott Corday zu folgen bereit war. Die Fliegerbomben zerstörten Josef Schelbs Karlsruher Wohnung samt Notenmanuskripten! War schon in anderthalb Nazi-Jahrzehnten eine Attentats-Oper nicht denkbar, so unterm Sowjet-Hammer und Sichel genau so wenig, zumal Marat zum Halbott hinaufgejubelt, ein Sowjet-Schlachtschiff „Marat“ getauft wurde. – In solcher Totalitätsatmosphäre gedieh dem Komponisten seine „Sinfonia apocalyptica“, die durch Hans Rosbaud im SWF uraufgeführt wurde. Im Ideologisten-Wirrwarr gedieh eher Neutrales, wie Ballette; unter ihnen hatte Schelbs „Die schöne Lau“ besondere Erfolge, wie auch seine sehr umfangrei-

che Kammermusik, die allen nur denkbaren Besetzungen dankbare Aufgaben schenkt, wie seine zahlreichen Lieder, angefangen von den Michelangelo-Gedichten.

Nach 34 Jahren von der Karlsruher Musikhochschule pensioniert, zog sich Josef Schelb in die Heimat seiner Frau zurück, Baden-Baden, dessen hohe Musiktradition und beide Orchester das Sinfonie-Orchester des Südwestfunk, wie das Kurorchester, das 1972 auf hundert Jahre beachtlicher Leistungen mit einer vielbesuchten Ausstellung im Kurhaus zurückblicken konnte, zu intensivem Schaffen lockten. Auch Bad Krozingen, wo Josef Schelb am 14. März 1894 als Sohn des Badearztes geboren worden war, erinnerte sich seines berühmtesten Sohnes, wie die musikalische Welt weit über Baden hinaus neben seinen anderen Komponisten Julius Weismann und Franz Philipp, dem auch die katholische Kirchenmusik so unendlich viel verdankt, wie seiner Karlsruher Musikhochschule und Orgelschule zahlreiche Organisten. Das gütige, friedfertige Wesen Josef Schelbs, wie seine schöpferische Potenz bleiben uns unvergessen!

Dr. phil. Konrad Josef Heilig zum Gedächtnis

Robert Hensle, Mannheim



Dr. Konrad Josef Heilig

Noch bevor dieser rastlos schaffende junge – in Erzingen geborene Historiker – seine unermüdlischen Forschungsarbeiten zur Krönung seiner Lebensarbeit führen konnte, beendeten die Kriegswirren in den kritischen Tagen von 1945 sein Leben.

Wir freuen uns besonders, daß das wissenschaftliche und publizistische Werk des badischen Historikers Dr. K. J. Heilig durch eine Dissertation von Frau Hildegard Balcar 1972 an der Wiener Universität würdigend der wissenschaftlichen Welt in Erinnerung gebracht wurde¹⁾. Die Anregung zu dieser Arbeit gaben die Wiener Univ.-Prof. Dr. Alphons Lhotsky und Dr. Friedrich Zöllner. Beide sind noch heute

ordentliche Mitglieder des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung an der Universität Wien, dem K. J. Heilig von 1929–1938 als außerordentliches Mitglied angehörte.

Sie bezeugen damit ihre Hochachtung, die man dem Wissenschaftler und Menschen K. J. Heilig immer noch entgegenbringt, der sich auch den großen geistig entscheidenden Auseinandersetzungen in der Geschichte Österreichs zu dieser Zeit stellte.

Unser Freund der badischen Heimat wäre am 14. März 1977 70 Jahre alt geworden²⁾.

Aus Erzingen stammen weltbekannt gewordene Persönlichkeiten

In Erzingen im Klettgau, der idyllischen Landschaft am Hochrhein, in dem jahrhundertalten Gasthaus „Zum Löwen“ wurde am 8. Mai 1966 eine Heimatstube im Auftrag des Landesvereins „Badische Heimat“ übergeben. Die alte, traditionsreiche Weinschänke trägt heute noch über dem Portal ein Sulz-Brandisches Wappen aus dem Jahre 1578. In einem vergilbten Kaufbrief, der über dieses Haus berichtet, finden wir die Jahreszahl 1647. An den Umbau des alt-ehrwürdigen Gebäudes erinnert die Jahreszahl 1731. Diese dort errichtete Heimatstube gilt einmal dem genialen Arzt und Universitätsprofessor Dr. Maximilian Stoll (1742–1782), ehemals Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia. In Wien gibt es heute ihm zu Ehren noch eine Stoll-Gasse. Nicht weniger bekannt wurde der Theologe und spätere Erzbischof von Bukarest R. Netzhammer (1862–1946). International bekannt wurde der Erzinger Lehrersohn, Prof. Dr. Leiber S. J. (1882–1967). Er wirkte seit 1930 an der berühmten päpstlichen Universität in Rom und stand seit 1939 im Dienst von Papst Pius XII. Nicht weniger berühmt wurde der Schuhmacherssohn Dr. Walter Peinsipp, der

lange Jahre als österreichischer Botschafter in Tel Aviv (Israel) lebte. All diese entstammen – neben dem bedeutenden Geschichtsforscher Dr. K. J. Heilig³) der badisch-schweizerischen Landschaft am Hochrhein. Ihre Porträts schmücken mit die Wände der so sinnvoll eingerichteten Heimatstube^{4,5}).

Biographische Daten

Der Urgroßvater von K. J. Heilig stammte aus Markttheidenfeld a.M., sein Vater Alois von Gerichtstetten⁶), der dann nach Erzingen heiratete. Konrad Josef Heilig wurde am 14. März 1907 als zweiter Sohn des Kaufmanns Alois Heilig und seiner Ehefrau Maria in Erzingen (Kreis Waldshut) geboren. In seinem Heimatdorf besuchte er die Volksschule. Durch den Ortspfarrer Alfons Burghart wurde er für den Übergang ins Konstanzer Gymnasium vorbereitet. Bereits an Ostern 1926 konnte er dieses mit einem ausgezeichneten Abitur verlassen. In den nächsten drei Jahren studierte er an der Theologischen Fakultät in Freiburg. Sehr frühe, Ende Juli 1929, legte er seine Abschlußprüfungen ab. Im Herbst 1929 trat er sich zum 8. Semester an der philologischen Fakultät der Universität Wien ein. Fast gleichzeitig wurde er außerordentliches Mitglied im Österreichischen Institut für Geschichtsforschung in Wien. Er nahm am Institutskurs 1929–1931 teil, der später zum Archivdienst befähigte und schloß diesen mit vorzüglichem Erfolg ab⁷).

In seiner Zulassungsarbeit zur Staatsprüfung 1931 befaßte er sich mit „Leopold Stainreuter von Wien als den Verfasser der sogenannten Österreichischen Chronik von den 95 Herrschaften“⁸).

Um die Jahreswende 1930/31 waren Bemühungen erkennbar, daß K. J. Heilig selbst einen Lehrauftrag anstreben würde. Doch K. J. Heilig blieb weiterhin in Wien am gleichen Institut und hielt Kurse für Mittellatein ab. In der Folgezeit lenkte er durch seine bibliotheks- und geistesgeschichtlichen Forschungen die Aufmerksamkeit auf sich. Mit der Veröffentlichung seiner von Heinrich Finke ausgezeichnet beur-

teilten Dissertation „Kritische Studien zum Schrifttum der beiden Heinriche von Hessen“ promovierte er am 18. Januar 1933 an der Universität Freiburg i.Br. mit „magna cum laude“ zum Doktor der Philosophie. Die Osterferien 1933 gaben Dr. K. J. Heilig auf Einladung des Direktors der Freiburger Universitätsbibliothek Dr. Josef Rest Gelegenheit, die Bestände der Freiburger Handschriftensammlung zu verzeichnen. Aus dieser Tätigkeit gewann er selbst für seine Arbeiten unerschöpfliche Anregungen.

Um 1933 bestanden von seiten ungarischer Historiker Bestrebungen, K. J. Heilig als Fachmann für Mittellatein an die Budapester Universität zu holen.

Akademische Laufbahn – Christliches Verantwortungsbewußtsein

Dr. K. J. Heilig – als kompromißloser Vertreter einer katholisch-österreichischen Geschichtsauffassung – war es unter den damaligen Zeitverhältnissen an den Universitäten Wien und Graz unmöglich, auf akademischem Boden Fuß zu fassen.

Aus innerer Verpflichtung, als Christ und Historiker gleichermaßen berufen, entschied er sich für die ideologische und politische Unabhängigkeit Österreichs einzutreten, ohne Rücksicht auf persönliche Nachteile. Dies tat er in unzähligen Vorträgen in der „Österreichischen Leo-Gesellschaft“⁹) und der „Österreichischen Akademie“¹⁰). In all den vielen Vorträgen werden der fundamentale Wissensschatz und die theoretische klare und meisterhafte Sprache sowie der unwiderlegbare Nachweis der Entwicklung eines österreichischen christlichen Staatsgedankens präsentiert.

Treffend war auch sein Beitrag „Gesamtdeutsche oder christlich-österreichische Geschichtsauffassung im christlichen und deutschen Österreich.“ Dieser Beitrag ist zu einem geschichtlichen Dokument geworden. Aus ihm sprach die hohe Verantwortung eines aufrechten deutschen Mannes. Hildegard Balcar schreibt in ihrer Dissertation:

„Konrad Josef Heilig hat sich in mehr als 70 historisch-kulturpolitischen Aufsätzen um die ‚Propagierung der kulturellen Mission, die Österreich als Träger der deutschen Kultur in das Bewußtsein katholischer Verankerung und europäischer Verbundenheit hineinstellt‘, und um die ‚Sammlung aller Kräfte auf der Grundlage des christlich-deutschen Ständestaates unter autoritärer Führung zur Existenzsicherung des österreichischen Staates‘ bemüht“¹¹).

In vielen Rundfunkreden lernen wir K. J. Heilig als den großen Mahner kennen, der auch Traditionsreferent der „Vaterländischen Front“ geworden war.

So kann man verstehen, daß er als bewußter Gegner des Gewaltregimes sich mit dem Einmarsch in Österreich der Verhaftung entziehen mußte.

Bibliotheks- und Geistesgeschichte des Mittelalters

Bereits im April 1932 wurde K. J. Heilig von der Wiener Akademie der Wissenschaften beauftragt, an der Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge (außer Niederösterreich) zu arbeiten¹²). So wird es auch verständlich, daß K. J. Heilig hier intensiv mit der Problematik der Beziehungen zwischen Bibliotheksgeschichte und Geistesgeschichte – vor allem aus der Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts – sich befaßte. Aus seinen hier gesammelten Erfahrungen und Erkenntnissen entstand 1935 die Veröffentlichung „Mittelalterliche Bibliotheksgeschichte als Geistesgeschichte“¹³).

Einige interessante Publikationen

K. J. Heilig besaß ein eminent ausgeprägtes Gedächtnis und dazu die außerordentliche Geistesgabe in alten Urkunden Spuren zu finden, systematisch nachzugehen, Zusammenhänge zu ergünden und in eine beweiskräftige Form zu bringen. Durch seine gelegentlich so präzise fundierten Veröffentlichungen, die aus seinen bibliotheks- und geistesgeschichtlichen Forschungen entstanden, ließ er die Wissenschaft aufhorchen.

Immer wieder stand die alte Konstanzer Diözese im Bereich seiner Untersuchungen. So entstand 1928 der Beitrag „Zur Geschichte des Konstanzer Bischofs Gerhard von Bevar“¹⁴) und 1935 „Die Einführung des Fronleichnamfestes in der Konstanzer Diözese nach einer vergessenen Urkunde Bischofs Heinrichs III. von Brandis“¹⁵). Man kann es hier als eine Laune des Zufalls bezeichnen, so schreibt Heilig einmal, daß eine Urkunde, welche gewiß in einer ganzen Anzahl von Exemplaren ausgestellt wurde, ausgerechnet nur in dem oberösterreichischen Kloster am lieblichen Mondsee (Benediktiner) erhalten geblieben ist, so daß sie auch dem Spürsinn der Bearbeiter der Konstanzer Bischofsregesten entging.

Selbst zur ungarischen Geschichte hat Heilig sehr wesentliche Beiträge geschrieben: 1931 „Zur Geschichte der ältesten ungarischen Universitäten und des Magisters Benedikt von Makra“¹⁶), 1932 „Wer war der anonyme Notar? Ein Beitrag zur ungarischen Diplomatie und Historiographie“¹⁷), 1933 „Der Brief des Remigius von Auxerre um 900 über die Ungarn“¹⁸). Ein glücklicher Quellenfund 1933 in Freiburg war, die bisher als verloren geglaubte lateinische Widmung der Ackermannichtung zu finden. Daraus resultiert der Beitrag „Die lateinische Widmung des Ackermanns aus Böhmen“¹⁹).

Kurze Tätigkeit in Freiburg i. Br.

Es dürfte jedermann verständlich sein, daß man nach dem Einmarsch in Österreich im März 1938 Dr. Heilig zu verhaften suchte. Er konnte sich nach dem ersten Ansturm auf seine Person nach Gerichtstetten und Freiburg zurückziehen. Der damalige Erzbischof Gröber, der zum erbittertsten Gegner dieses Gewaltregimes wurde, half K. J. Heilig und bestellte ihn zum Archivar des Diözesanenarchivs.

In diese Zeit fallen auch die letzten Arbeiten des unermüdetlich schaffenden Gelehrten. Es ist eine Studie zur „Eddo-Urkunde von Ettenheimmünster“²⁰). Auch in dieser Studie erleben wir das meisterhafte Können, Sprachwandlungen zu beweisen.

Einer heimatlichen Betrachtung wert erscheint mir auch heute noch ein sehr wahrscheinlich unveröffentlichter Aufsatz „Die Grenzen zwischen den Bistümern Konstanz und Straßburg.“

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Erfatales

Es dürfte wohl mit eine der letzten Arbeiten des Historikers K. J. Heilig gewesen sein, der Heimat seiner Vorfahren, dem fränkischen Bauerndorf Gerichtstetten, eine bedeutende Forschungsarbeit zu hinterlassen, „Wie Gerichtstetten wieder katholisch wurde“²¹⁾.

Sie wurde aus der Sicht des Fachmannes geschrieben. Dieses historische Dokument bezeugt enorme Beweglichkeit und versucht zu klären, was Wirren im 16. und 17. Jahrhundert mit all ihren Auswirkungen verursacht haben. Es ist ein Blick in eine ruhelose, gärende und gehetzte Zeit. Ein sehr heißes Eisen wurde hier angepackt und die Fachwelt mußte sich den dargelegten Argumenten beugen.

Das Privilegium minus

1940 zum Wehrdienst einberufen, fand K. J. Heilig z. T. sehr verständnisvolle Vorgesetzte und konnte seine letzte und bedeutendste Publikation, 1935 begonnen, 1944 beenden. K. J. Heilig schrieb für die vorbildliche Schriftenreihe „Monumenta Germaniae Historica“ den Beitrag „Ostromei und das Deutsche Reich um die Mitte des 12. Jahrhunderts“²²⁾.

K. J. Heilig war es zu verdanken, daß das berühmte „Privilegium minus“ die entscheidende Verfassungsurkunde Friedrich Barbarossas vom Jahre 1156 für das Herzogtum Österreich, die 100 Jahre lang von den bedeutendsten Historikern als Fälschung angesehen war, durch seine glänzenden Untersuchungen heute eindeutig als echtes Privileg gilt. Diese Arbeit erschien im Druck 1944, die unveränderten Nachdrucke 1952 und 1958.

Viele Arbeiten blieben unvollendet

Dr. K. J. Heilig war ein Genie der Feder. Eine große Anzahl wertvoller historischer Publika-

tionen hat er uns hinterlassen. Er besaß die Kraft zur Synthese. Die Genauigkeit und die Gründlichkeit bei der Aktenarbeit war ihm Selbstverständlichkeit. Er wurde zum Vermittler geschichtlicher Kunde und historischer Einsicht. Dazu war Heilig noch ein Sprachgenie. Nahezu 20 Sprachen beherrschte er vollkommen. Hinzu kommen noch eine Anzahl Sprachen, in denen er sich verständigen konnte. Er war ein großer Wissenschaftler, ein ernster Forscher, ein gütiger Mensch und ein tieffrommer Mann. Nach 1945, als man versuchte in die schrecklichen Trümmer der Städte wieder Leben einzuhauchen und langsam begann, ordnend ein Schul- und Hochschulwesen aufzubauen, da wartete man auf den Historiker Dr. Konrad Josef Heilig vergeblich. Er hatte die Absicht gehabt, sich an der Universität Freiburg zu habilitieren.

Nach dem Zusammenbruch der deutschen Front in Italien versuchte sich K. J. Heilig von Vidor nach Venedig zu Freunden durchzuschlagen. Am 6. Mai 1945 – in der Nähe von Belluno – wurde er ein Opfer des Krieges und verstarb im Alter von 38 Jahren. Vorübergehend wurde er in Belluno beigesetzt, bis er seine letzte Ruhestätte auf dem deutschen Soldatenfriedhof am Pordoi-Joch fand. Erst 1957 erfuhr die Familie über den Suchdienst von dem tragischen Schicksal.

Im Sinne ihres Mannes hatte Frau Josefine Heilig ihre fünf damals unversorgten Kinder erzogen²³⁾.

Unvergeßlich bleibt sein Wirken als Wissenschaftler, bewundernswert die Liebe und Treue zur badischen Heimat.

Haben wir es doch mit Dr. K. J. Heilig mit einem besonders begnadeten noch sehr jungem Forscher zu tun, der uns als geistiges Erbe ein außerordentliches umfangreiches und hochinteressantes Werk hinterlassen hat. Möglicherweise hätten manche frühe Ergebnisse im Laufe eines längeren Lebens teilweise eine Berichtigung erfahren, andererseits hätten sie auch in der vollen Blüte und wachsenden Erfahrungen ausreifen können.

Uns bleibt die Verpflichtung, an seinem 70. Geburtstag in dankbarer Erinnerung ihm diesen Beitrag zu widmen.

Anmerkungen

¹⁾ Hildegard Balcar, Konrad Josef Heilig (1907–1945) als Historiker und Publizist (phil. Diss. Wien) 2 Bd. 1968 abgeschlossen, promoviert zum Dr. phil. am 23. Juni 1972

²⁾ Robert Hensle, Dr. phil. Konrad Josef Heilig: „Bedeutender Historiker und Freund des Frankenlandes“, in Fränkische Nachrichten 14. 3. 1967, Erinnerungsbeitrag zum 60. Geburtstag.

³⁾ „Ein bedeutender Historiker aus Erzingen“, Gedenkstätte für Dr. phil. Josef Heilig (1907–1945), in Südkurier 22. 1. 1966 Nr. 17 (Waldshuter Zeitung). Vorgeschlagen und Hinweis von Dr. Helmut Maurer, Oberarchivrat Staatarchiv Konstanz und Oberlehrer Josef Winkler.

⁴⁾ „Was das Schwabenland für Deutschland, ist Erzingen für den Klettgau“ in Südkurier 13. 5. 1966, zur Einweihung der Heimatstube im „Löwen“ in Erzingen.

⁵⁾ Emil Baader, „Ländliche Kulturpflege in Baden 1966“, Heimatstuben zwischen Bodensee und Main“, in „Ekkhart Jahrbuch für das Badner Land 1967“, S. 167.

⁶⁾ Gerichtstetten, Kath. Pfarramt, Standesbücher.

⁷⁾ Die biographischen Daten sind in vielen persönlichen Gesprächen und im Schriftverkehr mit Frau Josefina Heilig und dem Sohne Wolfgang 1967/68 entstanden.

⁸⁾ in „Mitteilungen des Österreichischen Institut für Geschichtsforschung“ MÖIG 47 (1933) S. 225–289

⁹⁾ Hildegard Balcar, Diss. Bd 1, S. 180

¹⁰⁾ desgl. Bd. 1, S. 181 ff

¹¹⁾ desgl. Bd. 1, S. 136

¹²⁾ desgl. Bd. 1, 114

¹³⁾ in Zeitschrift für deutsche Geistesgeschichte, ZDG 1 (1935) S. 12–23

¹⁴⁾ in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins ZGO NF. 42 (1928–29) 1 (1928) S. 115–131

¹⁵⁾ in ZGO NF. 49 (1935–36) 1 (1935) S. 1–16

¹⁶⁾ in Jahrbuch des Wiener Ungarischen Historischen Instituts JW 1 (1931) S. 41–49

¹⁷⁾ desgl. JW 2 (1932) S. 1–61

¹⁸⁾ JW 3 (1933) S. 7–30

¹⁹⁾ MÖIG 47 (1933) S. 414–426. n. Mitt. v. Heidi Heilig 13. 9. 1967 von der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft Darmstadt in einem Sammelband „Wege der Forschung“ neu aufgelegt.

K. J. Heilig „Die lateinische Widmung des Ackermannsdichters“ (1933) in „Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl und seine Zeit“. (Bd. CXL III)

Hrsg. von Ernst Schwarz 1968 Nr. 3969

²⁰⁾ Persönliche Mitteilung von Wolfgang Heilig und Einsichtnahme. Diese Arbeit entstand ohne die Archivbenützung in Karlsruhe und Straßburg. Die Archive waren kriegsbedingt geschlossen. Die Unterlagen hierzu wurden im Pfarrarchiv Ettenheimmünster und in der Privatbibliothek von Dr. Josef Rest Freiburg eingesehen.

²¹⁾ Freiburger Diözesanenarchiv, FDA NF 40 (1940) S. 1–89

²²⁾ MGH 9 (1944) S. 201–271

²³⁾ Der berufliche Werdegang der Geschwister Heilig: Bruder Heinrich Jg. 1933 ist als Lehrer tätig. Schwester Elisabeth Jg. 1934 studierte Romanistik, war Studienassessorin und ist verheiratet. Bruder Wolfgang Jg. 1936 wirkt als Richter am Landgericht und ist verheiratet. Schwester Adelheid Jg. 1938 wirkt als Oberstudienrätin. Bruder Bernhard Jg. 1941 ist Studienrat.

Publikationen: Quellennachweise durch Familie Heilig und Hildegard Balcar Diss. Bd. 2

„Verzeichnis der Publikationen von Dr. Konrad Josef Heilig“ S. 15 ff

Der Dichter

*Zitternd stehen Sterne in der Nacht.
Auf den Schultern dieser Welt ruhen die Gedanken.*

*Reihe du die Zeiten,
reihe du die Tränen, die Schmerzen,
zu Ketten der Liebe.*

*Und schweigend erkennst du den Tag.
Und schweigend erkennst du die Nacht.*

*Auf deinem Weg tanzen die Masken.
Auf deinem Weg stehen die Schatten.*

*Forme du aus Schatten Leben.
Forme du aus Erde den Himmel.*

Du kannst es, du darfst es.

Irene Fischer-Nagel

(s. Bild Seite 78)

Hanna Nagel

Lili Fehrle-Burger, Heidelberg



Hanna Nagel, Selbstbildnis

Einleitung

zu einem Lichtbildervortrag über Hanna Nagel, gehalten von Dr. Lili Fehrle-Burger, in Anwesenheit der Künstlerin, ein halbes Jahr vor ihrem letzten Geburtstag.

HANNA NAGEL und ihre Tochter suchen das Dunkle im Menschen, die Nachtseiten der Natur, blasse ernste Madonnengesichter, vom dunklen offenen Haar beschattet und schwarz umschleiert wie die ägyptischen Königinnen der Nacht. Dunkel und klagend klingen auch die Verse ihrer Tochter. Sie sind von der gleichen Tonart. Mutter und Tochter, in diesem

seltenen Einklang, erinnern an ein Wort von Henriette Feuerbach, daß man sich an Schermer so gewöhnen kann, daß sie einem zur Heimat wird. Aber diese Heimat ist in Hanna Nagel eine mythische, verwoben mit dem geheimnisvollen Leben und Weben der Natur, in das ihre Frauengestalten einbezogen sind. Im Zeitalter der Hexenverfolgung, da eine suspektere Vertrautheit mit der Magie des Liebeszaubers und eine geheime Vertrautheit mit Jahrtausenden alten Mond- und Fruchtbarkeitskulten als ein todeswürdiges Verbrechen galt, hätte Hanna Nagel zweifellos den Scheiterhaufen besteigen müssen. Nicht besser wäre es Bachofen gegangen, dem bahnbrechenden Deuter dieser uralten jungfräulichen und mütterlichen Geheimkulte, von denen man den abstrakten Rationalismus der Männerwelt und die mühsam ausgeklügelten Elfenbeintürme kirchlicher und politischer Dogmatik bedroht sah. Tatsächlich hat Bachofen ein derartiges Gelehrtengezeir heraufbeschworen, daß es keineswegs verwunderlich gewesen wäre, wenn man seine Bücher eines Tages noch öffentlich verbrannt hätte. Inzwischen ist das psychologische Erkenntnisvermögen des modernen Menschen, sowie die durch sie geförderte mythologische Forschung so weit fortgeschritten, daß Bachofens geniale Hellsichtigkeit nicht mehr bezweifelt wird. – Auch Hanna Nagel ist in ihrer Kunst in jene, ihr längst vertraut gewordene Tiefe weiblichen Fühlens und Denkens hinabgestiegen. Ihre ungewöhnliche Sensibilität, die sie darin entwickelt hat, mag sie verwundbar, scheu und einsam gemacht haben, aber auch geradezu visionär befähigt, den unerschöpflichen Reichtum, aber auch die Todesängste und Qualen eines makellos geliebten Frauentums zum Ausdruck zu bringen, das noch im Urgrund eines natürlichen



Der Dichter

Das Bild bezieht sich auf das Gedicht von Irene Fischer-Nagel, der Tochter von Hanna Nagel, Seite 76

Seins wurzelt. Das alles spielt sich in einer ähnlichen seelischen Grundstimmung ab, die Anselm Feuerbach, aus einer tiefen Verehrung für seine musikalisch und dichterisch begabte Heidelberger Stiefmutter in seiner Iphigenie gestaltet hat, als Ausdruck der inneren Emigration, denn welcher Nation Iphigenie auch angehören mochte, es bleibt immer das Land der Heimat, das sie „mit der Seele“ sucht, wenn man das Wort Goethes richtig verstehen will. So war es auch von Feuerbach gemeint!

Nicht im Stil, aber in ihrer schwermütigen Grundstimmung ist Hanna Nagel den Feuerbachs verwandt. Es stimmt zutiefst mit der inneren Welt Hanna Nagels überein, wenn Henriette Feuerbach, die große Seelenfreundin von Brahms einmal schreibt: „Jedes Leben hat seine eigene Tonart. Andere Lebenssätze gehen in heiterem E-Dur oder A-Dur. Wir kommen nicht aus H-Moll oder Fis-Moll heraus!“

Hanna Nagel ist sich in ihrer beseelten Stimmungskunst immer treu geblieben. Man übersieht dabei leicht, daß sie zwar nicht im heutigen Strom der Masse segelt, die sie durch provozierende Gehirnkunst an sich zu fesseln oder deren Aufmerksamkeit sie zu erregen versucht, sondern sie gestaltet, was sie selbst im Innersten bewegt.

Da ist der „Abschied von gestern“, der weinende Narr, der die Bühne des Lebens verläßt, der mitten im Strom des turbulenten Spiels der Welt für immer den Rücken kehrt, der im Trommelwirbel der Zeit, nach dem der übermütige Junge tanzt, im Abgang auf erschütternde Weise seinen Narrentod erleidet. Nur bis zu den Schultern noch sichtbar, erlebt man sein unbarmherziges Entschwinden im magischen Sog eines Abgrunds und dieser Augenblick läßt ihn größer und eindrucksvoller erscheinen, als alles, was er hinter sich läßt. Dieses Bild könnte selbst einem Shakespeare Tränen entlockt haben; auch in Erinnerung an eigene Verse:

„Bring nach der Sturmnacht keinen Regenbogen
Gib mir mein Weh, Du hältst es ja bereit!“

. . . „Wenn ich mich beugen muß,
Dann jählings gleich des Schicksals *ganzer Macht!*“

Oder das schwermütige Narrenlied:

„Komm herbei, komm herbei Tod
Und versenk in Zypressen den Leib!“

Diese Todessehnsucht des Narren, sie führt von Shakespeare bis zu Gründgens – man begegnet ihr immer wieder – es ist die uralte Tragödie des Künstlers, dessen Weg nach vergeblichen Anläufen zu einer erträumten Gipfeligkeit des Lebens immer wieder in die resignierende Einsamkeit führt, in die man solange in sich selbst zurückgeworfen wird, bis man, wie Hölderlin und Feuerbach an der Welt zerbricht:

So klagt Hölderlin in seinem Hyperion: „Ich, von allen schon so innigst abgeschieden, so mit ganzer Seele fremd und einsam unter den Menschen, so lächerlich begleitet vom Schellenklang der Welt.“

So hat auch Feuerbach kurz vor seinem Tod sein eigenes Narrenbegräbnis dargestellt: Ein weltweiser Narr, der sein Leben lang „den falschen Schein so vieler falscher Altäre“ verachtet hat und der sich nun, in feierlicher Ruhe aufgebahrt und wie Hölderlin in seinem Hyperion den Sternen zugewandt, aus dem verblendenden Getümmel der eitlen Welt hinaus tragen läßt: „aus der Welt, wo tolle Torens spotten und leere Schattenbilder sich bemühen:

Es sind die seelisch Blinden, Lahmen und geistig Armseligen, die bei Hölderlin und Feuerbach den schöpferischen Genius zu Grabe tragen. Sie sind es, die die Stimmen aus der inneren Welt des Künstlers mit dem Schellengeläute eines Hofnarren verwechselt haben, während die Verleumdung in Gestalt eines hämisch grinsenden alten Weibes hinterdrein hinkt. – Der über die Welt erhobene Tote aber erscheint über dem schwerfällig schleppenden Gang seiner erbärmlichen Totengräber aller irdischen Schwere entückt und in seiner schönen Jünglingsgestalt



Wie Masken tragen wir die Tage.

Gedicht von Irene Fischer-Nagel (s. Seite 86)

unsterblich geworden – und sein Geist „Höhnet der zischenden Natterzunge“, wie Hölderlins todgeweihter Hyperion, „Höhnet Dominikgesichtern“, denn die ewige Ruhe ist „der Geister heiliges Ziel“. –

Aber da gibt es noch eine unheimlich gegenwartsnahe Zukunftsvision von Hanna Nagel:

Das Erschrecken und die lähmende Angst vor dem riesenhaft aufsteigenden Massegeist des Kollektivismus, die unbarmherzig wider die Natur des Menschen gerichtete Massendoktrin, deren niederzwingende anonyme Macht ebenso gesichtslos ist wie ihre Masken, mit einer unheimlichen Hintergründigkeit, die aus den dunklen Augenhöhlen lauert. Was Huxley in seiner Zukunftsvision von der geistvernichtenden Macht geschildert hat, die auf dem Wege ist, die ganze Menschheit in einen gleichartigen Ameisenhaufen zu verwandeln, hat Hanna Nagel in diesem Bild ganz einzigartig und unvergleichlich gestaltet. Das ist keine anklagende Gehirnkunst, sondern eine Zukunftsvision, wie sie angesichts des hereinbrechenden Zeitalters der Technik schon Goethe Alpträume bereitetete, wie z. B. die Verdrängung des schöpferischen Menschen durch den Manager. Und das hat Hanna Nagel, als ein Mensch der Gegenwart, noch viel intensiver gestaltet, so fast, daß es einem selbst am Halse würgt. Wo findet man

Vergleichbares in der Kunst unserer Tage? Wohl kaum! – Man hat den Eindruck, der kollektive Massegeist, in Gestalt jener Masken, ist im Begriff, das zu Tode erschrockene, junge Mädchen, das traditionelle Sinnbild der begnadeten, reinen Menschenseele, unaufhaltsam, wie eine Stalinorgel, niederzuwalzen, so daß man sich bei diesem Anblick unwillkürlich selbst als das nächste Opfer empfindet. Eine überwältigend suggestive Wirkung! –

Aber da ist auch das geheimnisvolle Bild des Mädchens, das mit beiden Händen das uralte Naturwunder des Baumstumpfes an ihr Herz drückt, der in der mond hellen Weihnachtsnacht Wurzeln und Blätter treibt, wie einst der Baumstumpf im Traum des Propheten Jesse – ein Naturwunder, das in den Mythen vieler Völker in Liedern und Legenden zu einem Sinnbild der Erlösung aus allen Erdenqualen geworden ist.

In Kürze erscheint im Verlag Braun ein prächtig ausgestatteter Bildband mit 80 Vierfarbtafeln und 20 Schwarzweißbildern, die das Lebenswerk der Künstlerin illustrieren. Es trägt den Titel: „**Hanna Nagel**“ – „Ich zeichne, weil es mein Leben ist.“ Textautor ist Dr. Klaus Mugdan, Direktor des Kurpfälzischen Museums in Heidelberg.

*In meinen Armen stirbt der alte Baum,
der einem Himmel seine Wurzeln gab
um Hoffnungen zu erfüllen.*

*Ich schaue auf den Mond,
den die Erde nahm.
So verliert man immer etwas.*

Irene Fischer-Nagel



Lee

In meinen Armen stirbt der alte Baum. (s. S. 81)

Wilhelm Kiefer, der Altmeister des Landschaftsessays

Gottfried Griesmayr



Wilhelm Kiefer

Spannungsvoll und wechselreich waren die Zeitläufte des am 10. Juli 1890 zu Freiburg im Breisgau geborenen Schriftstellers Wilhelm Kiefer. Der Zweiundzwanzigjährige hatte nach seinen Studien die Herausgeberschaft der Zeitschrift „Bühne und Welt“ übernommen. Auf Anhieb gelang es ihm, um dieses Organ, das er später in „Deutsches Volkstum“ umtaufte, einen Kreis bedeutender Geister zu versammeln. Der Philosoph und Nobelpreisträger Rudolf Eucken, der berühmte Altphilologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, die Dichter Hermann Burte, Gorch Fock, Walter von Molo,

Böries von Münchhausen, Friedrich Lienhard und Publizisten wie Karl Bleibtreu, Hans von Wolzon, Henry Thode, Eugen Kilian und der Maler Hans Thoma arbeiteten neben andern Autoren an seiner Zeitschrift mit.

Der Ausbruch des 1. Weltkrieges beendete vorübergehend diese literarische Tätigkeit. Der jungkonservative Patriot rückte als Kriegsfreiwilliger in ein Dragonerregiment ein und nach seiner Verwundung versetzte man ihn in die politische Abteilung der OHL. Diese Tätigkeit war der vielschichtigen Persönlichkeit Kiefers auf den Leib geschrieben. Im Grunde ist er zeitlebens nicht davon losgekommen. Politiker aus Leidenschaft, Verantwortung und Augenmaß verabscheute Wilhelm Kiefer das Parteiengestank: Er forschte nach den Grundlagen und Zusammenhängen der großen Politik, erarbeitete sie in zahlreichen Denkschriften und versuchte, seine Ziele publizistisch zu verwirklichen. Natur und Geist haben Wilhelm Kiefer nicht zum Volkstribunen, sondern zum Denker und zum „Stillen im Lande“ bestimmt. So behielt er seine militär-politische Tätigkeit auch nach dem Zusammenbruch bis 1923 bei. Dann veränderten zwei ihn tief beeindruckende Ereignisse seine politische Anschauung und auch seine Tätigkeit: der Mord an Walter Rathenau und die Begegnung mit dem Reichspräsidenten Ebert. In der von Eugen Diederichs herausgegebenen Zeitschrift „Die Tat“ sagte er sich los von der „Rechten“, der er bisher gedient.

Politiker und Publizist

Wer in seiner Jugend kein begeisterter Patriot ist, hat kein Herz. Wer als reifer Mann die Grundströmung seiner Zeit erkennt, hat kei-

nen Verstand. Kiefer war als Kriegsfreiwilliger seinem vaterländischen Antrittsgesetz gefolgt; ähnlich wie Thomas Mann, mit dem er später viele Jahre in Verbindung stand. Der Verfasser der Buddenbrooks hatte nach dem Zusammenbruch gründlich nachgedacht und das Wort vom „Antibolschewismus als der Grundtorheit unserer Epoche“ geprägt. Kiefer dachte ähnlich. Beide waren natürlich weit davon entfernt, Kommunisten zu sein oder zu werden; wohl aber wehrten sie sich gegen die Verteufelung der UdSSR. Hatten sie doch längst erkannt, daß die russische Revolution von 1917 die Weltpolitik ebenso verändern würde, wie die französische Revolution von 1789 Europa verändert hat.

Der Mord an Rathenau und der Aufstieg der NSDAP zeigten Kiefer die Gefährlichkeit des nationalistischen Lagers; mehr noch, er wußte bereits damals, was die meisten Deutschen erst nach 1945 einsahen, daß nämlich Nationalismus und der Imperialismus sich in Europa überlebt hatten. Die Begegnung mit Friedrich Ebert festigte in Kiefer die Erkenntnis. So stieg er aus dem Lager der Rechten aus, bekämpfte entschieden Hitler und warnte vor dessen Machtübernahme. Als politischer Publizist analysierte er die politische und die militärische Lage des Reiches und trat weitblickend für die Verständigung mit dem Osten ein. Als Essayist zeichnete Kiefer Landschaftsbilder und Kunstwerke auf eine unnachahmliche Art nach. Die großen Zeitungen der Weimarer Republik öffneten Wilhelm Kiefer ihre Spalten, allen voran die „Frankfurter Zeitung“, die „Vossische Zeitung“, das „Berliner Tagblatt“, die „Kölnische Zeitung“ und vor allem die „Münchener Neuesten Nachrichten“ sowie verschiedene angesehene Zeitschriften. Ende 1932 erschien in Köln sein erstes Buch „Auguste Van Dorpe“. Es fand eine glänzende Aufnahme. Hatte es doch Thomas Mann mit einem ehrenden Geleitwort ausgezeichnet, Hermann Hesse als Meisterwerk begrüßt und Wilhelm Hausenstein in der „Frankfurter Zeitung“ eingehend gewürdigt. Aber wieder beendete ein Ereignis unseres Jahrhunderts Kiefers Erfolgsweg: die Macht-

übernahme Hitlers. Der antihitlerische Publizist mußte mit seiner Frau und acht Kindern ins Exil. Von der Emigration aus setzte Kiefer seinen Widerstand fort. Führende Schweizer Zeitungen hatten ihn als Reporter an die Brennpunkte des politischen Geschehens entsandt und viele seiner Artikel wurden von der Weimarer Presse zitiert.

1946 kehrte Wilhelm Kiefer in die schwäbische Heimat seiner Frau zurück.

Mensch und Werk

Die Emigration ist endgültig, pflegt man zu sagen; meist trifft dieses harte Urteil zu. Dem Sein und Bewußtsein des Exilierten geraten zwangsläufig aus dem Gleichgewicht. Nur Geisteskraft, Willensstärke und der Mut, wieder von vorne anzufangen, vermögen einen derartigen Schicksalsschlag zu verwinden. Wilhelm Kiefer besaß diese Fähigkeiten und hatte dazu eine Frau, durch deren Seelenreichtum er sich 56 Jahre einer überaus glücklichen Ehe erfreuen durfte.

Der Heimkehrer setzte 1946 fort, womit er 1933 zwangsläufig hatte aufhören müssen; mit der Politik und dem schriftstellerischen Schaffen. Auch nach der Wiederzulassung der politischen Parteien trat Kiefer keiner bei. Dafür „konspirierte“ er, d. h. er gründete einen politischen Freundeskreis, schrieb wieder Denkschriften und trat erneut für die Aussöhnung mit Rußland ein. Seine Bemühungen blieben der Öffentlichkeit verborgen, waren aber nicht erfolglos. War es ihm doch gelungen, mit so bedeutenden Persönlichkeiten wie mit Dr. Thomas Dehler, mit Dr. Gustav Heinemann, mit dem Reichsminister a. D. Dr. A. Hermes und mit anderen fruchtbare Kontakte herzustellen. Inzwischen haben die Ostverträge Kiefers jahrzehntelange verfochtene Friedenspolitik weitgehend bestätigt. Und dann erfüllte er ein großes Anliegen seiner Frau und ging daran, ihrer beider Heimat, dem alemannisch-schwäbischen Raum ebenso mit der Feder zu vergeistigen wie er es jahrelang in

Oberbayern für die „Münchener Neueste Nachrichten“ so erfolgreich getan hatte.

Bienenfleißig und kenntnisreich schuf nun Wilhelm Kiefer in den letzten 15 Jahren Landschafts- und Städtebilder des Südweststaates, wie sie keiner vor ihm und wohl keiner mehr nach ihm hervorbringen kann. In mehreren angesehenen Zeitungen und Zeitschriften sind inzwischen mehr als 200 dieser oft einzigartigen Essays erschienen. Zu seinem 85. Geburtstag

wurden die meisten Portraits der Landschaft und der Kunst im Anton H. Konrad Verlag, Weissenhorn, als Buch veröffentlicht. Wanderer und Kunstpilger werden künftig die meisten Sehenswürdigkeiten Baden-Württembergs mit Hilfe des berufenen Cicerone und des begnadeten Meisters der Sprache genießen. Dieses Faktum dürfte für den Jubilar und Altmeister des Essays ein fortdauerndes Geburtstagsgeschenk gewesen sein.

Wie Masken tragen wir die Tage

*Und war der Abend nicht ein Mahnmal?
So sah ich doch die Sterne,
als wär ihr Fall nicht aufzuhalten.*

*Und war die Trommel einer Nacht
nicht wie schwerer Götterschritt?
O Dunkelheit, o Schmerz!*

*Verzicht erscheint dem Einsamen als Lächeln.
Die Kreise der Gefallenen verlöschen bald.
Wie Masken tragen wir die Tage.*

*Wo Fragen keine Antwort finden,
suchen wir den Rest der Tage
in hoffnungsvoller Sehnsucht zu verbringen.*

Irene Fischer-Nagel

(Gedicht zum Bild S. 80)

Johann Michael Zeyher

Schwetzingen Gartendirektor und Freund Hebels

Engelbert Strobel, Karlsruhe



Johann Michael Zeyher (1770–1843)

Die langjährige Freundschaft Johann Peter Hebels zu dem Schwetzingen Gartendirektor Johann Michael Zeyher gründete sich vorwiegend auf zwei Ursachen. Als naturverbundener Mensch besaß Hebel eine besondere Vorliebe für die Botanik. Dieses Fach hatte ihm schon sein Karlsruher Lehramtskollege Carl Christian Gmelin, der bekannte „Chrüterma vo Badewiler“, nahegebracht. Es war somit nicht weiter verwunderlich, daß er auch mit dem populären Gartenbauspezialisten Zeyher, der ebenso wie Hebel in Baden häufige Dienstreisen landauf landab unternehmen mußte, wegen des gemein-

schaftlichen Interessengebietes in engere Fühlung kam. Der zweite Grund ist darin zu suchen, daß die Frau Zeyher Maria Magdalena, eine Tochter des Basler Stadtgärtners Petersen, durch die gemeinsame Geburtsstadt Hebel heimatlich besonders verbunden war.

Geboren wurde Johann Michael Zeyher als Sohn eines Freiherrlich von Seckendorffschen Schloßgärtners am 26. November 1770 in Oberzenn bei Ansbach. Da die Eltern ursprünglich nicht die Absicht hatten, den Sohn in die beruflichen Fußstapfen des Vaters treten zu lassen, besuchte der junge Zeyher als Gast seines Großvaters mütterlicherseits, des Schloßkastellan Heller, vom zehnten bis zum dreizehnten Lebensjahr das Gymnasium zu Ansbach. Doch bald erkannte man, daß die Interessen des Knaben in eine andere Richtung gingen.

So kam Johann Michael Zeyher anschließend bei dem Ansbacher Hofgärtner Kern in die Lehre. Nebenbei übte sich der strebsame Jüngling im Privatunterricht in Geometrie, Algebra und Zeichnen. Nach beendeter Lehre wirkte Zeyher bei der Instandsetzung der Gartenanlagen des Lustschlosses Triesdorf bei Ansbach mit. Ein weiteres praktisches Betätigungsfeld eröffnete sich ihm in den Gartenanlagen von Ludwigsburg und der Solitude bei Stuttgart. Lehrer der damals bekannten Hohen Karlsschule unterrichteten ihn in höherer Mathematik, Planzeichnen, Botanik und Landschaftsgärtnerei, während General Nicolai in Ludwigsburg dem aufgeschlossenen jungen Mann unentgeltlichen Unterricht in der Landesvermessung erteilte. Doch um dem drohenden württembergischen Militärdienst zu entgehen, begab sich Zeyher nach Karlsruhe, wo er von dem Hofgärtner Friedrich Schweickardt mit dem System der

englischen Gartenanlagen vertraut gemacht wurde. Markgraf Karl Friedrich gestattete dem noch bescheiden besoldeten Zeyher nebenbei, ohne Kürzung der Bezüge, die gärtnerischen Arbeiten für den Freiherrn von Leutrum zu Nippenburg bei Vaihingen an der Enz durchzuführen. Bald danach trat Zeyher im Jahre 1792 vorübergehend in den Dienst des vermögenden Basler Patriziers Johann Rudolf Burckhardt in Kirschgarten. Diese Stelle hatte er durch Vermittlung des Basler Professors de Lachenal erhalten, einem Bekannten der verstorbenen badischen Markgräfin Karoline Luise.

Als Zeyher sich 1794 in Basel mit einer Einheimischen vermählte, hatte es den Anschein, daß er sich dort für dauernd niederlassen wollte. Betätigte er sich doch zu jener Zeit nicht nur als Betreuer des Botanischen Gartens der Universität Basel, sondern seit 1801 auch als Hofgärtner für den in Basel zum dortigen markgräflich badischen Schloß gehörenden Garten. Von Schweizer Seite wurden ihm außerdem die Anlage und Pflege einer Reihe von Gärten u. a. in St. Gallen, Solothurn, Aarau, Schaffhausen, Altstetten und Arbon übertragen.

Auf diese Weise in Praxis und Theorie entsprechend geschult, wurde Zeyher im Jahre 1804 zum Hofgärtner in Schwetzingen ernannt, nachdem sich Kurfürst Karl Friedrich in einer persönlichen Prüfung von seinen fachlichen Kenntnissen überzeugt hatte. Da kurz zuvor der bisher für die Pflege des Schwetzingener Schloßgartens verantwortliche Gartenbaudirektor Friedrich Ludwig von Sckell als Hofgartenintendant in bayerische Dienste übertreten war, eröffneten sich Zeyher schnelle Aufstiegsmöglichkeiten. So wurde er am 26. November 1805 zum Gartenbauinspektor und Mitglied der Generalforstkommision und am 27. Juni 1806 zum Gartenbaudirektor ernannt. Dieser Amtsbezeichnung konnte er noch seit 1826 den Titel eines Geheimen Hofrats beifügen. Mit dem Posten des Gartenbaudirektors waren die Aufsicht über sämtliche herrschaftlichen Gärten, die Einrichtung von Baumschulen bei den Forstämtern und die Fürsorge für die

Baumpflanzungen an allen Landstraßen verbunden.

Zusammen mit dem Heidelberger Professor der Forstwissenschaft Gatterer wandelte Zeyher das Arboretum im Schwetzingener Schloßgarten 1804–1805 in einen forst-botanischen Garten um. Der im Westen des Gartens liegende große See, der in rechteckiger Form mit großen Steinquadern ausgelegt war, erhielt 1823/24 mit Ausnahme der Ostseite von Zeyher neue, lebhaft bewegte und der Natur angepaßte Uferlinien. Nach Schleifung der Festungswerke Mannheims in den Jahren 1808–1811 versah Zeyher das neu gewonnene Gelände mit Gartenanlagen im englischen Stil. Große Verdienste erwarb sich Zeyher auch um die gärtnerische Gestaltung des Heidelberger Schloßgartens und des dortigen Karlsplatzes, die Lindenallee am Karlsruher Schloßplatz, die Anlagen um die römischen Bäder in Badenweiler, sowie die Eichenallee und die Anlagen bei der Trinkhalle in Baden-Baden.

Doch nicht nur im Großherzogtum Baden, sondern auch in den angrenzenden anderen deutschen Ländern schätzte man das fachmännische Können Zeyhers. Auf Wunsch des Großherzogs von Hessen schuf bzw. änderte er verschiedene Anlagen in und bei Darmstadt (Herrengarten, Palaisgarten und Rosenhöhe), den Wolfsgarten bei Langen und bemühte sich um die gärtnerische Gestaltung der Umgebung von Jugenheim an der Bergstraße. Von sonstigen namhaften Aufträgen seien nur genannt: Die Arbeiten auf dem Leiningischen Besitztum in Heidesheim bei Grünstadt (Pfalz) und die vom Dalbergschen Gut zu Herrnsheim bei Worms.

Für die Ableitung zweier Sümpfe nahe bei der Stadt und die Schaffung einer Art Gewerbeschule verlieh ihm die Gemeinde Schwetzingen das Ehrenbürgerrecht. Allein und auch zusammen mit anderen Fachleuten veröffentlichte Zeyher mehrfach beschreibende Verzeichnisse über den Pflanzenbestand des Schwetzingener Schloßgartens.

Als sein Freund Johann Peter Hebel am 22. September 1826 während eines Besuches bei Zeyher vom Tod ereilt wurde, ließ dieser ihm im folgenden Jahre einen schlichten Grabstein errichten, der 1859 durch ein mit einem Brustbild Hebels geschmückten Denkmal ersetzt wurde. Dieses Denkmal verblieb an der gleichen Stelle, obwohl man 1870 den Friedhof an einen anderen Platz verlegte.

Da Zeyhers Frau bereits 1837 gestorben war, bestimmte der Kinderlose testamentarisch sein Vermögen für mildtätige Zwecke. Wie seinen

Personalakten zu entnehmen ist, starb Johann Michael Zeyher am 23. April 1843 an „Brustwassersucht“. Man erzählt sich, daß der Sterbende sich noch einmal habe im Schwetzingen Schloßgarten herumfahren lassen, um Abschied von seiner langjährigen Wirkungsstätte zu nehmen.

Das Bild von Zeyher ist die Kopie einer Lithographie von Hermann Eichens. Dieser benützte als Vorlage das Gemälde eines unbekanntes Malers, das sich im Besitze der Stadtgemeinde Schwetzingen befindet.

Adam Ignaz Heunisch

Vater der Statistik in Baden

Engelbert Strobel, Karlsruhe



Adam Ignaz Heunisch (1786–1863)

Foto: Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe

Jedem, der sich mit unserer Heimatgeschichte eingehend befaßt, ist der Name Adam Ignaz Heunisch zu einem festen Begriff geworden. Eine große Anzahl vorwiegend in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erschienener badischer statistischer Werke, Atlanten und Kalender verdanken Heunisch ihre Entstehung, so daß man ihn mit vollem Recht als den Vater der Statistik in Baden bezeichnen kann. Als Sohn eines Kanzleisekretärs am 16. Oktober 1786 in Ettlingen geboren, besuchte Adam Ignaz Heunisch in Baden-Baden das Lyzeum, da seine Vaterstadt zwischen 1773 (Schließung

der Jesuitenschule) und 1808 (Gründung der Bürgerschule) keine höhere Schule besaß. In Baden-Baden gehörte u. a. auch der bekannte Pädagoge Joseph Loreye zu seinen Lehrern. Am 4. Januar 1804 richtete der Vater Heunisch an die damalige kurfürstliche badische Regierung ein Gesuch, seinen Sohn beim Oberamt oder der Stadt- und Amtsschreiberei zu Baden(-Baden) die Schreiberei erlernen zu lassen. Die vom kurfürstlichen Hofrat daraufhin angesetzte Prüfung durch den Stiftspropst und Gymnasiumsdirektor Hoffmann in Baden fiel jedoch nicht zur vollen Zufriedenheit aus, weshalb das Gesuch schließlich abgelehnt wurde. Da die Geldmittel nicht ausreichten, um sein danach an der Universität Heidelberg begonnenes Studium fortzusetzen, begann der knapp neunzehnjährige Heunisch sich als Musiker und Abschreiber von Musikstücken recht und schlecht durchzuschlagen. Anschließend betätigte er sich als Sekretär und endlich sogar als Direktor eines kleinen Theaters. Nebenbei suchte er durch philosophische Studien in Bamberg und Würzburg seinen allgemeinen Bildungsstand zu verbessern, bis ihn die Belagerung der letztgenannten Stadt im Jahre 1813 veranlaßte, wieder in die Heimat zurückzukehren.

Hier erwiesen sich die akute Bedeutung militärischer Operationen für ihn als ein glücklicher Umstand, kam er doch hierbei zunächst als Lohn- und Hilfsschreiber beim Kriegsministerium an. Schon 1814 bekleidete er dort in der Eigenschaft eines Zivilbeamten den Posten eines Kanzlisten, wurde 1819 zum Ministerialrevisor, 1822 zum Direktor der „Militär-Brod-Regie“, 1833 zum Oberrevisor und zuletzt 1841 zum Kanzleirat und Kriegskommissär beför-

dert. Nach seiner Zuruhesetzung siedelte Heunisch nach Baden-Baden über und starb auch dort am 4. März 1863.

So sehr Adam Ignaz Heunisch auch als tüchtiger und fleißiger Beamter allgemein geschätzt wurde, in der breiteren Öffentlichkeit wurde er damals erst durch seine historisch-geographisch-topographischen Statistiken Badens bekannt, die ihm auch als Zeichen äußerer Anerkennung eine Ehrenmedaille der französischen Gesellschaft allgemeiner Statistik zu Paris einbrachten.

Als erste größere Abhandlung erschien im Jahre 1815 seine „Statistisch-diplomatische Tabelle von Europa“. Nach einem „Historischen Cyklus des Großherzogthums Baden“ und einer „Kleinen Geographie und Statistik von Baden“ folgte 1833 seine „Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Großherzogthums Baden nach den Bestimmungen der Organisation vom Jahre 1832“.

Weitere Kreise wurden auf ihn aufmerksam, als Adam Ignaz Heunisch 1836 in dem in Stuttgart herausgekommenen mehrbändigen Werk „Der Erdball und seine Völker“ in den beiden ersten Heften eine mit 90 Abbildungen versehene Beschreibung des badischen Landes verfaßte. Im

nächsten Jahr kam sein „Handbuch für Reisende im Großherzogthum Baden“ heraus und nach einer größeren Pause erschien dann 1857 mit Unterstützung des bekannten Geschichtsforschers Dr. Joseph Bader sein letztes großes Werk „Das Großherzogthum Baden, historisch, geographisch, statistisch, topographisch beschrieben“.

Daneben befaßte sich Heunisch noch mit der Herausgabe von Geschäftskalendern, sowie Taschen- und Schulatlanten, die zum Teil beachtenswerte Auflageziffern erreichten. Noch in seinen letzten Lebensjahren hatte der ewig Unermüdliche eine Untersuchung über die Veränderung der Wertverhältnisse in Europa fertiggestellt, die zwar nicht mehr zur Veröffentlichung kam, deren Manuskript jedoch – heute im Besitze des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe – erhalten geblieben ist.

Wenn auch die statistischen Arbeiten Adam Ignaz Heunischs durch die spätere Entwicklung natürlich bei weitem überholt sind, so stellen sie trotzdem auch heute noch für den Heimatforscher bei der Erschließung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine wertvolle und nicht zu unterschätzende Fundgrube dar.

Karl Eduard Morstadt

„Enfant terrible“ der Universität Heidelberg

Engelbert Strobel, Karlsruhe



Karl Eduard Morstadt (1792–1850)

Wenn in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Professor der Rechtswissenschaft und Nationalökonomie Karl Eduard Morstadt zu den Heidelberger Hochschullehrern gehörte, die damals vorwiegend im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses standen, so verdankte er dies weniger seinen fachlichen Kenntnissen und seiner wissenschaftlichen Befähigung als der ungewöhnlichen Art seines Vortrags im Hörsaal und der Vielzahl seiner polemischen Veröffentlichungen. In fast immerwährendem Streit mit seinen juristischen Fachkollegen liegend, benutzte Morstadt häufig seine Vorlesungen dazu, um die anderen Do-

zenten und deren Arbeiten – zur Schadenfreude seiner stets zahlreichen jugendlichen Zuhörer – einer an Sarkasmus grenzenden kritischen Betrachtung zu unterziehen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß die Akten der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg sich mit den Beschwerden der Angegriffenen füllten, zumal diese Auseinandersetzungen nicht nur im Rahmen der Hochschule, sondern auch durch gelegentliche Artikel in der Presse in aller Öffentlichkeit ausgetragen wurden. Staatsminister Ludwig Winter hatte bis zu seinem frühen Tode oft große Not, die „Unüberlegtheiten“ seines Vettters wieder einigermaßen „auszubügeln“. Morstadt selbst gefiel sich in der Rolle, bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Hecht im Karpfenteich zu spielen. Als Sohn des großherzoglichen Hoffouriers Georg Michael Morstadt und dessen Gemahlin Friderike Jakobina geb. Pastart wurde Karl Eduard Morstadt am 7. April 1792 in Karlsruhe geboren. In Freiburg erwarb er im August 1812 an der Universität den juristischen Doktorgrad. Seine folgende Tätigkeit als Rechtsanwalt in Karlsruhe war nicht von langer Dauer, da er bereits im Herbst 1815 die erstrebte Privatdozentenstelle innerhalb der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg erhielt. Morstadt, dessen Interessen sehr vielseitig waren – erstreckte sich doch der Rahmen seiner Vorlesungen vom Zivilprozeß über Staats-, Völker- und Kirchenrecht bis zum Handelsrecht – wurde am 5. Februar 1819 mit einer außerordentlichen Professur betraut. Von diesem Zeitpunkt an begann aber nun für ihn ein jahrzehntelanger hartnäckiger Kampf um die Würde eines ordentlichen Professors, bei dem er sich allerdings wenig geeigneter Mittel be-

diente, so daß er 1824 sechs Monate in „Krankheitsurlaub“ gehen mußte. Darüber hinaus waren sogar Bestrebungen im Gange, ihn als geisteskrank zu erklären und zu entlassen. Im Jahre 1834 wurde der Historiker Fr. Christoph Schlosser als damaliger Dekan der „neutralen“ philosophischen Fakultät beauftragt, gegen Morstadt wegen „Schmäh- und Trunksucht“ ein Verfahren einzuleiten, das aber schließlich doch im Sande verlief.

Trotz aller dieser Umstände und Schwierigkeiten erreichte endlich Morstadt, zusammen mit seinem Fachkollegen Zöpfl, am 4. November 1842 das lang erstrebte Ziel. Doch auch jetzt begannen die Differenzen und gegenseitigen Reibereien nicht abzureißen. Ein scharfer Angriff Morstadts im „Heidelberger Journal“ vom 20. Januar 1847 auf den bekannten Juristen Mittermaier begegnete so allgemeiner Ablehnung, daß sich Morstadt gezwungen sah, die kurz zuvor übertragene Dekanatswürde der juristischen Fakultät wieder zur Verfügung zu stellen. Wegen Teilnahme an einem „revolutionärem Protestmarsch“ einer Studentengruppe im Sommer 1848 nach Neustadt in der Pfalz und wegen seiner 1849 erschienenen polemischen Schrift „Inquisition auf den Rattenkönig-Spuk in Heidelberg“ gegen den Literaturhistoriker

Gervinus in neue Verfahren verwickelt, starb Morstadt, der weder seine noch seiner Mitmenschen Nerven geschont hatte, völlig unerwartet am 10. Januar 1850. Bei seinem Begräbnis war die Universität Heidelberg lediglich durch den Prorektor und den amtierenden Dekan der juristischen Fakultät vertreten.

Zu seiner um acht Jahre jüngeren Schwester, der berühmten Schauspielerin Amalie Haizinger, stand Morstadt zwar im allgemeinen in gutem Einvernehmen, doch selbst sie war vor seiner Spottlust nicht völlig sicher. Zahllos waren die Anekdoten, die noch lange Jahre nach seinem Tode um die Person Morstadts in Studentenkreisen kursierten. So äußerte er z. B. über eine Veröffentlichung Mittermaiers: „Hier habe ich ein Buch, meine Herren, das man seiner Schlechtigkeit wegen für ein Werk von Zöpfl halten sollte, aber Mittermaier ist der Verfasser“. Ein anderes Buch desselben Kollegen kritisierte er: „Ich werfe dasselbe an die Wand, was daran gut ist, bleibt hängen“. Um so größer war seine Achtung vor den eigenen Leistungen, bezeichnete er doch einmal in einer Eingabe seinen Fleiß als „gigantisch“ und seine Arbeiten als „kolossal“. Angesichts dieser Veranlagung war es nur zu begreiflich, daß zeitlebens die Zahl der Gegner Morstadts weitaus größer war als diejenige seiner Freunde.

Franz Karl Grieshaber

Bedeutender Altphilologe und Germanist

Engelbert Strobel, Karlsruhe



Franz Karl Grieshaber (1798–1866)

Im vergangenen Jahrhundert standen die klassische Philologie und veranlaßt durch die Bewegung der Romantik die Beschäftigung mit der altdeutschen Literatur hoch im Kurs. Einer der Gelehrten, die beide Wissensgebiete geschickt miteinander zu verbinden verstanden, war der Rastatter Gymnasialprofessor Franz Karl Grieshaber. Der umfangreiche literarische Freundeskreis, dem Grieshaber angehörte, deutet darauf hin, daß er eine wissenschaftlich universelle Natur war. Lediglich die Verpflichtungen der Schule und seine gesundheitliche Anfälligkeit setzten ihm hier zu seinem großen Kummer gewisse Grenzen. Durch seinen Leh-

rer und Freund, den bekannten Freiburger Theologen Johann Leonhard Hug, bekam Grieshaber engere Fühlungnahme mit keinem Geringeren als Josef Freiherr von Laßberg und durch diesen wieder mit Leuten wie Georg Friedrich Creuzer, Franz Josef Mone, Franz Pfeiffer, Gustav Schwab, Ludwig Uhland und anderen Gelehrten.

Am 12. Dezember 1798 erblickte Franz Karl Grieshaber in Endingen als Sohn des dort amtierenden Physikus und dessen Ehefrau Maria Franziska geb. Pino das Licht der Welt. Nach anfänglichem Schulbesuch in Endingen und Breisach legte der Jüngling schließlich am Gymnasium in Freiburg die Reifeprüfung ab. Sein Studium auf der Freiburger Universität in Theologie und Philosophie dehnte er auf Anraten von Hug auch auf die klassische und deutsche Philologie aus. Im Jahre 1820 bestand er die vorgeschriebene Konkursprüfung für den Lehrberuf und wurde am 22. September 1821 zum Priester geweiht. Seine erste Bestallung vom 22. Oktober 1821 als Aushilfslehrer am Freiburger Gymnasium wurde am 13. Januar 1825 durch eine definitive Anstellung abgelöst. Da Grieshaber häufig unter Gesichtskrämpfen litt, die sich übrigens in späteren Jahren noch stärker bemerkbar machten, sah man davon ab, ihn zum Nachfolger des bisherigen Präfecten Heinrich Schreiber zu ernennen.

Aus diesem Grunde wurde Grieshaber am 23. November 1826 an das Rastatter Gymnasium versetzt, das damals unter der Leitung des bekannten Pädagogen Josef Loreye einen ausgezeichneten Ruf genoß. Zu Loreye, der ihm in geistiger Beziehung nahe stand, hatte Grieshaber ein gutes Verhältnis. Als dieser 1840 in den Ruhestand trat, scheint Grieshaber stark darunter gelitten zu haben, daß man ihn nicht zu des-

sen Nachfolger ernannt hatte. Jedenfalls spiegeln seine Personalakten die auffkommenden häufigen Differenzen mit dem neuen Direktor Scharpf wider. Als Grieshaber im November 1840 wegen mangelnder Gesundheit darum bat, sein Deputat von 11 Unterrichtsstunden auf 7 Stunden zu kürzen, wurde dieser Antrag zunächst abgelehnt.

Erst ein Gesuch von 22 (!) Seiten an das Ministerium vom 19. Dezember 1840 brachte den gewünschten Erfolg. Daß seine Bitte nicht ganz unberechtigt war, ersehen wir aus der Tatsache, daß Grieshaber in Rastatt immerhin die Lehrfächer: Latein, Griechisch, Religion, Hebräisch, Rhetorik und deutsche Literatur wahrzunehmen hatte. So besitzt die Universitätsbibliothek Freiburg eine umfangreiche sechsbändige Sammlung von Aufsätzen aus den Jahren 1827–1835, welche am Rastatter Gymnasium von Schülern Grieshabers auf dem Gebiete der Poetik und Rhetorik angefertigt wurden.

Am 12. Oktober 1845 beantragte Grieshaber beim Innenministerium, ihn von den zusätzlichen gottesdienstlichen Verpflichtungen wegen seiner zunehmenden Krämpfe zu entbinden. Dem Gesuch lag ein entsprechendes Attest des Rastatter Physikus Dr. Harsch bei. Eine Stellungnahme des erzbischöflichen Ordinariats vom 24. Oktober 1845 – mitgeteilt durch den Rastatter katholischen Stadtpfarrer und Schulkommissär Buchdunger – untersagte Grieshaber wegen dieses Leidens die Vornahme gottesdienstlicher Handlungen in der Öffentlichkeit. Grieshaber erklärte sich bereit, dafür eine entsprechende Anzahl von Lehrstunden zu übernehmen. Zum Jahreswechsel 1845/46 erwog man einen Stellentausch zwischen Grieshaber und dem Freiburger Lyzeumsprofessor Eisenrein, doch scheiterte dies an der Tatsache, daß beide verschiedene Lehrfächer vertraten.

Welchen Ansehens sich Grieshaber, der 1847 zum Geistlichen Rat ernannt worden war, in Rastatt erfreuen konnte, erkennen wir daraus, daß am 4. Oktober 1850 der dortige Stadtrat beschloß, dem verdienten Lehrer das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Grieshaber vermachte

gleichsam als Dankesgabe dafür dem Rastatter Spital am 23. Juli 1851 den Betrag von 2000 Gulden.

Da die Krampfanfälle sich zu häufen begannen und sein Verhältnis zum Direktor des Gymnasiums ein recht gespanntes blieb, bat Grieshaber in einem persönlichen Schreiben vom 9. Februar 1851 Großherzog Leopold um seine Pensionierung. Im gleichen Sinne richtete er am 25. März 1851 ein erneutes Gesuch an das Innenministerium, in dem wir u. a. lesen können: „Eher will ich Kartoffeln in Ehre, als Pasteten – die übrigens im Lehrerstand ziemlich lang auf sich warten lassen – in Unehre essen. Und diesen Grundsatz teilen, scheint es, auch noch viele Andere mit mir. Darum will sich auch seit langer Zeit kein aufsprendendes Talent geistlichen Standes mehr dem Lehrberuf an Mittelschulen zuwenden“. Doch da Großherzog Leopold, der Grieshaber sehr schätzte, ihn bat, den Pensionierungsantrag zurückzunehmen, willfahrte Grieshaber schließlich dieser Bitte seines Landesherren mit einem Schreiben an das Innenministerium vom 8. Juli 1851.

Die gesundheitlichen Störungen wurden allerdings mit der Zeit immer fühlbarer und so mußte Grieshaber zu Jahresbeginn 1857 wegen Dienstunfähigkeit einen sechsmonatigen Urlaub antreten. Da keine entscheidende Besserung seines Zustandes eintrat, bat endlich Grieshaber am 24. August 1857 den Oberstudienrat – eine Behörde, die ungefähr dem heutigen Oberschulamt entspricht – um die Versetzung in den Ruhestand. Diesmal wurde dem Gesuch rasch entsprochen, und so erfolgte nach rund 36jähriger Lehrtätigkeit am 28. September 1857 seine endgültige Pensionierung.

Literarisch ist Grieshaber mehr durch verschiedene Studien zum deutschen Altertum, deutsche und lateinische Gedichte, kunstgeschichtliche heimatliche Beiträge und Gelegenheitschriften als durch grundsätzliche Monographien hervorgetreten. Hierzu ließ ihm die Tätigkeit in der Schule doch zu wenig Zeit. Genannt seien hier nur einige Sammlungsveröf-

fentlichungen wie „Vaterländisches aus dem Gebiet der Literatur, der Kunst und des Lebens“ (1842), „Deutsche Predigten des 13. Jahrhunderts“ (1844–1846), „Oberrheinische Chronik“ (1850) und eine Publikation von Predigtbruchstücken (1856). Sie gaben meist Einführungen in den Inhalt und die Sprache neuentdeckter mittelalterlicher Texte. Eine Reihe der kleineren Veröffentlichungen waren schulischen Vorkommnissen und bestimmten Lyzeumskollegen gewidmet.

Nach seiner Zuruhesetzung übersiedelte Franz Karl Grieshaber im Jahre 1860 nach Freiburg. Hier starb er auch am 20. Dezember 1866. Der größere Teil seiner etwa 3300 Bände umfassenden Bibliothek vermachte Grieshaber der Universität Freiburg. Einen kleineren Teil überließ er dem Rastatter Gymnasium. Seine umfangreiche Kunstsammlung, vorwiegend bestehend aus Ölgemälden, Kupferstichen, Lithographien und Münzen, wurde 1867 in Freiburg versteigert.

Ferdinand Simon Gaßner

Musik- und Chordirektor am Karlsruher Hoftheater

Engelbert Strobel, Karlsruhe



Ferdinand Simon Gaßner (1798–1851)

Foto: Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe

Wie an vielen deutschen Fürstenhöfen standen auch in der badischen Residenzstadt Karlsruhe im 18. und 19. Jahrhundert Hoftheater und Hofmusik im Mittelpunkt des kulturellen Lebens. Auch das badische Fürstenhaus verstand es immer wieder, zu diesem Zwecke geeignete Persönlichkeiten nach Karlsruhe zu verpflichten.

So war zu Beginn des vorigen Jahrhunderts auch die Gaßnersche Familie aufs engste mit dem Großherzoglichen Hoftheater in Karlsruhe verknüpft. Der Vater Simon Gaßner (geboren

1755 in Steinberg in Tirol) kam im Jahre 1808 auf Veranlassung Oberbaudirektors Friedrich Weinbrenner als Hoftheatermaler in die badische Residenz. Nach dem Tode Gaßners im Jahre 1816 übernahm dessen ältester Sohn Friedrich Gaßner den Posten seines Vaters. Bei der testamentarischen Erbteilung (1816) wurde dann Friedrich verpflichtet, bis zur Volljährigkeit seines jüngeren Bruders, des Violinisten Ferdinand Simon Gaßner, diesen finanziell zu unterstützen.

Ferdinand Simon Gaßner wurde am 6. Januar 1798 in Wien geboren. Als die Familie nach Karlsruhe übersiedelte, ließ der Vater den Jungen zunächst das Gymnasium besuchen, entschloß sich jedoch, als er Talent und Neigung seines jüngeren Sohnes erkannt hatte, ihn ausschließlich zum Musiker ausbilden zu lassen. Der begabte Jüngling wurde – nachdem er seine Begabung und Veranlagung unter Beweis gestellt hatte – gegen ein Wartegeld, das sich später auf 100 Gulden erhöhte, im Jahre 1812 als Anwärter (Accessist) in der Hofkapelle angestellt. Den ersten Kompositionsversuchen des jungen Musikers entstammte eine Operette, „Der Schiffbruch“ genannt.

Kurz nach dem Tode seines Vaters erhielt Ferdinand Simon Gaßner im Jahre 1816 als Violinist eine Verpflichtung an das neu eingerichtete Nationaltheater in Mainz. Dort wurde er schon wenige Wochen danach zum Chorrepetitor und stellvertretenden Kapellmeister befördert. Der Musiktheoretiker Gottfried Weber, bei dem sich Gaßner weiter schulte, vermittelte ihm die Stellung eines Universitätsmusikdirektors in Gießen, wo der strebsame junge Mann, der jede Gelegenheit zur Weiterbildung wahrnahm, im Jahre 1819 sogar den philosophischen Doktor-

grad erwarb. In Gießen hielt Gaßner als Privatdozent 6 Jahre lang Vorlesungen über Theorie und Geschichte der Musik. Nebenbei kam unter seiner Schriftleitung 1822 bis 1831 eine Zeitschrift „Der musikalische Hausfreund“ heraus. Nachdem er in der hessischen Universitätsstadt solche Erfolge erzielt hatte, war es nur zu verständlich, daß man ihn im Jahre 1826 gerne wieder als Mitglied an die Karlsruher Hofkapelle berief. 1829 erfolgte seine Ernennung zum Gesanglehrer und ein Jahr darauf zum Musik- und Chordirektor am Hoftheater. Bereits im ersten Jahr seines Wiederauftretens in Karlsruhe rief Gaßner einen Instrumentalverein ins Leben, der sich später in den „Harmonieverein“ und den „Cäcilienverein“ aufspaltete. Weniger Glück scheint Gaßner mit seinen Kompositionen gehabt zu haben. Von diesen scheinen nur die Kantate „Die Auferweckung des Jünglings in Nain“ und dann das Ballett „Die Müller“ mehrere Aufführungen erlebt zu haben, während eine Oper „Das Ständchen“ zu seinem Leidwesen ziemlich unbekannt blieb.

Umso erfolgreicher war Gaßner als Musikschriftsteller. Hier kam ihm seine Gießener Dozentenzeit sehr zustatten. So veröffentlichte er mehrere Lehrbücher für den Musikunterricht und wirkte als Mitarbeiter an G. Schillings „Universalexikon der Tonkunst“ (erschieden 1842 und 1849) mit. Auch betätigte er sich erneut als maßgebender Schriftleiter eines Fachorgans. Erschien doch unter seiner Redaktion von 1840 bis 1847 die damals ziemlich verbreitete „Zeitschrift für Deutschlands Musikvereine und Dilettanten“.

Mitten in seinem Schaffen, das für die Zukunft noch ein längeres segensreiches Wirken zu versprechen schien, traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag. Da Ferdinand Simon Gaßner im Jahre 1848 an einer Hirnhautentzündung erkrankte, deren Folgen ihm keine weitere berufliche Tätigkeit mehr gestattete, mußte er 1850 notgedrungen um seine Zuruhesetzung nachsuchen. Ein sich wiederholender Schlaganfall erlöste den Leidgeprüften schließlich am 25. Februar 1851 vom irdischen Dasein.

Friedrich Theodor Fischer

Ein Meisterschüler Weinbrenners

Engelbert Strobel, Karlsruhe



Friedrich Theodor Fischer (1803–1867)

Als im Frühjahr 1833 Spitzhacken und Preßluftbohrer der Ruine des in den Jahren 1831–1833 entstandenen Karlsruher Pfründnerhauses am Mühlburger Tor zu Leibe gingen, verschwand damit einer der frühesten und bemerkenswertesten Bauten des Karlsruher Spätklassizisten und gelehrigen Weinbrennerschülers Friedrich Theodor Fischer. In der badi-schen Residenzstadt, wo Fischer am 8. September 1803 als Sohn des Baumeisters Johann Christoph Theodor Fischer und dessen Gemahlin Maria Magdalena geb. Francard zur Welt kam, verbrachte er den größten Teil seines Lebens; hier ist er auch dann im Jahr 1867 gestorben.

Die humanistischen Grundkenntnisse erwarb sich der Junge auf dem Lyzeum seiner Heimatstadt Karlsruhe, die eigentliche mathematische Ausbildung erhielt er auf der Ingenieurschule. Von 1812 bis 1824 besuchte Fischer die bekannte Bauschule Friedrich Weinbrenners. Als einer der begabtesten Schüler der obersten Klasse wurde er schon 1823 zu Schreib- und Zeichenarbeiten bei der Baudirektion herangezogen. Der strebsame junge Mann fand später auch als Bauführer beim Bau der Karlsruher Münze Verwendung.

Bei dieser guten theoretischen und praktischen Ausbildung war es kein Wunder, daß Friedrich Theodor Fischer im Herbst des Jahres 1826 die vorgeschriebene Staatsprüfung für das Baufach mit der Note „vorzüglich befähigt“ ablegte. Zur weiteren fachlichen Schulung besuchte er anschließend auf einer Auslandsreise die Ateliers von Huot und Gau in Paris. Von hier wandte er sich durch Südfrankreich nach Italien, um vor allem in Florenz, Rom und Pompeji in zweieinhalbjährigem Aufenthalt die dortigen antiken und auch modernen Bauwerke zu studieren.

Voll reicher Eindrücke in die Heimat zurückgekehrt, wurde Fischer zunächst aushilfsweise bei der Baudirektion in Karlsruhe beschäftigt. In dieser Zeit entstand als sein erster größerer und selbständig ausgeführter Bauauftrag das obenerwähnte Pfründnerhaus. Damit hatte er auch für die vorgesetzte Dienstbehörde seine Befähigung unter Beweis gestellt. Deshalb betraute man ihn unterm 12. März 1833 als Dienstverweser mit der durch den Tod von Baumeister Thiery verwaisten Bauinspektion Heidelberg. Dort lernte er im benachbarten Rohrbach die Wirtstochter Elise Wilhelmine

Mampel kennen, mit der er sich am 25. August 1836 vermählte und die ihm in glücklicher Ehe vier Töchter schenkte.

Inzwischen wurde Fischer am 30. Dezember 1835 zum Bauinspektor in Karlsruhe ernannt. Rund neun Jahre später erfolgte am 19. Dezember 1844 seine Beförderung zum Baurat und schließlich am 12. Mai 1855 zum Oberbaurat. Neben verschiedenen Um- und Neubauten in jenen zwei Jahrzehnten wie beispielsweise Torhäuser und ein Gasthaus an der Maxauer Brücke, das Karlsruher Lyzeum, das Gartenschlößchen der Großherzogin Sophie und Erneuerungsarbeiten am Schloß Eberstein bei Gernsbach, war es vor allem die umfangreiche Renovation des Neuen Schlosses in Baden-Baden, die Fischer im Auftrage des Großherzogs Leopold von 1843 bis 1847 mit einem Kostenaufwand von 185 803 Gulden durchführte.

Als Nachfolger des erkrankten und bald darauf verstorbenen Friedrich Eisenlohr wurde Friedrich Theodor Fischer unterm 30. Januar 1855 Vorstand der Bauschule des Polytechnischen Instituts, der späteren Technischen Hochschule und heutigen Universität. An dieser Lehranstalt scheint aber das Verhältnis zu seinem jüngeren, aus Durlach stammenden Kollegen Jakob Hochstetter kein ungetrübtes gewesen zu sein, wie es jedenfalls den Personalakten des Letzteren zu entnehmen ist. Fischers Hauptarbeiten

in dieser Epoche seines Wirkens, die von mehreren Auslandsfahrten unterbrochen wurden, gehörten jetzt überwiegend der Technischen Hochschule, so z. B. der Errichtung der Maschinenbauschule und der Erweiterung des Hauptgebäudes an der Kaiserstraße.

Nach dem Tode von Friedrich Hübsch im Frühjahr 1863 übernahm Fischer zunächst vertretungsweise die Dienstgeschäfte des Verstorbenen, bis er schließlich am 16. April 1864 – unter gleichzeitigem Ausscheiden aus dem Lehrkörper der Bauschule – zum Baudirektor ernannt wurde und damit an die Spitze des badischen Bauwesens trat.

Friedrich Theodor Fischer, der bereits 1855 Ehrenmitglied des Karlsruher und 1860 des Schweizer Architektenvereins geworden war, wurde im Jahre 1865 zum Ehren- und korrespondierenden Mitglied des „Royal Institute of British Architects“. Seines neuen Amtes als Baudirektor sollte sich allerdings Fischer nicht allzu lange erfreuen dürfen. Noch besuchte er im September 1867 – unternehmungslustig wie immer – die Pariser Weltausstellung. Doch schon wenige Wochen später zog er sich eine ernsthafte Erkältung zu, der er überraschenderweise nach nur zwölf-tägigem Krankenlager am 14. November 1867 im Alter von 64 Jahren erlag.

Paul Müller

Zum 100. Geburtstag des Karlsruher Staatsschauspielers (1876–1964)

Franz Josef Wehinger, Karlsruhe



*Der Karlsruher Staatsschauspieler Paul Müller
(1876–1964)*

„Paul Müller – ein warmer Glanz umleuchtet diesen Namen. Denn er, der den Namen trug, barg echte Menschenliebe in seinem Herzen. Eine Menschenliebe, die sich nicht nur in seiner Lebenshaltung offenbarte – die ihn auch letztlich seinen Beruf finden ließ. Hat doch dieser Beruf den Menschen, einzig den Menschen in seiner Vielfalt als Gegenstand geistig-seelischen Wirkens. So wurde Paul Müller, der lebenswerte Mensch, ein wahrhaft Berufener seines Standes, ein Künstler, dem unsere Verehrung

galt und gelten wird.“ Mit diesen Worten dankvollen, bewundernden Gedenkens nahm 1964 Felix Baumbach, in den Jahrzehnten von 1921 bis 1944 als Karlsruher Oberspielleiter „Chef“ und Freund des beliebten Künstlers, Abschied von seinem verstorbenen Staatsschauspieler-Kollegen. Die beiden Künstler, dem gleichen Jahrgang angehörend, hatten im Karlsruher Hof-, Landes- und Staatstheater ungewöhnlich lange Zeit gemeinsam wirken dürfen – Felix Baumbach von 1901 bis 1951! (Vgl. „Ekkhart“-Jahrbuch 1973, S. 165–172.)

Wie hatten Paul Müllers künstlerische Wege begonnen? Ganz profan, wie er in seinen in den fünfziger Jahren veröffentlichten Erinnerungen berichtete: „Tagsüber klemmte ich zwischen Ölfässern und Erbsensäcken – abends schwang ich mich mit meiner Sehnsucht frei empor zu Goethe, Schiller, Lessing. In meinem Kämmerlein hoch droben im fünften Stock lernte ich nachts die Klassiker und deklamierte so laut und andauernd, bis man von unten energisch gegen die Decke klopfte“, schrieb er über die Jahre seiner kaufmännischen Lehre, den Umweg vor dem stets erstrebten Ziel, der Bühne.

Am 21. Juni 1903 begann dann die Bühnenlaufbahn – als Jugendlicher Liebhaber am Kurtheater Bad Harzburg. Es folgten u. a. die Stadttheater Eisenach, Stettin und Iserlohn, das „Deutsche Theater“ in der Heimatstadt Hannover und das „Kleine Theater“ in Berlin. Mit vielen Trägern berühmter Namen stand Paul Müller in jenen Jahren auf der Bühne, unter ihnen Max Adalbert, Albert Bassermann, Paul Bildt, Emil Jannings, Fritz Odemar, Paul Otto, Agnes Sorma, Irene Triesch, Gustav Waldau, Paul Wegener. Auslandsgastspiele und Filmangebote hatte er ablehnen müssen, weil seine Direktoren den Vielbeschäftigten nicht freigaben,

ihn aber dafür mit noch schöneren Rollen entschädigten.

1915 wurde Paul Müller von Geheimrat Dr. August Bassermann an das Großherzogliche Hoftheater der badischen Residenz Karlsruhe verpflichtet, die ihm für fast fünfzig Jahre zur zweiten Heimat wurde.

Am 12. September jenes Jahres stand Paul Müller zum ersten Male auf der Karlsruher Bühne – in der Tenorbuffo-Partie des Bronio von Poppiel in Oskar Nedbals Operette „Polenblut“. „Alles gut gegangen. Bin glücklich. Sei umarmt“, schrieb er seiner wegen der unruhigen Kriegszeiten vorläufig in Berlin mit dem dreijährigen Sohn Hans zurückgebliebenen Frau Rosel, seiner ersten Partnerin am „Deutschen Theater“ in Hannover, die ihm in 53jähriger Ehe bis zum Tod ihres Mannes treu sorgend, nimmermüde zur Seite stand, ganz besonders auch in den Jahren der Beschwerden des Alters.

Über das 1853 von Heinrich Hübsch auf dem Karlsruher Schloßplatz erbaute Großherzoglich-badische Hoftheater sagte Paul Müller in seinen Bühnenerinnerungen: „Ein Theater, wie ich es liebte. Rot, Weiß und Gold. Satte Farben, gedämpftes Licht, festlich, feierlich, vornehm, ruhig. Nichts störte in diesen Räumen, alles führte zur Sammlung, zum Besinnen auf das Wesentliche, auf den Geist des Kunstwerks. Diese alten Theater hatten bei manchen Mängeln das unbestreitbar Gute: man fand darin das Bleibende, das Verbundensein, einen Hauch Ewigkeit. In modernen Bauten lenkt so vieles ab, es flimmert und flackert, es fehlt das stille Leuchten.“

Wollte man die Fülle der so gegensatzreichen Bühnengestalten Paul Müllers – es waren einige hundert – auch nur aufzählen, man würde Seiten dazu brauchen. Er war in etlichen Fächern und Bühnensparten unvergeßlich tätig. Vor seiner Karlsruher Zeit wirkte er als Jugendlicher Liebhaber und Naturbursche, Jugendlicher Held, Konversations-Liebhaber, Jugendlicher Bonvivant und Charakterspieler! Aus jener Epoche seines Bühnenwirkens seien wenigstens

genannt: der Franz Moor in den „Räubern“, der Sekretär Wurm in „Kabale und Liebe“, der Derwisch in „Nathan der Weise“, die Titelrolle im „Geizigen“ und der Zahlkellner Leopold im „Weißen Rößl“, das damals noch keine Operette, sondern „nur“ ein beliebtes Lustspiel war.

Für die drei Karlsruher Bühnenjahrzehnte Paul Müllers müssen wir uns hier begnügen mit einer Auswahl. Die bunte Fülle dieser Rollen und Partien in Sprechstücken aller Gattungen, in Operetten und – ! – in Opern umreißt – in der heutigen Zeit der auch im künstlerischen Bereich immer stärker werdenden Spezialisierung doppelt bedeutsam – die ungewöhnliche Vielseitigkeit dieses Darstellers, der in Karlsruhe populär wurde und blieb wie kaum ein anderer vor ihm. In liebe- und verehrungsvoll gemeinter Verkleinerung seines Vornamens sprach das Publikum bald von „Paulchen“ Müller.

„Paulchen“ Müller, der solche Ehre eigentlich nur mit der 1973 fast 101jährig verstorbenen Karlsruher Staatsschauspielerin „Mariele“ Genter-Bauer teilte, beeindruckte und begeisterte sein Publikum als Zettel im „Sommer-nachtstraum“, Grumio in „Der Widerspenstigen Zähmung“, Lancelot Gobbo im „Kaufmann von Venedig“, Bleichenwang in „Was ihr wollt“, Erster Totengräber im „Hamlet“, Junger Schäfer im „Wintermärchen“, als Cosme in „Dame Kobold“, als Schufferle in den „Räubern“, Raimond in „Die Jungfrau von Orleans“, als Schlender in den „Freiern“, Schulmeister in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, Leporello in „Don Juan und Faust“, als Zwirn in „Lumpacivagabundus“, Bellmaus in den „Journalisten“, Icharjeff in den „Spielern“, als Alter Ekdal in der „Wildente“, Wehrhahn und Krüger im „Biberpelz“, Schluck in „Schluck und Jau“, Dr. Jura im „Konzert“, als Oberofenanheizer in „Robinson soll nicht sterben“, als Dauphin in der „Heiligen Johanna“, als Schneider Wibbel, Charleys Tante, Striese im „Raub der Sabinerinnen“ und in den im Lauf der Jahre hintereinander gespielten beiden Titelrollen in „Robert und Bertram“.

Dankbare Aufgaben boten auch die Operetten: König Menelaus („Die schöne Helena“), Ko-Ko („Der Mikado“) (für das „Bachstelzen-Lied“ schrieb der Künstler lokalaktuelle Verse), Filosel („Meine Schwester und ich“), Frosch („Die Fledermaus“), Baron Weps („Der Vogelhändler“), Kuhbrot („Der Vetter aus Dingsda“), Giesecke („Im Weißen Rößl“, vorhin schon in anderem Zusammenhang erwähnt). Zu den Opernaufgaben Paul Müllers gehörten der Zirkusdirektor Springer in der „Verkauften Braut“, das Partien-Quartett Andreas, Cochenille, Pitichinaccio, Franz in „Hoffmanns Erzählungen“ und der Knecht mit der Brandfackel in der Oper „Richardis“, deren Uraufführung Hermann Wolfgang von Waltershausen, der Komponist, am 14. November 1915 im Karlsruher Hoftheater dirigierte.

Nicht vergessen werden dürfen all die liebenswerten, kindergemäßen Märchengestalten Paul Müllers, der übrigens seine Masken stets selbst gefertigt hat.

„Mir lag alles daran, nicht Rollen zu spielen, sondern ein Menschendarsteller zu werden“, sagte Paul Müller 1958 in einem auf den bedacht gegangenen, langen Lebensweg zurückblickenden Funk-Interview mit Otto Ernst Sutter.

Der schon 1924 zum Staatsschauspieler ernannte Künstler war drei Jahrzehnte aktives Mitglied des Karlsruher Theaters. In den Fächern des Jugendlichen Komikers, des Charakterkomikers und in Väterrollen, in ungezählten heiteren und in ernstesten Stücken war P. M., den die Leser einer hiesigen Zeitung 1931 zum populärsten lebenden Karlsruher wählten, ein Liebling des Publikums aller Bevölkerungsschichten. (Mit Genugtuung sei „angeklammert“, daß Willi Försterling, seit 1952 als Karlsruher Operettenkomiker in gewisser Hinsicht einer der Nachfolger Paul Müllers und auch jetzt, 1977, im 81. Lebensjahr, noch immer aktiv, künstlerisch und äußerlich ihm ähnlich ist.) Ein seltsamer Zufall fügte es, daß sich in Paul Müllers Bühnenlaufbahn ein Kreis schloß – seine erste Rolle begann einst mit diesen Worten: „Ich habe die Freude, Ihnen meine Auf-



Paul Müller in einer seiner Glanzrollen, die er rund hundertmal spielte: als (Schmierer-) Theaterdirektor Emmanuel Striese im Schwank „Der Raub der Sabinerinnen“

wartung machen zu dürfen.“ Und 1945, nach Kriegsende, waren Paul Müllers letzte Sätze auf einer Bühne: „Meine Herrschaften, ich bin müde. Ich gehe schlafen.“

Auf der Bühne hatte Paul Müller, seinen Fächern gemäß, wohl in erster Linie komisch zu sein; aber sein Humor war nie eine vordergründige Effekthascherei, sondern immer geschöpft aus der Tiefe der Seele eines grundgütigen, lautereren, ständig um Vervollkommnung ringenden Künstlers. Und dieser Humor entfloß, um die lebenslange Verschwisterung von Freud und Leid wissend, einem edlen, geistgeprägten, gemütswarmen Herzen, dem – im steten Blick

nach oben – die Liebe zu den Menschen hohes Gebot war. Dieser Humor entsprang der Erkenntnis vom bleibenden Sein des Wesentlichen und dem täuschenden, vergänglichen Schein des Nichtigen. In der im Lebenssturm gereiften Weisheit seiner Jahre freute sich Paul Müller über jede Blume und jeden Sonnenstrahl, dankbar für das Geschenk eines jeden neuen Tages. Am 22. März 1964, acht Tage vor Ostern, schrieb er in einem seiner vielen Briefe: „Man möchte immer die Hände falten bei jedem Krokus, der da im Grün leuchtet, bei jedem Vogelruf, bei jedem Kindergeschrei ob gefundener Ostereier – es ist doch alles Gottes Welt und uns geschenkt.“

Ein großer Freundeskreis schätzte Paul Müller nicht nur in seinem „Haupt- und Brotberuf“ als Schauspieler; auch eine große Zahl feinsinniger Erzählungen aus eigenem und erdichtetem Erleben, Novellen, Romane, Betrachtungen, Erinnerungen und vor allem gedankentiefe Verse aus seiner fleißigen Feder sind dem Künstler zu danken. Ein paar Beispiele mögen an den Pöeten Paul Müller erinnern:

Weltraumraketen

*Menschlein, seit vielen, vieltausend Jahren
bist du gegangen, wirst du gefahren.
Und heut, da die Technik allmächtig thront,
fliegst du, wer weiß es, wie bald schon zum
Mond.*

*Hast du dann Frieden und Glück gefunden?
Blutest du weiter aus tausend Wunden?
Zersorgst dich, kämpfst ums tägliche Brot?
Gehst Irrwege in Not bis zum Tod?*

*Blick um dich zur herrlichen Frühlingszeit:
Dies Blühen und Reifen rings weit und breit
gehört alles dir und bleibt alles dein,
Natur im ewig erneuerten Sein.*

Die Technik erzeugt keinen Sonnenschein.

*Weltraumraketen kosten Leben und Geld,
Gottvater schenkt dir die blühende Welt.
Nimmt nur deine Seele den rechten Lauf,
fliegst ohne Raketen zum Himmel hinauf.*

Allein sein

*heißt nicht, in der Einsamkeit
des eignen Herzens Töne still belauschen.*

*Wenn du bei Becherklang und Stimmen-
rauschen
mußt lächelnd leere, glatte Worte tauschen
und deine kranke Seele schluchzt in Pein,
die keiner ahnt, ja, dann bist du allein.*

Unwandelbar

*Unwandelbar? Ein kühnes Wort im Men-
schenmunde,
denn auf dem großen, weiten Erdenrunde
ist alles, alles wandelbar!*

*Glück, Reichtum, Macht, die Freundschaft wie
die Liebe,
der Ruhm, die Ehr', nichts gibt es, das uns blie-
be.*

*Es rollt vorüber Jahr um Jahr!
Die Menschen und die Dinge lassen sich nicht
halten,
was in uns glüht und flammt, es muß erkalten.
Es trennt die Zeit, was heil'ger Schwur gebun-
den.*

*Doch einmal wohl, in stillen Feierstunden,
fällt uns ein tief Erlebtes ein.
Das klingt wie eine Glocke fein
durch unsre wilde Lebensinfonie
als eine kleine, feine Melodie
im Herzen nach, beglückend, rein und wahr
— — unwandelbar.*

Bis eineinhalb Jahre vor seinem Tod hat der hochbetagte, 1949 zum Ehrenmitglied des Badischen Staatstheaters ernannte Künstler immer wieder rezitiert. Herzlich willkommener Stammgast war der würdige, lebenswürdige Greis vor allem bei den Fulderabenden des Karlsruher „Liederkranz/Liederhalle 1841/1842“, im Volksbildungsverein Conradin-Kreutzer-Bund in der Wilhelmstraße, wo er

schon am 8. November 1915 erstmals aufgetreten war, bei der Vereinigung Karlsruher Briefmarkensammler und in den evangelischen und katholischen Pfarreien seiner Wohngegend, der Erzbergerstraße. Stets teilte er dabei – ausdrucksgesteigert, auf das Entscheidende konzentriert und ganz verinnerlicht – seinen beglückten und beschenkten Zuhörern viel von der ihm zuteil gewordenen Gnade der Reife des Alters mit. Es waren Stunden ungewöhnlichen Gleichklangs der Herzen des Gebenden und der Empfangenden.

Der Natur, der Kunst, den Dichtern Goethe, Schiller, Lessing und Kleist im besonderen, den Briefmarken, seiner umfangreichen, mit großer Sorgfalt zusammengetragenen Theatersammlung und vor allem auch dem Zirkus galt bis zuletzt das wache Interesse des Künstlers, der die gesundheitlichen Beschwerden des Lebensabends geduldig trug und geistig ungebrochen blieb.

Am Nachmittag des 6. Juli 1964 zeigte ein Schlaganfall das nahe Ende eines durch Länge und Vertiefung so reichen Lebens an. Durch die Visionen des Sterbenden geisterten Fragmente seiner Rollen und seiner eigenen Verse. In der Nacht zum 7. Juli, gegen zwei Uhr, erlosch das Lebenslicht Paul Müllers, der am 18. August jenes Jahres seinen 88. Geburtstag hätte feiern können.

Für sich selbst war der Künstler mit seiner Lebensgefährtin – wohl­tätig gegenüber Freunden und Bekannten – in materiellen Dingen anspruchslos gewesen. Stets hatte er sich für das Gute und das hohe Ziele Erstrebende begeisterungsfähige Sinne bewahrt, die im Rückerrinnern an all das erlebte Schöne immer neue Kraft fanden. Sanft und ohne Kampf schlummerte er hinüber in das sein ganzes Erdenstreben bestimmende Jenseits.

In der Trauerfeier für den Künstler sprach damals u. a. Generalintendant Hans-Georg Rudolph, der übrigens nun im Sommer 1977 sein vierzehnjähriges Karlsruher Wirken beschließt und in den Ruhestand geht. Rudolph, der 1945 im Stadttheater Zittau einer der letzten Büh-

nenpartner Paul Müllers gewesen war, sagte damals, dieser Künstler sei einer der Besten gewesen, die je auf der Karlsruher Bühne standen, dreißig Jahre lang.

Viele Künstler wurden in Karlsruhe gefeiert – Paul Müller wurde geliebt. Getreu seinem Leitspruch „Keine Kunst ohne wahre Liebe zur Menschheit“ trat er jedem Werk in Demut gegenüber, zutiefst durchdrungen vom Wissen um die Aufgabe und die Verpflichtungen des Menschseins.

Mit einem Auszug aus seinen Bühnenerinnerungen und mit einem seiner Gedichte sei das Gedenken an Paul Müller für heute beschlossen: „An einem schönen Junitag 1947 saß ich vormittags auf einer Bank gegenüber unserem alten, zerstörten Theater und gedachte wehmütig der Zeiten seines einstigen Glanzes. Durch einen Windzug öffneten sich plötzlich, wie von unsichtbaren Händen aufgestoßen, die beiden Flügeltüren des mittleren Haupteingangs. Es rief mich wieder! Ich folgte meiner inneren Stimme, schritt hinüber, trat ein – und verblieb lange Zeit in den Ruinen vor der Bühne.

Beim Verlassen der zerstörten Welt hörte ich Tritte im Keller und blieb abwartend stehen. Ein älterer Mann im Arbeitsmantel, einen Kalk-eimer in der Hand, kam langsam hoch. Im Halbdunkel sah er mich. „Suchen Sie wen?“ – „Ja, dreißig schöne Jahre, die ich hier verbrachte.“ – „So, waren Sie hier am Theater?“ – „Ja!“ – Er kam näher und stand dicht vor mir. „Nun ist alles hin, Dreck, Steintrümmer, muß das sein?“ Dabei traten wir zur Tür hinaus ins Freie.

„Waren Sie bei der Verwaltung?“ – „Nein“, lachte ich, „ich war hier im Hauptgeschäft, beim Schauspiel.“

Der Mann setzte seinen Eimer hin, streckte mir beide Hände entgegen und sagte in einem rührend-herzlichen Ton: „Unser Paulchen.“

In all den Jahren meiner Bühnentätigkeit hat mich die beste Kritik, der größte Beifall nicht so zufrieden und reich gemacht wie diese ehrliche Anhänglichkeit des einfachen Mannes.“

Sehnsucht

*Komm tiefe, stille Nacht und deck mit deinem
Schweigen
törichten Wunsch, eitles Begehren zu!
Der Tagesspuk verschwand, der tolle Hexen-
reigen.*

*Nun gib dem müden Herzen endlich Ruh!
Verödet liegt das Haus, zerstoben sind die
Gäste,
geleert die Becher bei dem reichen Mahl.
Die Seele dürstet, und ich trag' zum stillen Feste
hoch in den Händen nun den heil'gen Gral.
Versinken laß ins Nichts den Inhalt schaler
Stunden,
Erleuchtung schenk mir, hoher, weiser Geist,
befrei mich von dem Tand, der hier mich hält
gebunden,
zünd an die Fackel, die den Weg mir weist.
Was kannst du mir noch bieten, Welt, wohin
verlocken?
Ein Lächeln nur – und alles liegt schon weit.
In mir klingt Sehnsucht an – wie ferne Feier-
glocken –,
Sehnsucht nach Frieden, Sternen, Ewigkeit.*

Lorenz Oken und die Freiburger Universität

„Verteidigung der Universität“

Helmut Bender, Freiburg



Lorenz Oken 1779–1851

Daß im letzten Viertel unseres 20. Jahrhunderts die Alma mater längst fünfstellige Studentenzahlen gewohnt ist, kann überhaupt nicht mehr weggedacht werden. Daß ihr Bestand gefährdet wäre, ist praktisch gleich unvorstellbar für die Studierenden wie für die Bürger. Und doch ist's noch keine zwei Jahrhunderte her, da war die Freiburger Universität von einer Aufhebung seitens der Regierung hart bedroht. Mit dem Frieden von Preßburg war der bis dahin vorderösterreichische Breisgau an das mit Napoleons Hilfe neugeschaffene Großherzogtum Baden gekommen, so daß der badische Staat nunmehr zwei Universitäten (nämlich noch Hei-

delberg) zu unterhalten hatte, was vom finanziellen Standpunkt eine äußerst harte Angelegenheit wurde. Mit der Begründung, daß Heidelberg die ältere Universität besaß (1386 gegenüber 1457), trug man sich lange Zeit mit dem Gedanken, die hiesige Hochschule aufzulösen. Daß es nicht dazu kam, ist verschiedenen glücklichen Umständen zu verdanken, nicht zuletzt auch dem Einsatz einiger beherzter und weitblickender Persönlichkeiten jener Zeit. Zu ihnen muß vorab der damalige Naturforscher Lorenz Oken gerechnet werden, was desto höher zu veranschlagen ist, als Oken trotz wiederholter Bemühungen zeitlebens keinen Ruf an die Freiburger Universität annehmen konnte.

Dieser Lorenz Oken (eigentlich Ockenfuß) war am 1. August 1779 in Bohlsbach bei Offenburg geboren worden, er verließ die Freiburger Universität als junger Dr. med. im September 1804, schlug sich bis 1807 unter ärmlichen Verhältnissen in Göttingen durch und erlangte 1807–19 eine Professur in Jena. 1817 hatte er dort die enzyklopädische Zeitschrift „Isis“ begründet, kein Geringerer als Goethe war sein zuständiger Minister. Seine Beteiligung am Wartburgfest (im Oktober 1817) sowie seine zunehmend heftige Kritik an der Pressezensur trübten sein anfangs gutes Verhältnis nicht nur zu Goethe, sondern vor allem zum Herzog Carl August. Vor die Wahl gestellt, die Zeitschrift „Isis“ aufzugeben oder seiner Professur verlustig zu gehen, entschied er sich zugunsten der „Isis“ und wurde im Juni 1819 entlassen. Oken lebte in der Folge in Paris und Basel (wo er 1821–22 Gastvorlesungen halten konnte), 1824 erhoffte er seine Wiedereinstellung in Jena, jedoch zerbrach dies, er übersiedelte 1827 nach München und erhielt dort im darauffolgenden Jahr

seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Physiologie. Auch in München spitzte sich sein Verhältnis zur Regierung durch seinen erneut aufgezeigten Freimut zu, erschwerend wirkte sich sein Streit mit der bayerischen Regierung dahin aus, daß man ihn nach Erlangen versetzen wollte, er aber die Ansicht vertrat, daß ein Ordinarius nur berufen, nicht aber versetzt werden dürfe. Erneut versuchte Oken, einen Ruf an die Freiburger Universität zu erhalten (vgl. u.); inzwischen beim bayerischen König Ludwig I. in Ungnade gefallen, folgte er einer Berufung durch den Zürcher Erziehungsrat und wurde im Januar 1833 zum Ordinarius in der dortigen Philosophischen Fakultät „mit vorzüglicher Hinsicht auf das Fach der Naturwissenschaften“ ernannt, er wurde zugleich der erste Rektor der Zürcher Universität (die offiziell zu Beginn des Jahres 1833 gegründet worden war). Diese Professur behielt Oken bis zu seinem Tod am 11. August 1851. Seine bleibenden Verdienste sind in erster Linie seine beiden Hauptwerke „Lehrbuch der Naturphilosophie“ (1808–11, bereits in 3. Auflage 1843) und „Lehrbuch der Naturgeschichte“ (3 Bde., 1813–27), ferner die von ihm seit 1822 initiierten „Jahresversammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte“ (1838 fand die 16. Versammlung hier in Freiburg statt: „mehr als 500 Mitglieder, worunter sich aus dem Inlande 198, aus der Schweiz 75, aus Frankreich 63, Württemberg 29, Baiern 16, Oesterreich 15, Preußen 29 u. s. w., so wie auch einige aus England, Rußland und Amerika eingefunden hatten“ – vgl. H. Schreiber in seinem Vorwort zur 3. Aufl. „Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen“, 1840).

Bereits anlässlich seiner Jenaer Antrittsvorlesung (1807) hatte Oken darauf hingewiesen, daß sein Hauptbestreben nach wie vor darin bestünde, in sein „geliebtes Vaterland, glückliches Breisgau, schönes Freiburg“ zurückzukehren: „In der Mitte meiner Bahn hast Du [die Freiburger Alma mater] mich allerseits und fest geführt . . . und wer in Dir [Freiburg und seine Universität] den offenen Sinn für Schönheit der

Natur, für Kunst, für Freundschaft und Frohheit des Lebens nicht erhält, der findet ihn nimmermehr.“ Und schon wenige Wochen nach seinem Weggang aus unserer Stadt, während eines Würzburger Aufenthaltes bei Schelling und Döllinger, hatte er seinen Freund Dr. Keller (seinerzeit Arzt in Oberrimsingen) gebeten: „Schreib mir doch bald; aber lieber wär es mir wenn ihr miteinander schriebe, Komme doch bald hieher!“ Es muß hier freilich noch festgehalten werden, daß ihn seine Neigung zu Charlotte von Ittner, der Tochter des letzten Malteser-Ordenskanzlers in Heitersheim (Josef Albrecht von Ittner, 1754–1825, u. a. mit Hebel befreundet, auch schriftstellerisch tätig), ebenfalls gerne nach Freiburg zurückzukehren veranlaßte. Doch auch die Ernennung von Ittners Sohn zum Universitätskurator konnte nicht helfen (1807 schrieb er an Schelling: „Man organisiert an der Universität . . . Für mich ist kein Platz“). 1810 endlich konnte man Oken einen inoffiziellen Antrag unterbreiten, jedoch kam es nicht zu einer Annahme, höchstwahrscheinlich deshalb nicht, weil Okens ehemaliger Lehrer Ecker sein Erstlingswerk „Uebersicht des Grundrisses des Systems der Naturphilosophie . . .“ scharf negativ beurteilt hatte („Was wollen Sie mit diesem Mistizismus? Den versteht kein Mensch . . . daß dieser Wisch hir nicht gedruckt werden darf, weil alles, was schellingisch ist, zum Atheismus führet!“). Oken hatte die Arbeit ein Jahr später (1803) dennoch in Frankfurt a. M. publiziert. Johann Matthias Alexander Ecker hatte bis zu seinem Tod (1829) als Professor der Chirurgie und Geburtshilfe in Freiburg gewirkt, allerdings hat er sich später mit seinem Schüler versöhnt, und Oken widmete dem plötzlich in einer Fakultätssitzung am Schlaganfall Verstorbenen einen persönlich herzlich gehaltenen Nachruf in seiner „Isis“. War hinzugekommen, daß 1807 Oken vergebens um die Hand von Charlotte Ittner angehalten hatte, der Vater hatte empfohlen, noch einige Zeit zu warten, bis sich Okens äußere Verhältnisse gefestigt hätten, es war dann im darauffolgenden Jahr zu Verstimmungen zwischen

den Liebenden und bald darauf (1810) zum endgültigen Bruch gekommen. Oken heiratete 1814 die Tochter des Geheimen Hofrates Stark in Jena, sie überlebte ihren Gatten um 11 Jahre. Charlotte von Ittner heiratete nicht und verstarb 1870, fast neunzigjährig, in Konstanz. Doch zurück zu Okens Eintreten für die Fortführung der Freiburger Universität. Er hatte u. a. 1808 der Hochschule den Vorwurf gemacht, daß man hier nicht, wie an anderen Universitäten, die Vorlesungsverzeichnisse, Institutsberichte und Promotionsmeldungen in der Fachpresse veröffentlichen würde. Schon in einem Brief aus Göttingen vom 29. Juni 1806 (Empfänger nicht bekannt) stand zu lesen: „Freiburg, welche alle äußeren Vorzüge einer Universität vereinigt, [solle] neben Heidelberg fortbestehen, und besser organisiert, oder vielmehr nur geweckt werden.“

1817 drohte dann erneut die Aufhebung der Freiburger Universität. Seine „Vertheidigung der Universität Freiburg gegen ihre Regierung“ rückte er in 4 laufenden Nummern seiner „Isis“ ein. Da heißt es u. a.: „Statt Breisgau zu ehren, seine durch graues Alterthum als weise bewährten Einrichtungen und Sitten zu studieren, seydet ihr mit Nasenweisheit gleich Siegerneulingen hereingefahren, und habt damit angefangen, den Breisgauern zu zeigen, wie klug und weis ihr, wie weit zurück und im Dunkeln sie dagegen tappen . . . In Freiburg wird zwar allerdings nicht soviel geschrien und gesudelt, als auf andern Universitäten. Allein es wird daselbst viel, sehr viel gethan, und fruchtbringendes gethan, und Zucht und Sitte gehandhabt und befördert, so weit es bei einigen Hundert Leuten möglich ist . . . Wir reden daher hievon bloß, weil wir diese Universität kennen, und ganz gewiß besser kennen, als irgend einer der gegen sie Schreier in Heidelberg und Karlsruhe . . .“. Und weiter: „Keine Universitätsstadt liegt so himmlisch schön wie Freiburg, von der südlichsten Lage in Deutschland nicht zu reden, keine hat einen solchen Wechsel von Ebenen, Hügeln, Bergen und fast Alpen . . . keine Universitätsstadt hat einen so zahlrei-

chen, wohlhabenden, gebildeten, nicht hochmüthigen Adel . . . hier sind die Bürger nicht solche traurigen Philister wie man sie wohl anderwärts findet, und die nöthig hätten, von der Studenten=Prellerei zu leben . . .“. Es gibt kein direktes Dokument dafür, inwieweit Okens scharfe Angriffe auf die badische Regierung dazu beigetragen haben, die Auflösungsgefahr zu bannen, ja, man sah sich seitens der Universitätsbehörde dazu veranlaßt, „an die Regierung zu schreiben, daß sie dem Aufsatz völlig fernstehe“ (zitiert nach R. Zaunick, „Lorenz Oken und die Universität Freiburg i. Br.“, 1938); ferner ist zu bedenken, daß der Verf. letztlich nur sich selbst schadete und in Karlsruhe immer mehr in Ungnade fallen mußte. 1819 kam es dann zu erneuter Berufung Okens auf den Freiburger Lehrstuhl der Physiologie. Erhalten ist Okens Brief vom 8. Februar, wo dieser u. a. ausführte: „Ich habe bisher eine Versetzung nach Freiburg in so kurzer Zeit nicht für wahrscheinlich gehalten . . . obschon mir mein Vaterland immer, freilich in der Ferne, als das Ziel gelegen hat, an dem ich einst ankommen wollte . . .“. An Okens Forderungen nach Pressefreiheit mußte die Berufung indes scheitern, möglich auch, daß Oken von vornherein wußte, daß man seitens der badischen Regierung letztlich nicht zustimmen würde und er einer verletzenden Absage zuvorzukommen wünschte. Karl von Rotteck gegenüber äußerte er (aus München, vom 13. Dezember 1830) wehmuthsvoll: „ . . . daß ich immer mit Vergnügen nach Freyburg gehen würde . . .“. Und unterm 8. Mai 1831: „Sie können versichert seyn, daß sich meine Liebe und Anhänglichkeit an Freyburg nicht vermindert hat, und ich daher jede Gelegenheit ergreifen werde, für daselbe zu sprechen . . .“.

Wie schon eingangs erwähnt, kam es in den Jahren 1831–32 zu einer erneuten und abermals fehlgeschlagenen Freiburger Berufung. Der inzwischen versöhnte Professor Ecker war von Oken noch „privatissime“ angeschrieben worden, „ob ihm wohl die badische Regierung eine künftighin offen werdende Professur übertra-

gen oder ihm wenigstens erlauben würde, ohne Anstellung Vorlesungen zu halten“ (zit. nach Zaunick, vgl. o.). Im Mai 1831 hatte die Medizinische Fakultät der Freiburger Universität die Berufung Okens für den vakant gewordenen Lehrstuhl der Physiologie und vergleichenden Anatomie beantragt (ein Prof. Schultze war im selben Jahr einem Ruf nach Greifswald gefolgt). Die Fakultät war sich freilich über eine Berufung Okens nicht einig geworden (die Gegner: „Wozu braucht ein Naturphilosoph die mühsame anatomische Arbeit!“ – die Befürworter: „Für Oken sprechen seine vielen Untersuchungen und literarischen Leistungen . . . beinahe in allen Zweigen der Naturwissenschaft . . . Daß er über die Tatsachen philosophiert, ist richtig, aber notwendig . . . Oken ist ein in ganz Europa berühmter Mann . . .“). Die Entscheidung des Karlsruher Ministeriums fiel unterm 10. Februar 1832 negativ aus, jedoch ließ die Fakultät Oken nicht fallen, vielmehr sprach sie sich nunmehr einstimmig für ihn aus, unterm 9. Mai desselben Jahres schlug man Oken abermals zur Berufung vor (inzwischen war für Baden seit dem 1. März 1832 die Pressefreiheit proklamiert worden), doch die Regierung lehnte rasch und endgültig (unterm 11. Mai) ab. Dazu aus einem Brief Okens an von Rotteck (vom 19. März 1832): „Ich läugne nicht, daß ich mit Vergnügen in mein Vaterland zurückgekehrt wäre . . . Nach meinem Gefühle muß sich jeder Professor, wie eine Braut prüfen lassen, und darf schlechterdings keine Schritte thun, theils weil sie bedenklich für die Ehre sind, theils weil sie in der Folge jede freye Stellung hemmen . . .“. Und unterm 14. April 1832, ebenfalls an von Rotteck: „Aus dem Zögern von Nebenius [badischer Staatsmann,

Schöpfer der Verfassung von 1818] scheint mir zu folgen, daß in Karlsruhe die Sache noch nicht ganz verworfen ist . . .“.

Freiburg und seine Universität war damit für Oken endgültig abgeschrieben. Aus einem seiner Briefe (vom 31. August 1836) geht hervor, daß er 1834 auf der Durchreise zur Stuttgarter (12.) Naturforscher- und Ärzteversammlung wieder kurz in der Stadt gewilt und auch bei Rotteck „freundliche Aufnahme“ gefunden hatte; letztmals besuchte er dann die Stadt wohl anlässlich der oben erwähnten Jahresversammlung („es war das letztmal, daß er die von ihm ins Leben gerufenen Jahresversammlungen besuchte“, Zaunick, vgl. o.; in dieser Schrift findet sich auch ein abschließendes Kapitel „Oken und Karl von Rotteck“, worin auf gewisse Parallelen zwischen den beiden freimütigen Geistern hingewiesen wird: „Auch Rotteck war fünf Jahre seiner Professur enthoben; auch er gab eine Zeitschrift, den ‚Freisinnigen‘, heraus, der wie die Okensche ‚Isis‘ verboten wurde; auch er verteidigte die Preßfreiheit und schrieb unabhängig von Oken . . . im Jahre 1817 ein Promemoria für die Erhaltung der Universität Freiburg . . . Gleiche Ziele, zum Teil gleicher Charakter verband die ungefähr gleich alten Männer . . .“).

Ludwig Aschoff hatte in seinem Geleitwort zur Zaunickschen Darstellung die „aufrichtige Dankbarkeit . . . für Lorenz Oken“ zurecht hervorgekehrt, auch gut 40 Jahre danach und nunmehr rund anderthalb Jahrhunderte nach all diesen vehementen Ereignissen wird sich unsere Gegenwart diesem ansprechenden Stück regionaler und überregionaler Geistes- und Kulturgeschichte nicht verschließen wollen.

Ernst Alexander Jägerschmid (1754–1833)

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer

Für die Historiker, die sich mit der erregenden Zeit der Großen Französischen Revolution befassen, ist Jägerschmid kein Unbekannter, gehörte er doch zu den führenden Köpfen der demokratischen Bewegung in Süddeutschland, die mit revolutionären Mitteln die Voraussetzungen für eine freie Entfaltung von Wirtschaft und Gesellschaft in einer deutschen Republik schaffen wollten. Da die mehrmals geplanten Aufstände, besonders im badischen Oberland, nie zum Ausbruch kamen, schien dieses bemerkenswerte Kapitel badischer Geschichte publizistisch schon aus diesem Grund nach den Beiträgen von Obser abgeschlossen.¹⁾ Auch die Ereignisse von 1848/49 und die politische Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg vermochten es offenbar nicht, das historische Interesse für die Vorkämpfer der bürgerlichen Freiheit und der Nationaleinheit zu wecken. Inzwischen wurde jenes Kapitel neu geschrieben.²⁾ Wenn man die Geschichte der Gesellschaft als die Geschichte der Menschen, ihrer Tätigkeit und ihrer Produkte auffaßt³⁾, bleiben die knappen Hinweise in der neueren Literatur auf seine Herkunft und damalige berufliche Stellung, wie sie sich aus den Akten ergaben, unbefriedigend. Wir wollen deshalb versuchen, erstmals sein Leben und seine Arbeit in knappen Strichen zu skizzieren.

Jägerschmid wurde am 29. Mai 1754 als Sohn des Gustav Victor Jägerschmid und der Maria Katharina Dreutel in Kandern geboren.⁴⁾ Sein Vater hatte von 1721–1724 als Arzt in Karlsruhe praktiziert und am 30. Oktober 1724 die Stelle als Landphysikus der Landgrafschaft Sausenberg und der Herrschaft Rötteln erhalten.⁵⁾ Nach dem Besuch des Karlsruher Gymnasiums ging Alexander Jägerschmid nach England, um unter Prof. Dalmahy Chemie zu studieren.⁶⁾

Während seines sechsjährigen Aufenthaltes nahm er gründlich die Betriebe der Eisenindustrie in Augenschein, untersuchte ihre Produktionsmethoden und gründete schließlich in Shropshire ein Unternehmen für die Gewinnung von Koks, Teer und Ölen im großen. Da die Landwirtschaft damals noch zu den Hauptabnehmern von Eisenwaren zählte, konzentrierte er sich nach seiner Rückkehr auf die Sensenherstellung. Er bereiste Sachsen, die Steiermark und Tirol; die Holzkohlenstähle der Steiermark waren von vorzüglicher Qualität, und die Sensenhersteller in der Steiermark und Tirol hatten praktisch ein Monopol. Nach zahlreichen Versuchen war es ihm anscheinend gelungen, Sensen von gleicher Güte herzustellen, und er gründete in der Folgezeit vier Betriebe, den ersten in Deutschland, dessen Standort uns allerdings nicht bekannt ist.

Bemerkungen über einige Metallische Fabriken der Grafschaft Mark

1788 erscheint seine erste Veröffentlichung (mit 4 Kupfertafeln) bei J. G. Müller, ältern, in Durlach, wahrscheinlich durch Vermittlung seines älteren Bruders, dem damaligen Rechnungsrat Carl Viktor Jägerschmid in Karlsruhe, der dem Kehler und Durlacher Verlagsbuchhändler J. G. Müller stets warmherzige Unterstützung zuteil werden ließ.⁷⁾ Das Buch ist mit den damals üblichen Floskeln dem eben nicht bedeutenden König Friedrich Wilhelm II. von Preußen gewidmet, möglicherweise mit der Absicht, in preußische Dienste zu treten.⁸⁾ Der Vorbericht ist vom 1. Dezember 1787, Frankfurt am Main, datiert und enthält den einleitenden Hinweis, daß bereits zehn Monate verflossen seien, seit er die „Bemerkungen“ dem Druck gewidmet habe. Sicherlich wohnte er dort bei

Bemerkungen
über einige
Metallische Fabriken
der Grafschaft Mark
von
E. H. Jägerschmid.

Mit 4 Kupferstafeln.

Durlach,
gedruckt und verlegt bei J. G. Müller, ältern,
Markg. Badenscher Hofbuchdrucker,
1788.

seinem Bruder Johann Georg, der als Handelsmann am 19. April 1783 das Bürgerrecht erhalten hatte.⁹⁾

In der Mark hatte er sich eingehend mit den Werkstätten beschäftigt, die Osemund-Eisen, Draht, Nähnadeln, Messing herstellten, mit den Hammerwerken und Eisenhütten, und in seiner Abhandlung setzt er sich kritisch mit den Produktionsverfahren, dem Stand der Anlagen und dem Stapelwesen mit einer Sachkenntnis auseinander, die darauf schließen läßt, daß er seine Erfahrungen in langjähriger Praxis von der Pike auf erworben hat. Dementsprechend sind auch seine Verbesserungsvorschläge: „Auf meinen weitläufigen Reisen in Deutschland, England und Frankreich habe ich Kenntnisse zu all jenen Verbesserungen gesammelt und diese durch eigene Erfahrung bewährt gefunden“.

Offensichtlich gehörte er zu der Kategorie von Männern, deren Mentalität England seinen industriellen Aufschwung verdankte: „Das Neue lag nicht in den Neuerungen selbst, sondern in der Entschlossenheit praktisch begabter Männer, die vorhandene und verfügbare Naturwissenschaft und Technologie anzuwenden...“¹⁰⁾ Seine „Bemerkungen“ vermitteln uns wirtschaftsgeschichtlich interessante Einblicke in die noch herrschenden primitiven Produktionsmethoden der von ihm behandelten Werkstätten, wenn er etwa von den Osemundschmieden berichtet: „Gerät der Bau des Feuers, so ist es gut, mißlingt er, weiß man sich nicht zu helfen; bessert es sich nach mechanisch angestellten Versuchen und verrichteten Gebeten, dann werden alle benachbarten Schmiede aufgebeten; ein jeder versucht durch abergläubische Gebärden und Segensprechungen dem Übel abzuweichen; ist dieses Bemühen abermals fruchtlos, dann wird das Feuer für bezaubert erklärt und die Arbeit auf eine Zeitlang eingestellt“. Dazu kam die Unwissenheit der Hammerherrn, „die nicht die mindesten metallurgischen und physischen Kenntnisse besitzen, sondern gänzlich dem guten Glück und ihren abergläubischen Schmieden sich überlassen, und ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß welche Roheisen und Rohstahleisen nicht zu unterscheiden wissen“. Zum Beharren in Traditionen kamen Verordnungen, die nicht dazu geeignet waren, Produktion und Handel zu fördern. Aus den geschilderten Verhältnissen, die dies erhärten, wird sein Wunsch verständlich: „Man lasse ungehindert und ohne Zwang diejenigen fabrizieren, welche die Ware verstehen und sie selbst absetzen, die den Geschmack jeder Nation bis zur größten Kleinigkeit kennen. Keine unrechten Sortimente, noch fehlerhaften Waren werden dann mehr gemacht werden; die Fabrik wird bestehen, sich vergrößern, sich vervollkommen, weil der Wetteifer und das Handlungsinteresse Mittel sind, Erfindung und Tätigkeit anzuspornen, und das noch weit besser als alle politische Verordnungen eines Staates.“

In seiner Anrede an König Friedrich Wilhelm II. wies Jägerschmid zwar darauf hin, daß er „erst kürzlich mit beträchtlichen Vorteilen nach Rußland sowohl als nach Frankreich abgefordert“ worden sei, doch blieb er zunächst in Frankfurt, wo er 1788 für das Haus Bethmann Produktionsanlagen bauen ließ („un haut fourneau élyptique aux mines et fonderies de cuivre“).

Faktor in Niederschöntal (Schweiz)

Politische Aufmerksamkeit erregte Jägerschmid im Jahre 1796, als er mit einem Rundschreiben vom 21. Juli (Müllheim) an die gewählten Ortsvorgesetzten aus den markgräflichen Oberämtern Badenweiler und Rötteln in die Öffentlichkeit tritt:¹¹⁾

„Da sowohl unser ganzes liebes Vaterland als auch der größte Teil Breisgaus von unseren Nachbarn, den Franken, besetzt ist, so ist es höchst erforderlich, daß alle diejenigen Vorgesetzte, wie auch sonst rechtschaffene Personen, welchen das Glück und die Wohlfahrt ihrer Mitbürger und ihrer selbst am Herzen liegt, sich auf einen bestimmten Tag beieinander versammeln, um das so Nötige gemeinschaftlich miteinander zu verabreden. Ich lade daher alle diejenigen freundschaftlich dazu ein, sich morgenden Freitag vormittags auf der Kaltenherberg einzufinden, als wohin auch eben die Vorgesetzte sowohl aus diesen oberen Vogteien als auch aus dem Röttler Amt beschieden sind, um dann ganz gemeinschaftlich Maßregeln zu nehmen, das Wohl unseres lieben Vaterlandes zu befördern und dessen Untergang zu verhüten.“

Wegen der Einladung der Ortsvorgesetzten und Vögte war Jägerschmid selbst beim Amt Müllheim erschienen und hatte die markgräflichen Beamten sogar aufgefordert, zu seiner Erleichterung die Vorgesetzten zu unterrichten, wobei er kein Hehl daraus machte, daß es der Plan der frz. Republik sei, „den schwäbischen und fränkischen mit einem Teil des oberrheinischen Kreises zusammenzuziehen und einen Freistaat daraus zu bilden“. ¹²⁾ Er berief sich dabei auf ei-

nen Befehl des frz. Direktoriums vom 17. April 1796, in welchem ihr Agent Poterat bevollmächtigt war, den Einwohnern der Markgrafschaft Baden, des Breisgaus und jeder anderen Gegend Deutschlands, welche ihre Unabhängigkeit sich zu verschaffen wünschten, den Beistand der fränkischen Republik zu versprechen. Das Direktorium gab seinen festen Willen zu erkennen, die Volksbewegung auf dem rechten Rheinufer mit Truppen zu unterstützen.¹³⁾ Alles war offenbar auch für den Aufstand vorbereitet; die Anführer glaubten, 20000 Bewaffnete in der Markgrafschaft Baden und 10000 Unbewaffnete, die noch ausgerüstet werden mußten, im Schwarzwald bereitstellen zu können. Sie verlangten, nach dem Einmarsch der Franzosen als Freunde behandelt zu werden, sowie die volle Übernahme der Zivilverwaltung.¹⁴⁾ Im Oberland waren die Umstände besonders günstig, hatte doch das Condé'sche Korps für ausreichenden Zündstoff gesorgt und es war bereits zu Ausschreitungen gegen die Emigranten gekommen.¹⁵⁾ Die geflohene markgräfliche Familie überlegte sich bereits, was zu tun sei, wenn Schwaben eine Republik würde: „Mein Vater schien entschlossen, sich eine Freistätte im südlichen Rußland zu gründen, wo er durch seine Familienverbindungen einen großen Länderstrich zu erhalten hoffte“. ¹⁶⁾ Aber Frankreich hatte seine Pläne geändert, seine Zusagen nicht eingehalten und die deutschen Revolutionäre mit ihrem schon greifbaren Projekt einer süddeutschen Republik im Stich gelassen. Als Jägerschmid auf der Versammlung der Ortsvorgesetzten am 22. Juli auf der Kaltenherberge erschien, war bereits die Kunde vom Waffenstillstand durchgedrungen, der am 20. Juli zwischen dem General Regnier und v. Reitzenstein vereinbart worden war. Jägerschmid mußte sich in Sicherheit bringen, da ihn französische Gendarmen unter der Führung des Oberamtsassessors Meier vom Oberamt Rötteln verhaften wollte. Ob es den Franzosen damit wirklich ernst war, bleibe dahingestellt. Von badischer Seite ließ man wohlweislich Milde walten und verzichtete auf die Bestrafung

des verhafteten Christoph Hoyer von Müllheim und des Vogtes Dörflinger von Britzingen, die an den Zusammenkünften mit dem frz. General Delaborde in Basel beteiligt waren. Trotz aller Enttäuschungen gaben die Revolutionäre nicht auf, und Edelsheim unterrichtete am 21. August Reitzenstein in Paris, daß List¹⁶) zwischen Basel, Straßburg und Paris ständig hin und her laufe und fortfahre, mit Jägerschmid an einem Aufstand in der oberen Markgrafschaft zu arbeiten. General Tuncq stehe auch immer noch mit den Häuptern der republikanischen Propaganda in Baden, mit Jägerschmid u. a. in Verbindung.

Jägerschmid war zu jener Zeit Faktor bei den Zaeslinschen Eisenwerken in Niederschöntal. Die Eisenwerke Niederschöntal bei Liestal waren von Johann Heinrich Zaeslin (1620–1698) gegründet worden. Zur Zeit Jägerschmid's standen sie unter der Leitung des Kaufhausherrn Johannes Zaeslin (1725–1798) und dessen Nachfolgers Lukas Zaeslin (1749–1810). In die Zeit von Johannes Zaeslin fiel eine bedeutende Ausweitung des Gebäudekomplexes durch neue Fabrikhäuser, an der Jägerschmid beteiligt gewesen sein muß, denn in einem Schreiben vom 7. Januar 1799 an das Vollziehungsdirektorium der helvetischen Republik weist er darauf hin, daß er seit bald 9 Jahren im Kanton Basel wohne, wo er ein Eisen- und Sensenwerk („*facon de Styrie*“) etabliert habe. Hier in Niederschöntal wertete nun Jägerschmid seine Erfahrungen aus: „Die letztere ist einzig in ihrer Art, da es bisher niemandem gelungen ist, Sensen aus Zementstahl herzustellen, selbst nicht in England, wo die Technik einen hohen Stand der Vollkommenheit erreicht hat. Ich stelle meinen Stahl mit einfacheren und ökonomischeren Methoden her als die Engländer, und er übertrifft trotzdem den ihrigen in der Qualität derart, daß er für den allgemeinen Gebrauch geeignet ist“¹⁷. Während er bei seiner ersten Sensenfabrik, die in Deutschland errichtet wurde, nicht in die gegründete Gesellschaft eintreten wollte, sondern sich nur die Leitung vorbehielt, muß man annehmen, daß er in Niederschöntal an der

Firma Zaeslin beteiligt war. Nach den Worten Jägerschmid's trug sein Werk in wenigen Jahren zur Belebung der Eisenwerke bei, die durch Investitionen im Kohlenbergbau beträchtliche Verluste erlitten hatten. Jägerschmid war beim Drahtzug tätig, der von den badischen Oberländern im Sprachgebrauch als „Liestaler Drahtzug“ oder auch schon einmal als „Merianischer Drahtzug“ bezeichnet wurde¹⁸).

Erste Gründe der Forst-Wissenschaft

1798 tritt er mit einer zweiten Abhandlung an die Öffentlichkeit¹⁹). Das Vorwort wendet sich an die Landbürger des Frei-Staats Basel und beginnt mit der ungewöhnlich erscheinenden Anrede: „Freunde!“ Sie wird aber verständlich, wenn man weiß, daß er bei der Staatsumwälzung im Kanton Basel beteiligt war. Bei ihm holten sich die Bauern in Liestal Rat, und nach seinen Worten war er maßgeblich bei der Formulierung der vier Punkte beteiligt, welche die Liestaler Ausschüsse am 13. Januar den Basler Ratsherren als ihre Forderungen übergaben. Zur gleichen Zeit war er an der parallel laufenden Aufstandsvorbereitung im badischen Oberland beteiligt, wobei er mit Karl Fahrländer in der Gegend von Müllheim auf den Ausbruch bei Lahr wartete, um dann ebenfalls loszuschlagen²⁰). Er hatte also sowohl beruflich wie auch politisch engen Kontakt mit den Bauern, deren Stand er aus sozialem Verantwortungsbewußtsein in seinem Vorwort würdigte: „Unter allen Ständen der Gesellschaft ist keiner so verachtet, so herabgewürdigt als wie der des Ackermannes, und doch gebührt ihm von Rechts wegen der erste Rang und die größte Achtung . . . Ob die spätere moralische Veredelung die Vorurteile des Hochmuts und den Eigennutz der Selbstsucht ausrotten werde, können wir Zeitgenossen nur hoffen, aber gewiß nicht mehr Zeuge sein.“ Für den Menschenfreund sei es Pflicht, für ihn nützlich und für sein Wohl besorgt zu sein.

Holz war in der vorindustriellen Zeit der wichtigste Werkstoff, und da sich seine Verknappung bei der anlaufenden industriellen Ent-

Erste
G r u n d e
der
Forst = Wissenschaft

Von
E. A. Jaegerschmid.



Basel,
gedruckt bey W. Samuel Fflsch, 1796.

Laubynfall für d. 99. 2. 14.

wicklung im ausgehenden 18. Jahrhundert besonders bemerkbar machte, war die Beschäftigung Jägerschmids mit einer rationellen Forstwirtschaft kein Zufall. Bereits in seinen „Bemerkungen“ drängte er auf eine stärkere Verwendung von Steinkohlen in der Eisenindustrie, die von der gebotenen Möglichkeit noch wenig Gebrauch machte. Mit dem Hinweis auf den drohenden Holz-mangel im Kanton Basel verbindet er in seinem Vorwort einen politischen Appell: „Ihr besitzt nun alles, was nur Völker wünschen können: Freiheit, Gleichheit und eine von euch und aus euerm Mittel gewählte Obrigkeit, deren erste Bemühung und ernste Sorge gewiß auf euer Wohl gerichtet sein wird. Macht euch daher euers Glücks würdig, gehorcht ihren Gesetzen, und seid überzeugt, daß da, wo keine Ordnung herrscht, die Frei-

heit flieht. Liebt Ruhe-Arbeit-Redlichkeit; handhabt Sicherheit und Eigentum; glaubt mir, der ich euch so wohl meine, nur allein in der strengen Beachtung aller Bürgerpflichten könnt ihr euere Wohlfahrt finden, könnt ihr eueren Nachkommen das größte, schätzbarste Erbteil des Menschen, die Freiheit, hinterlassen. Gruß und Bruderliebe!“ Mit diesem Appell bezweckte er sicherlich, zur Stabilisierung der neugeschaffenen Verhältnisse beizutragen. Erstaunlich ist, wie schnell Jägerschmid seine Abhandlung herausbrachte, denn der Freiheitsbrief der Landschaft Basel wurde am 22. Januar unterschrieben und das Vorwort ist vom 15. März datiert. Er mußte also die sicher schon vorhandenen Unterlagen überarbeiten, aktualisieren, was nicht nur aus dem Text, sondern auch aus dem 7. Kapitel „Welches sind die Mittel, die Waldungen im Kanton Basel in forstgerechten Zustand zu bringen?“ hervorgeht. Die ersten sechs Kapitel behandeln die Physiologie der Pflanzen, die Forstbotanik, die Holzzucht, den Forstschutz, die Forstsicherung und die Forstnutzung. Er bringt praktische Anweisungen, lokale Hinweise und verbindet den Text manchmal mit politischem Inhalt, etwa bei seinen Ausführungen über die Linde, die ehemals der Freiheitsbaum der Deutschen gewesen sei. Den Abschnitt über die Lerche benutzt er sogar, um sein eigenes Schicksal einzuflechten: „Auf der Höhe von Hammerstein im Badi-schen, ist, wenn ich nicht irre, vor etlichen und zwanzig Jahren ein Revier mit diesem nützlichen Gehölze angesät worden, das recht gut fortgekommen ist. Meine Liebe für Freiheit und Gleichheit, als das einzige Mittel, Menschen-glück zu befördern und möglich zu machen, verbannte mich gleich anfangs der fränkischen Revolution aus diesem Lande; um meinen Henkern zu entgehen, mußte ich mein Vaterland meiden, ich weiß also nicht, ob der alles verheerende Krieg diesen nützlichen Versuch geschont oder zernichtet hat.“ Im Abschnitt Forstschutz schlägt er die allmähliche Abschaffung der Gemeinweiden vor, die Einführung des Klee-anbaus, die Verbesserung

der Wiesen und Einführung der Stallfütterung. Aus den verschiedenen Verbesserungsvorschlägen wird seine soziale Grundhaltung deutlich: „Der ganz arme Landbürger, der nur ein paar Ziegen zu halten das Vermögen hat, würde freilich durch die Abschaffung der Gemeinweiden den empfindlichsten Schaden leiden, und für seine Erhaltung zu sorgen ist doch Pflicht“. In einer Anmerkung: „Besser wäre es, diesen armen Bürgern Plätze zum Urbarmachen anzuweisen, auf welchen sie zur Erhaltung ihrer Ziegen hinlänglich Futter machen könnten, damit die Gemeinweiden gänzlich abgeschafft werden können.“ Vernünftig ist auch sein Vorschlag zur Bekämpfung des damals üblichen Holzdiebstahls, die wirtschaftliche Grundlage der ärmeren Klasse der Bürger durch eine ihrem Verbrauch angemessene Holzuteilung zu verbessern. Bereits in seinen „Bemerkungen“ war Jägerschmid auf die soziale Ursache des Holzfrevels bei den Drahtziehern eingegangen, die als Pächter aus ihrem geringen Verdienst neben der Pacht auch alle Fabrikationskosten zu bestreiten hatten: „Aus diesem erhellet, daß der jährliche Gewinn dieser armen Leute, ungeachtet der mühsamen und schmutzigen Arbeit, die sie haben, gering ist; dieses verleitet sie um so viel mehr zu dem schon angeführten Holzdiebstahl, ohne welchen sie ihr Auskommen nicht finden könnten, zumal alle Lebensmittel sehr teuer sind . . .“

Das letzte Kapitel wandte sich an die Regierung, indem er eine neue Organisation der Forstverwaltung durch die Errichtung eines Forst- oder Waldamtes vorschlug, das aus einem Forstdirektor und drei Förstern bestehen sollte. Grundsätzlich sollten im Forstdienst nur Leute mit forstwissenschaftlichen Kenntnissen beschäftigt werden, wo bisher nur Bürgerrecht und Los, ohne Rücksicht auf Verdienst und Geschicklichkeit, die einzigen Bedingungen waren, Ämter zu besitzen und besitzen zu können. Vielleicht dachte Jägerschmid daran, sich selbst zu bewerben, denn seine Anforderungen waren zweifellos auf ihn zugeschnitten: „Die Forstwirtschaft staatswirtschaftliche, physische, ma-

thematische und technologische Kenntnisse, die aber Wahl und Kugeln nicht geben können.“

Welche Stellung Jägerschmid damals bei dem Zaeslinschen Eisenwerk einnahm, ist nicht ganz klar. Aus einem Briefwechsel Jägerschmids mit dem Hofrat Hugo vom Oberamt Rötteln im Januar 1798, geht hervor, daß er nicht mehr Factor war, wie Hugo angenommen hatte. In diesem Zusammenhang ist von Interesse, daß die Helvetische Republik im Drahtzug zu Niederschönthal eine Münzprägstätte einrichtete und die Leitung Lukas Zaeslin übertrug. Dieser hatte einen stark überschuldeten Betrieb übernehmen müssen, den er nur zwei Jahre halten konnte. Die Münzprägstätte wurde nach dem Konkurs im Mai 1800 offenbar weiterbetrieben (längstens bis 1803) und deren Leitung Jägerschmid übertragen²¹). Da aber eine württ. Untersuchungskommission, die sich mit der revolutionären Bewegung befaßte, in ihrem Bericht vom 25. Februar 1800 vom „Münzdirector“ Jägerschmid spricht, muß dieser bereits vorher als solcher tätig gewesen sein. Angesichts der schwierigen Lage des Unternehmens bemühte sich Jägerschmid bereits 1798 um eine neue Existenz. Im Protokoll des Großen Rates der helvetischen Regierung vom 6. Juli findet sich folgender Punkt der Tagesordnung:

„Es wird eine Adresse des B. Jägerschmid von Niederschönthal im Canton Basel vorgelesen, in welcher er berichtet, da er gehört habe, daß der große Rat eine Kommission über die Wasserwerke ernannt habe, so biete er, unter dem Vorbehalt eines Privilegiums von 14 Jahren, seine in diesem Fache erlangten Kenntnisse an, um Sägemühlen zu errichten, die in einer Stunde zwölff Bretter schneiden. Über dieses Begehren geht der große Rat, in Betrachtung, daß es den Grundsätzen der Freiheit widerspreche, ausschließende Privilegien zu erteilen, zur Tagesordnung über.“

In einer Petition vom 7. Januar 1799 an das Vollziehungs-Direktorium der helvetischen Republik ersucht er um das Bürgerrecht; er be ruft sich dabei auch auf „einige Dienste“, die er

der Revolution des Kantons Basel erwiesen habe. Er habe eine Frau und drei Kinder, aus denen er gute Bürger machen werde. Dieses Gesuch wird in einem Schreiben des Regierungs-Statthalters Schmid vom Kanton Basel warm unterstützt. Jägerschmid sei in seiner Heimat der bürgerlichen Rechte verlustig gegangen: „Dies war das Schicksal des B. Jägerschmid, eines Mannes, der in unserem Kanton vieles für die Revolution getan hat und der auch dormalen vieles dazu beiträgt, Ruhe und geduldiges Aus-harren über die augenblicklichen Beschwerden zu verbreiten. Bürger Jägerschmid ist zu be-kannt als daß ich nötig haben sollte, Ihnen den-selben in seinem Ansuchen zu empfehlen. Er hat die Ehre, von einigen Mitgliedern des Voll-ziehungs-Direktoriums persönlich gekannt zu sein, welche seinem Mitwirken an der Revolu-tion und seinen Kenntnissen gewiß alle Gerech-tigkeit widerfahren lassen.“

Die in all den Jahren nie abgerissenen Revolu-tionsbestrebungen erreichen im Frühjahr 1799 in Erwartung eines neuen französischen Feld-zuges unter General Jourdan einen neuen Hö-hepunkt. Wenige Tage nach dem Rheinüber-gang von Jourdan erschien in Basel gerade noch rechtzeitig ein „Entwurf einer republikani-schen Verfassungs-Urkunde, wie sie für Deutschland taugen möchte“²²⁾, der ballen-weise über den Rhein geschafft wurde und überall reißenden Absatz fand. Als Verfasser vermutete man auch Jägerschmid, und Kam-merkonsulent Roth vom Oberamt Rötteln schien sogar den festen Beweis zu haben: „Der berüchtigte Jägerschmid, der, wie wir seitdem zuverlässig in Erfahrung gebracht haben, auch der Verfasser der bekannten deutschen Consti-tution ist . . .“²³⁾. Die Frage nach dem wirkli-chen Verfasser ist aber bis heute noch nicht ein-deutig beantwortet, da der Basler Drucker Sa-muel Flick behauptete, daß der Autor in Stutt-gart zu suchen sei. Die Schriften Jägerschmid bieten leider wenig Vergleichsmöglichkeiten, um ihn als Verfasser identifizieren zu können. Punkt 12 im 24. Abschnitt des Verfassungs-entwurfes sieht vor, daß die Gemeindelehrer

zugleich Feldmesser und Waldförster der Ge-meinden sind, wobei sie auf einer Kreisschule u. a. in der Feldmeßkunst und Forstwissen-schaft geprüft wurden. Spricht diese geforderte Ausbildung der Gemeindeförster, die Jäger-schmid in seiner für den Kanton Basel vorge-schlagenen Organisation als „Waldbannwarte“ bezeichnet, für seine Verfasserschaft, so bleibt doch dahingestellt, ob er die Kombination von Lehrer und Förster bei größerem Waldbesitz für möglich oder nützlich hielt. Leider gab auch Roth keinen Hinweis auf die „zuverlässigen Angaben“, daß Jägerschmid der Verfasser sei.

Über Grundbegriffe der Staatswirtschaft

Im gleichen Jahr erschien von „Jägerschmid“ eine kleine Schrift „Über Grundbegriffe der Staatswirtschaft nebst dem System der dahin gehörigen Wissenschaften“. Während sie von Kayser Ernst Alexander Jägerschmid zuge-schrieben wird, ergänzt Ersch den Namen mit „K.F.Vct.“²⁴⁾. Es müßte sich dabei um Carl Friedrich Victor Jägerschmid, dem Sohn des damaligen Rechnungsrates Carl Victor Jäger-schmid handeln²⁵⁾. Dieser war nach einem Hochschulstudium 1796 in den badischen Forstdienst getreten und hatte im Jahr darauf nach Kayser eine „Abhandlung über die ver-besserte Bereitungsart der weißen Stärke und des Puders“ veröffentlicht. Gegen eine Verfasserschaft von E. A. Jägerschmid könnte sowohl die Schreibweise des Namens als auch die Weg-lassung der Vornamen sprechen. Da die Schrift bei Samuel Flick Sohn in Basel erschien, hätte Jägerschmid die Schreibweise ohne weiteres korrigieren können.

In der ersten Hälfte der Schrift führt der Verfasser mit Maximen der Aufklärungsphilosophie zum Begriff der Staatswirtschaft: „Die Staats-wirtschaft als Wissenschaft betrachtet, gibt dem Staatswirt allgemeine Grundsätze an die Hand, welche ihn leiten durch gewisse Mittel und Wege die Sittlichkeit der Nation zu befördern, den Bedürfnissen des Lebens in der bürgerli-chen Gesellschaft abzuhelpen, und allen Mit-

Ueber
Grundbegriffe
der
Staatswirtschaft
nach
dem System
der dahin gehörigen Wissenschaften.

Von Jägerschmidt.



Basel,

im Verlag von Samuel Glia Sohn, Buchhändler
und Buchdrucker an der Schiffstraße 1799.

gliedern derselben einen verhältnismäßigen Wohlstand zu verschaffen.“

Es würde zu weit führen, auf den Gedankengang im einzelnen einzugehen, doch fällt auf, daß der Verfasser sich auf keine bestimmte Staatsform festlegt. Er beläßt es lediglich bei folgender Definition, die keinesfalls originell ist: „Staat ist eine gegenseitige Verbindung mehrerer vernünftiger Individuen nach Vernunftgesetzen. Die Verfassung des Staates, sei sie nun monarchisch, aristokratisch oder republikanisch, oder aus diesen dreien zusammengesetzt, also vermischt, soll immer das höchste Gut des Menschen, nämlich Sittlichkeit bezwecken. Diejenige Staatsverfassung ist also die vollkommenste, die beste, welche durch ihre Gesetzgebung und Struktur, den größtmög-

chen Grad der Sittlichkeit und Veredlung der Nation bewirkt.“ Es ist nicht ohne weiteres anzunehmen, daß sich ein Mann wie E. A. Jägerschmid, der viele Jahre konsequent auf den Sturz der „großen und kleinen Despoten“ hinarbeitete, mit dieser philosophischen Betrachtung begnügt hätte. Andererseits stellt sich die Frage, wer von der Familie Jägerschmid ein Interesse an dieser Abhandlung gehabt haben könnte, die sich inhaltlich in der zweiten Hälfte insbesondere mit den „Gewerbwissenschaften“ (Metallwirtschaft, Bergbau, Forstwirtschaft, Landwirtschaft, Handel) befaßt. Diese Überlegung könnte wiederum zugunsten einer Verfasserschaft von E. A. Jägerschmid sprechen, doch bieten einige Angaben über das Studium und berufliche Absichten seines Neffen Carl Friedrich Victor Anhaltspunkte für die Glaubwürdigkeit des Hinweises von Ersch. Nach Gradmann^{25a)} studierte er neben den Kameralwissenschaften besonders Technologie in Verbindung mit Chemie. Gradmann berichtet weiter, daß er nach Beendigung der akademischen Laufbahn eine wissenschaftliche Reise unternahm und einige Zeit in der Schweiz lebte. Möglicherweise wollte er sich mit der Arbeit „Über die Grundbegriffe der Staatwirtschaft“, die vielleicht schon 1796 verfaßt wurde, für den an der Universität Tübingen neugeschaffenen Lehrstuhl für Kameralwissenschaften qualifizieren. Er hatte sich 1796 insgeheim um ihn beworben, allerdings erfolglos, da er „wohl erst angehender Schriftsteller, noch kein Hochschullehrer sei“^{25b)}.

Ernst Alexander J. selbst erwähnt in späteren Jahren, wo er sich auf seine wissenschaftlichen Arbeiten beruft, gerade diese Schrift nicht, so daß er als Verfasser wohl nicht in Frage kommt. Im Jahre 1799 entwickelt er jedenfalls wieder eine besondere politische Aktivität. Obwohl die französische Deutschlandpolitik, die militärische Niederlage Jourdans, der am 25. März von Erzherzog Karl bei Stockach geschlagen wurde, und die Zügellosigkeit der französischen Soldaten die deutschen Revolutionäre aufs tiefste enttäuschen mußten, arbeiteten sie

unentwegt weiter. Die Zusammenarbeit des linksrheinischen Revolutionärs Krutthofer (Deckname: Mauerbrecher) und Georg Lists, der sich damals in Mainz aufhielt, mit dem frz. General Mangin, dem Generaladjutanten Lecourbes in der Schweiz, schien eine neue günstige Ausgangslage zu schaffen. Nichts kennzeichnet die eigenständischen Bestrebungen der deutschen Revolutionäre und insbesondere Jägerschmids deutlicher als ein Brief, den er am 7. Dezember 1799 an Mauerbrecher richtete: „Auf Ihre und Freund Listens Versicherung, daß meine Bemühungen und Dienstleistungen zu gleicher Zeit auch die Befreiung unseres bedrückten und unglücklichen Vaterlandes mitbefördern werden, habe ich mich, ungeachtet früherer Entschließungen, nichts mehr mit den Franzosen zu schaffen haben zu wollen, entschlossen, General Mangins Aufforderung zu entsprechen; ich habe ihm aber ganz deutlich geschrieben, daß es bloß in dieser Rücksicht geschehe, und wenn er mir nicht diese Versicherung verschaffen könne, dann soll er auf mich nicht mehr zählen. Ich habe ihm auch zu gleicher Zeit geschrieben, wie oft und vielmals ich schon von ihnen betrogen worden sei und wie sehr ich ihre begangene Aufführung verabscheue, wie auch detailliert und bewiesen, daß sie ohngeachtet aller Bemühungen ohne eine deutsche Revolution verloren seien, und wirklich sehe ich auch die Sache so an.“²⁶⁾ Das Schreiben wurde einem Brief an List beigelegt, der den Inhalt der Briefe den Revolutionären in Schwaben zuleitete. Da eine Kopie in die Hände der österreichischen Behörden gelangte, wurden im Januar 1800 alle führenden Köpfe in Württemberg verhaftet und die beteiligten württembergischen Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt. Auf der von der württ. Untersuchungskommission zusammengestellten Liste der ihr bekanntgewordenen Mitglieder der Organisation steht Jägerschmid an erster Stelle: „Münzdirektor Jägerschmid in Niederschöntal bei Basel, aus dem Badischen gebürtig, ein vermöglicher Mann, welcher, ob er gleich weniger als andere bekannt, das vorzüglichste Haupt zu

sein scheint. Er war im Jahr 1798 bei dem Aufbruch in der Oberen Markgrafschaft in Müllheim, um, wenn es in Lahr gelänge, auch dort loszubrechen. Ebenso war er im Jahr 1799 im Hauptquartier des General Jourdan, um die Revolution einzuleiten.“²⁷⁾ Aber trotz des entscheidenden Schlages, den die Bewegung durch die Verhaftungen erlitten hatte, ließ sich Jägerschmid nicht entmutigen. Am 17. März 1800 berichtete Kammerkonsulent Roth über neue revolutionäre Umtriebe. Jägerschmid scheine sich wieder an die Spitze der unruhigen Köpfe zu stellen, wie er es schon seit etlichen Jahren getan habe: „Er hat jetzt einen weiteren Anlaß dazu, weil sein Herr, der B. Zäslin, einen enormen Bankrott gemacht hat und er dadurch seine Anstellung und sein Brot verliert.“ Zäslin war das Opfer seiner Spekulation mit Assiggnaten geworden; am 29. Mai 1800 wurde das Werk versteigert.

Übersiedelung nach Müllhausen

Im Herbst des Jahres 1801 besuchte Jägerschmid, der eine Anstellung bei einer Fabrik in Müllhausen gefunden hatte²⁸⁾, mehrmals seine Schwester Marie Elisabeth, Witwe des Pfarrers Wix, und seinen Sohn in Müllheim, der dort zur Schule ging. Das Oberamt Badenweiler ließ ihm unter der Hand mitteilen, daß man ihn beim Kopf nehmen werde, wenn man ihn wieder antreffe, doch Jägerschmid wollte sich als französischer Bürger das Recht nicht nehmen lassen, sich ungehindert in Müllheim aufhalten zu dürfen. Er wandte sich deshalb an den Präfekten des Oberrheinischen Kreises, der auch prompt reagierte und sich in seinem Schreiben vom 23. Oktober an das Oberamt Badenweiler für ihn verwandte. Der Präfekt wies darauf hin, daß Jägerschmid in Frankreich eingebürgert sei und das Bürgerrecht der Stadt Müllhausen genieße. Aufgrund dessen verdiene er den Schutz einer Regierung, die die alten freundschaftlichen Beziehungen zur frz. Republik wieder aufnehmen wolle. Er sei überzeugt, daß man irgendwelche Schritte gegen Jägerschmid mißbilligen werde.

Ihr Wohlwollen Jägerschmid gegenüber sei auch künftig der Maßstab für das entgegenkommende Verhalten, das man sich schon bisher beim Aufenthalt badischer Bürger im Département zur Pflicht gemacht habe. Dieser Wink war nicht zu übersehen. Das OA Badenweiler sandte das Schreiben des Präfekten am 30. Oktober dem Markgrafen mit der Bitte um weitere Weisung und der Bemerkung, daß man wohl sehe, Jägerschmid werde dort weitere Unterstützung finden, wenn man die angedrohte Verhaftung ausführe. Das Oberamt wies in seiner sehr geschickten Antwort den Präfekten darauf hin, daß man Jägerschmid keine Schwierigkeiten machen wolle, weil er ein sogenannter Patriot sei, sondern weil er vor und nach dem Frieden zwischen der Markgrafschaft und der frz. Republik an Verschwörungen teilgenommen habe, die von der frz. Gesandtschaft in Basel aufs schärfste verurteilt worden seien. Diese habe selbst das Vorhaben, ihn zu verhaften oder ihn mit seinen Gefährten aus dem Land zu jagen, stark unterstützt. Es hinge also nicht vom Oberamt ab, ihm freie Passage zu gewähren. Und ironisch fügte das Oberamt hinzu, man habe sich wegen des Aufenthaltes von Jägerschmid in Müllheim nur Unannehmlichkeiten ersparen wollen. Nach dem Geheimratsprotokoll vom 5. November wurde dem Oberamt mitgeteilt, daß man Jägerschmid mit ordnungsgemäßen Paß Aufenthalt oder Durchreise gestatten könne. Um die gleiche Zeit erhielt er in der Schweiz ein ausschließliches Patent für die Errichtung und den Betrieb einer von ihm erfundenen Sägemühle, mit der man 200 Bretter täglich sägen konnte.

Errichtung einer Sensenfabrik in Saint-Pierre d'Albigny

Offenbar machte Jägerschmid von seinem helvetischen Patent keinen Gebrauch, denn er errichtete in Gesellschaft mit dem Marquis de Lescherain in Savoyen seine dritte Sensenfabrik. War seine dortige Tätigkeit auch kein finanzieller Erfolg, denn der Marquis verfügte offenbar nicht über das notwendige Betriebskapital, so

verschaffte sie ihm immerhin die Ehre, mehrmals im Hauptwerk von Jean-Henri Hassenfratz, inspecteur divisionnaire au Corps Impériale des Mines, zitiert zu werden²⁹). Hassenfratz hatte den Bergbauingenieur Charbaut gebeten, Versuche über den Luftwiderstand in längeren Röhren anzustellen, die dann im Stahlwerk von Saint-Pierre d'Albigny im Département du Mont-Blanc durchgeführt wurden. Hassenfratz vermerkt, daß Jägerschmid, Direktor dieses Betriebes, mit der größten Bereitwilligkeit zum Erfolg des Experimentes beigetragen habe³⁰). In dem Kapitel „Des Ordons à bascules mus par l'eau“ behandelt er eine Neuerung in der Sensenfabrik, die dem Hammer eine größere Geschwindigkeit verlieh³¹), und schließlich erwähnt er im Kapitel über die Sensenherstellung, daß Jägerschmid Zementstahl verwende³²). Beim Ausscheiden schuldete der Marquis dem Alexander Jägerschmid 30000 Franken, die er ihm noch einige Jahre später, vielleicht auch immer, schuldig blieb.

Letzte Station: Toulouse

Die Tochter Sophie Judith Jägerschmid war mit dem 1788 in Straßburg gebürtigen Alexis Massenet, Sohn eines Geschichtsprofessors, verheiratet³³). Ein Kontrakt zwischen dem Bergbauingenieur A. Jägerschmid, seinem Schwiegersohn Alexis Pierre Michel Nicolas Massenet, capitaine retiré du génie, und dem Eisenkaufmann Marie-Joseph Garrigou neveu, der am 7. März 1815 in Toulouse für 29 Jahre geschlossen und dort am 8. April 1817 registriert wurde, hatte die Gründung einer Gesellschaft zur Herstellung von Sensen, Feilen und anderen Gegenständen aus Eisen oder Stahl zum Ziel. Jägerschmid gründete seine vierte Sensenfabrik und andere Anlagen, ohne daß anscheinend eine Handelsgesellschaft nach Handelsrecht gebildet wurde. Das Geschäft ließ sich sofort gut an; in weniger als 15 Monaten wurde ein Gewinn von über 100000 Franken erzielt. Obwohl Jägerschmid das Werk gegründet, seine Fachkenntnisse und sein Fabrikationsgeheimnis eingebracht hatte und der Kontrakt auf Drängen von

Massenet zustande gekommen war, wollte man seine festgelegten finanziellen Rechte beschneiden. Es entspann sich in den Jahren 1817 bis 1819 ein harter Rechtsstreit vor dem tribunal de commerce in Toulouse, in dessen Verlauf von beiden Seiten zum Teil sehr ausführliche Stellungnahmen gedruckt wurden.

Es mag ein Licht auf die Persönlichkeit Jägerschmids werfen, daß alle Arbeiter im Prozeß ausdrücklich erklärten, daß sie unverzüglich Frankreich verlassen würden, wenn dieser vom Etablissement ausgeschlossen würde, denn seinetwegen hätten sie ihr Vaterland verlassen. Das Urteil der Zivilkammer des königl. Gerichtshofes von Toulouse vom 22. Mai 1817³³) war für ihn rechtlich ein voller Erfolg, denn es erklärte ihn als Besitzer der streitigen Fabrik einschließlich der Einrichtung und Materialien. Die daran geknüpften Bedingungen vernichteten aber seine wirtschaftliche Existenz. Den Gesellschaftern Garrigou und Massenet mußten die gesamten für das Unternehmen geleisteten Kosten mit 6% Zins in drei Raten zurückerstattet werden; ein Drittel nach Liquidation der Kosten, ein weiteres Drittel vier Monate später und das letzte nach dem gleichen Zeitraum. Jägerschmid mußte aber innerhalb eines Monats eine Kautions als Sicherheit für die Rückzahlung leisten, sonst erlosch sein Besitzrecht. Drei Tage nach Stellung der Kautions mußte die Fabrik ihm übergeben werden. Für den Fall, daß er die Bedingungen nicht annahm, wurde ihm eine Entschädigung zugesprochen. Woher sollte er in so kurzer Zeit die Kautions und jene Summe nehmen, die Bau, Einrichtung und Reparaturen verschlungen hatten? Das Urteil bedeutete zwangsläufig seine Enteignung und einen anscheinend hoffnungslosen Kampf um eine angemessene Entschädigung. Überdies mußte er ein Jahr darauf erleben, daß Garrigou et Compagnie von der Société d'encouragement à l'industrie nationale eine Goldmedaille erhielt, die zweifellos ihm zugestanden hätte, als dem Ingenieur, dessen unbestreitbaren Kenntnisse und technische Geschicklichkeit auch nach 100 Jahren von P. Genevray anerkannt wurden³³).

Für die Fabrikation von Sensen und Feilen war eine spezielle Technik notwendig, die in Frankreich nicht geläufig war. Die Herstellung von Zementstahl bot die größten Schwierigkeiten, und man wollte sich auf diesem Gebiet von der ausländischen Einfuhr freimachen und der deutschen Konkurrenz begegnen. Hier bot sich für den Eisenkaufmann Garrigou Jägerschmid als Spezialist an, der das Werk errichtete und mit seinen von ihm angeworbenen Arbeitern aus Deutschland und Tirol in Gang setzte.

Nach seiner Vertreibung aus dem Unternehmen versuchte Jägerschmid mit seinen ihm folgenden Arbeitern nach den Angaben von Genevray in Perpignan sofort ein neues Unternehmen zu gründen, fand jedoch keinen Kapitalgeber. Die Liquidation der Gesellschaft in Toulouse habe ihn nicht bereichert, denn zehn Jahre später schien seine materielle Lage heikel zu sein. Der Minister für Handel und Verkehr gewährte ihm eine Hilfe von 500 francs „pour service rendus à l'usine Garrigou“. Jägerschmid starb am 31. März 1833 im Alter von 79 Jahren in Toulouse, place de la Visitation³⁴).

Anmerkungen

1) Karl Obser, Der Marquis von Poterat und die revolutionäre Propaganda am Oberrhein im Jahre 1796. In: „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ (ZGO), NF Bd. 7, S. 385 ff., 1892. Ders.: Die revolutionäre Propaganda am Oberrhein im Jahre 1798. In: ZGO, NF Bd. 24, S. 119 ff., 1909.

2) Heinrich Scheel, Süddeutsche Jakobiner, Klassenkämpfe und republikanische Bestrebungen im deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts, Berlin 1962.

3) I. S. Kon, Soziologie der Persönlichkeit, 1971, S. 390.

4) Soweit nichts anderes vermerkt, sind die Daten dem Genealogischen Handbuch bürgerlicher Familien (Deutsches Geschlechterbuch), 5. Band (1897), unveränderter Abdruck 1912, S. 135 ff., entnommen. Gustav Victor Jägerschmid erhielt am 3. 5. 1751 Charakter und Rang eines Hofrates.

5) Albert Eisele, Kandern, Bilder aus der Geschichte der Stadt Kandern, 1956, S. 42.

⁶⁾ Die Unterlagen über den Lebensweg Jägerschmids verdanke ich dem Stadtarchiv Toulouse (Mme. Mailard) und der besonders lebenswürdigen Unterstützung der Stadtbibliothek Toulouse (Suzanne Pouy), die mir Kopien aus den Schriften des tribunal du commerce in Toulouse zur Verfügung stellte.

⁷⁾ Erwin Dittler, Johann Gottlieb Müller (Bärstecher), Verlagsbuchhändler im Zeitalter der Aufklärung. In: „Die Ortenau“ 52 (1972), S. 205, 207, 212.

– Eine Rezension der „Bemerkungen“ (nach Ersch) bei „Beckmann's“ B. XVI, 2.285. Urteil: positiv.

⁸⁾ Nach Mitt. des Zentralen Staatsarchivs in Merseburg v. 26. 7. 76, das die Bestände Geheimes Zivilkabinett und Generaldirektorium verwahrt, konnten keine Unterlagen über Jägerschmid ermittelt werden.

⁹⁾ Geb. 18. 9. 1745, heiratete am 27. August 1783 in Frankfurt/Main die Anna Catharina Siegner, Tochter des Senators Johann Siegner, auch Schöffe und des Rats, 25. April 1837. (Frdl. Mitt. des Stadtarchivs Frankfurt a. M. vom 29. 6. 1976. Über den Aufenthalt von E. A. Jägerschmid konnte nichts ermittelt werden.)

¹⁰⁾ Eric J. Hobsbawm, Industrie und Empire I, Britische Wirtschaftsgeschichte seit 1750, 3. Aufl. 1972, S. 60.

¹¹⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 74/5001, Bericht Oberamt Badenweiler vom 30. 8. 1796, Beilage 4; abgedr. bei Obser, Der Marquis von Poterat a. a. O. S. 413.

¹²⁾ Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HSA Stuttgart) A 30 Bü. 149. Kommissionsbericht vom 5. Mai 1800.

¹³⁾ Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 1783–1806, Bd. 2 1892, S. 374f.

¹⁴⁾ Ebd., Bd. 6 1915, S. 106 (Poterat an Carnot?).

¹⁵⁾ Ebd., Bd. 2 S. 374 Nr. 442. Es ist kaum vorstellbar, wie verhaßt allenthalben das Korps von Condé war. Die Kennzeichnung der Emigranten variiert von der „gemeinsamen Landplage“ (vö. Regierung) über „Abscham der Menschheit“ (Ernst Münch), „Geißel des Landvolks“ (P. Ildefonds von Arx O. S. B. als Pfarrer von Ebringen) bis zu den „Condéischen Untieren, die noch die Erde verunreinigen und so häßlich unter Euch hausen“ (Hölderlin an seinen Bruder, 6. 8. 1796).

¹⁶⁾ Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden, Bd. 1 (1792–1818), 1906, S. 9.

^{16a)} Erwin Dittler, Johann Georg Friedrich List, Ekkhart-Jahrbuch 1970, S. 51ff.

¹⁷⁾ Bundesarchiv Bern, Bd. 536, S. 115.

¹⁸⁾ Die Ausdrücke sind verwirrend, denn es gab keinen „Liestaler Drahtzug“. „Niederschöntal liegt an der nördl. Gemeindegrenze von Liestal und bildet selber keine Gemeinde. Stammhaus, unterer Drahtzug und oberer Drahtzug lagen in der Gemeinde Füllinsdorf, der „Kupferhammer“ in der Gemeinde Liestal. 1798 gab es m. W. keinen Merianischen Drahtzug

(Frdl. Mitt. von Dr. med. C. Zaeslein-Büthe, Basel, v. 9. 9. 1975). Der Stadtbasler Philipp Merian 1743–1804 kaufte erst im Mai 1800 aus der Zäslin'schen Masse den unteren Drahtzug in Niederschöntal (frdl. Mitt. vom Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Prof. Dr. Andreas Staehelin, v. 18. 4. 1975 mit Hinweis auf A. Iselin-Vischer, Die industrielle Entwicklung von Nieder-Schöntal in den letzten 250 Jahren, Basel 1920).

¹⁹⁾ E. A. Jaegerschmid, Erste Gründe der Forst-Wissenschaft, Basel 1798. J. S. Ersch, Allg. Repertorium der Lit. f. d. Jahre 1796–1800 XI, 439 schreibt die Abhandlung fälschlich K. F. Vct. Jägerschmid zu. Rezension: Revision der Literatur für die Jahre 1785–1800 in Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Literatur-Zeitung dieses Zeitraums. Jg. 4 Bd. 1 Sp. 279f. (ohne Urteil); Literatur-Zeitung, Erlangen 1800, Bd. 2, S. 2011., Beur.: negativ. (Alle Hinweise auf Ersch verdanke ich Herrn Reinhart Siegert, Waldkirch).

²⁰⁾ Erwin Dittler, Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein. In: „Die Ortenau“ 56 (1976).

²¹⁾ Staatsarchiv Basel Stadt mit Hinweis auf Band XV der „Actensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik (1798–1803), Freiburg/Schweiz 1964, S. 779, wobei diese Akten im Bundesarchiv Bern noch näher erforscht werden müßten.

²²⁾ Abgedruckt bei Heinrich Scheel, Jakobinische Flugschriften aus dem deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts, 1965, S. 130ff.

²³⁾ Polit. Correspondenz, Bd. 3 S. 387 (Lörrach, 17. März 1800).

²⁴⁾ Christian Gottlob Kayser, Vollständiges Bücher-Lexikon enthaltend alle von 1750 bis zu Ende des Jahres 1832 in Deutschland und in den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher. 3. Teil (H–L), 1835 S. 233 (frdl. Hinweis v. Herrn Adalbert Brauer, Historisches Archiv des Börsenvereins des deutschen Buchhandels e. V., Frankfurt a. M.). Kurzrezension in: Revision der Literatur a. a. O. Jg. 1 Bd. 1 Jena u. Leipzig 1801 Sp. 239f.

²⁵⁾ Engelbert Strobel, Karl Friedrich Victor Jägerschmid. In: Badische Heimat, 49. Jg., Heft 2, S. 255f.

^{25a)} Johann Jacob Gradmann (Hrsg.), Das gelehrte Schwaben oder Lexicon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller . . . , 1802, S. 268.

^{25b)} Kommissionsbericht v. 4. 11. 1797 (HStA Stuttgart A 280 Bü 8 f.). Expeditionsrat Weisser, ein Kommissionsmitglied der Universität, teilte am 6. Dez. 1796 dem Präsidenten der Kommission aus einem Schreiben des Prof. David Christoph Seybold mit, daß „der Vater des jungen Herrn Jägerschmid sehr wünsche, daß niemand von Karlsruhe von diesem Schritte seines Sohnes etwas erfahren möge, weil

es ihm sonst an seiner dortigen Beförderung schaden würde“ (HSTASt A 274 Bü 23). Ich verdanke diesen Hinweis auf die Bewerbung C.F.V. Jägerschmids Herrn Uwe Jens Wandel (Univ. Archiv Tübingen).

²⁶⁾ HSA A 11 Bü 47 Bl. 207.

²⁷⁾ Ebd. Bl. 234.

²⁸⁾ GLA 74/5001 OA Badenweiler, Müllheim, 30. Okt. 1801. Nach dem Schreiben des Präfekten vom Oberrhein. Departement vom 1. Brumaire X war Jägerschmid in Müllhausen Fabrikant.

²⁹⁾ J. H. Hassenfratz, La Sidérotechnie, Paris 1812 (4 Bände). Biographie und Bibliographie in: La Grande Encyclopédie (o. J.) S. 906 (frdl. Hinweis von Herrn Karl-Helmut Steckner, Kehl).

³⁰⁾ J. H. Hassenfratz, Bd. II, S. 105.

³¹⁾ Ebd. Bd. III, S. 190.

³²⁾ Ebd. Bd. IV, S. 246 Anm. 1.

³³⁾ Nach einer unveröffentl. genealogischen Arbeit des Toulouser Historikers M. Romane über die Familie Massenet (Mitt. der Stadtbibliothek Toulouse). Alexis Massenet starb in Nice um 1863. Nach Romane starb Sophie Jägerschmid, geb. in Karlsruhe, Ehefrau von E. A. Jägerschmid, in Toulouse am 20. März 1839 im Alter von 63 Jahren.

^{33 a)} Archives départementales de Haute-Garonne, Toulouse; freundlicherweise vom Cour d'Appel de Toulouse übermittelt.

^{33 b)} In: Annales du Midi, 1920, S. 406f.

³⁴⁾ Nach Romane (Deutsches Geschlechterbuch: 1830).

*Liebe Mitglieder
der Badischen Heimat!*

Viele aus unsern Reihen haben uns im vergangenen Jahr
neue Mitglieder zugeführt.

Ganz herzlichen Dank für die treue und wertvolle Mitarbeit.

Auch 1977 wollen wir darum bemüht sein,
daß jedes Mitglied ein neues Mitglied wirbt.
Im voraus herzlichen Dank.

Landesverein Badische Heimat e. V.

Raymund Jeblinger (1853–1937)

Erzbischöflicher Oberbaurat und Münsterbaumeister

Judith und Hans Jakob Wörner, Freiburg

Zu allen Zeiten war die Kirche einer der größten, wenn nicht der größte Auftraggeber auf dem Gebiete der Baukunst. Dies war auch noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert so. Infolgedessen ist die Frage, welche Architekten die Kirche auf die Schlüsselpositionen ihres Bauwesens, an die Spitze der kirchlichen Bauämter berief, von geradezu architekturgeschichtlicher Bedeutung. Dies ist neuerdings auch erkannt worden.

Im folgenden soll hier kurz über einen Architekten berichtet werden, der während 23 Jahren in einer architekturgeschichtlich bedeutsamen Zeit, d. h. von 1901 bis 1924, das Erzbischöfliche Bauamt in Freiburg leitete und dessen höchst aufschlußreiche, ja faszinierende Werke bisher – soviel wir sehen – nicht gewürdigt wurden: Raymund Jeblinger.

Raymund Jeblinger wurde am 31. August 1853 in Peterskirchen/Oberösterreich geboren. Er war Staatsangehöriger der Österreichisch-Ungarischen Donaumonarchie und römisch-katholischer Konfession. Sein Vater, Matthias Jeblinger, war Landwirt und Mechaniker in Peterskirchen, später auch Gastwirt in Hohenzell/Burgkirchen (Oberösterreich). Die Volksschule besuchte Raymund Jeblinger in seinem Heimatort bzw. Hohenzell und Burgkirchen, von 1867–1872 die Realschulen in Stadt-Ried und Salzburg. Von 1872 bis 1877 studierte er an den Technischen Hochschulen in Karlsruhe (ein Semester), München und Graz (zusammen acht Semester) Ingenieur- und Hochbauwesen. Außerdem war er „Concessionierter Maurer- und Zimmermeister“ und Baumeister in Burgkirchen und Linz/Donau. Von 1876 bis 1877 besuchte er die Malerakademie Graz. Diese Bemühung um die Malerei ist nicht nur für die

Künstlerpersönlichkeit Raymund Jeblingers, sondern auch für das Selbstverständnis der Architektur jener Zeit höchst aufschlußreich. – Nach Abschluß seiner Hochschulstudien eröffnete R. Jeblinger als „behördlich autorisierter und beedeter Civilarchitekt“ in Linz ein – anscheinend gutgehendes – Architekturbureau. Schon früh passionierte er sich für Fragen des Kirchenbaus und ebenso der Kirchen-Ausstattung. Nach Freiburg kam R. Jeblinger anscheinend auf Empfehlung des Cardinals und Fürsterzbischofs Dr. Jacob Missia zu Görz. Der Kardinal hatte Jeblingers Dienste anlässlich einer großen Überschwemmung in Laibach und der Behebung dadurch verursachter Bauschäden schätzen gelernt und empfahl ihn offensichtlich an den Freiburger Erzbischof Dr. Nörber.

Aufschlußreich ist der Lebenslauf, den Raymund Jeblinger mit seiner Bewerbung für die Vorstands-Stelle im Freiburger Erzbischöflichen Bauamt an den Oberkirchenrat nach Karlsruhe sandte:

„Lebenslauf des Gefertigten

Ich Raymund Jeblinger, röm. kath., ledig, militärfrei, geboren am 31. August 1853 in der Pfarre Peterskirchen, Ober-Österreich, wo mein Vater Kleinbauer und zugleich Dorfmechaniker war, besuchte die Volksschule in Peterskirchen, Hohenzell und Burgkirchen, weiters die Realschule in Stadt-Ried und Salzburg, dann die Technische Hochschule/: Ingenieur- und Hochbauschool:/ in Karlsruhe, München und Graz. Ich bewarb mich zunächst um die Concession für das Maurer- und Zimmermeistergewerbe in Burgkirchen, erwarb dann für den gleichen Ort die Baumeister-Concession,



Zu den ersten Bauten, die R. Jeblinger nach seiner Berufung zum Vorstand des erzbischöflichen Bauamtes Freiburg 1901 errichtete, gehört die bedeutende katholische Pfarrkirche in Schönau i. W., die – unter Bewahrung des spätgotischen Turmunterbaus – ein hervorragendes Werk der Neugotik darstellt.



Es sind vorwiegend frühgotische Formen, auf die R. Jeblinger hier in der katholischen Pfarrkirche von Schönau zurückgreift, wie etwa in dieser Rose mit den wie ausgestanzten Öffnungen, deren Grundidee wohl in der Rose der Kathedrale von Laon zu finden ist.

später dieselbe für die Landeshauptstadt Linz, und schließlich erhielt ich auf Grund meiner Hochschulzeugnisse und ausgedehnten Praxis die Concession eines behördlichen autorisierten und beeideten Civil Architecten, die höchste Concession, die einem absolvierten Architekten in Osterreich behördlich verliehen werden kann.

Schon als Studierender der technischen Hochschule machte ich Entwürfe für auszuführende Kircheneinrichtungen und übte in den langen Ferien die Praxis des Maurer- und Zimmerer-Gewerbes aus.

Als Maurer- und Zimmermeister führte ich nach den Plänen des damaligen Dombauarchi-

tekten Otto Schirmer zu Linz den Thurmbau in Mauerkirchen aus, trat dann über sein Ersuchen in die Dombaukanzlei von Linz ein, und erwarb daselbst für meine Leistungen ein anerkennendes Zeugnis. Nach meinem Austritte aus diesem Dienstverhältnisse setzte ich die vorher ausgeübte selbständige Praxis im Hochbaugewerbe, insbesondere im Kirchenbau/: in zwölf Kronländern vertheilt:/ wieder ununterbrochen fort, wobei es bis heute, Gott sei es gedankt, ohne jedem Unglück abging.

Ich erwähne diesen Umstand, um den vollen Beweis zu liefern, daß ich mich theoretisch von Stufe zu Stufe emporarbeitete, aber auch den Wert und Nutzen praktischen Schaffens vollauf

einsah und würdigte. Heute sind es 25 Jahre meiner bautechnischen Tätigkeit, ein langer Zeitraum, in welchem ich Gelegenheit suchte und reichlich fand, mich mit Kirchenbauten und kirchlichen Einrichtungen fast ununterbrochen zu beschäftigen und alles mein Wissen und Erfahren, meinen Fleiß und Eifer in den Dienst der edlen Sache, die Kunst in den Dienst der Kirche zu stellen. Linz a. d. Donau/1901. Raymund Jeblinger, beh. aut. und beeid. Civil-Architekt.“

Mit Dienstantritt vom 16. 9. 1901 wurde Raymund Jeblinger zum Vorstand des Freiburger Erzbischöflichen Bauamtes ernannt und begann sogleich eine überaus fruchtbare Tätigkeit.

Darüber, was R. Jeblinger in den Jahren vor seiner Übersiedlung nach Freiburg in Österreich gebaut hat, geben die Akten im Archiv des Erzbischöflichen Ordinariates in Freiburg nur geringe Anhaltspunkte. Es dürften dies nicht wenige Bauten sein. R. Jeblinger selbst erwähnt, daß er 1885 ein Volksschulgebäude in Schärding/Oberösterreich erbaut und anlässlich der Überschwemmung in Laibach eine bedeutende Zahl von Bauten wieder hergerichtet habe. Während seiner Tätigkeit für das Erzbischöfliche Bauamt in Freiburg erstellte R. Jeblinger mit Genehmigung seines Arbeitgebers 1912 einen Erweiterungsbau an der seinerzeit von ihm errichteten Volksschule in Schärding, 1913 erbaute er ein Wohnhaus in Teplitz.

Dem Erzbischöflichen Bauamt Freiburg, das R. Jeblinger leitete, unterstanden damals (Stand 1914) die folgenden Dekanate: Breisach, Endingen, Freiburg, Lahr, Neuenburg, Neustadt, Säckingen, Triberg, Waldkirch, Waldshut, Wiesental. Es handelte sich hierbei um ein ausgedehntes Gebiet mit einer großen Zahl von Pfarreien und einer Bautätigkeit, die – entsprechend den günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen – außerordentlich reich war. Hatte Jeblinger mit der Übernahme des Freiburger Erzbischöflichen Bauamtes somit bereits eine erhebliche Arbeitslast zu tragen, so kamen – mindestens zeitweise – noch zusätzliche Aufgaben hinzu. In einem Schreiben vom 13. 6. 1913 deu-

tet Jeblinger diese zusätzlichen Aufgaben an: er habe, vor allem zwischen 1901 und 1911, eine enorme Arbeitslast zu bewältigen gehabt, da „... ich noch gleichzeitig für das Bauamt Konstanz alle größeren Bauten (27 an der Zahl) projektieren und auch ausführen mußte (eine gewaltige Nebenleistung, die fast Doppeldienstjahren gleichkommt) und noch dazu zur selben Zeit Projekte für den Bauamtsbezirk Karlsruhe und Hohenzollern zu besorgen hatte und nebst dem auch noch überaus reichlich mit Profan- und Kirchenbauten für Freiburg und Freiburger Vorstädte zu schaffen hatte. Der Baubezirk Freiburg mit seinen 246 Pfarreien ist heute noch der größte in der Diözese; außerdem sind ständig über 80 Anwesen in und bei Freiburg vom hiesigen Bauamt zu verwalten.“

R. Jeblinger hat nur selten, wie hier in der katholischen Pfarrkirche in Schönau, neugotisch gebaut; wesentlich stärker vertreten in seinem Werk sind Neoromanik und vor allem Neubarock (beeinflusst durch Elemente des Jugendstils).





1908 errichtete R. Jéblinger die katholische Pfarrkirche von Schuttertal in Anlehnung an die Formenwelt der rheinischen Spätromanik, doch zeigen sich auch hier im Detail Einflüsse des Jugendstils.

Bei der Betrachtung von Jéblingers Werk – eine auch nur annähernd vollständige Liste seiner Werke kann noch nicht vorgelegt werden – ist davon auszugehen, daß alle zwischen 1902 und 1924 im Bereich des Erzbischöflichen Bauamtes Freiburg errichteten kirchlichen Bauten wenn auch nicht immer von ihm selbst entworfen und, sofern sie von Mitarbeitern und anderen Architekten geplant und ausgeführt, so doch mindestens von Jéblinger gebilligt und gegebenenfalls korrigiert wurden. Dazu kommen noch die von Jéblinger angedeuteten, außerhalb des Freiburger Erzbischöflichen Bauamts-Bezirks gelegenen Werke. Für diese letzteren seien hier stellvertretend für viele die von Jéblinger durchgeführten Restaurierungen der Münster zu Radolfzell und Villingen genannt: als Anerkennung seiner dort geleisteten Arbeit erhielt Jéblinger 1924 außer dem Titel „Erzbischöflicher Oberbaurat“ auch den Titel „Münsterbaumeister“.

In Verbindung mit dem Titel „Münsterbaumeister“ sei hier darauf hingewiesen, daß R. Jéblin-

ger sich keineswegs nur als moderner Architekt (etwa gar im Sinne einer Gegnerschaft gegen die Tradition) fühlte, sondern seit jeher auch konservatorische Interessen pflegte. Dies zeigt schon seine Visitenkarte, auf welcher der ehrende Zusatz gedruckt zu lesen steht: „K. K. Conservator der Centralcommission für Kunst- und historische Baudenkmale“. Die K. K. Centralcommission war bekanntlich eine höchst ehrwürdige und tatkräftige Institution, in welcher berühmte Kunsthistoriker ihrer Zeit, wie etwa Max Dvořak, mitwirkten. Die hervorragenden Publikationen dieser Institution spielen denn auch in der Kunstgeschichtsschreibung eine wichtige Rolle. Jéblinger vertrat neben den konservatorischen auch allgemein künstlerische bzw. kunstpolitische Interessen. Von seinem Besuch der Malerakademie Graz war oben schon die Rede. Während seiner Tätigkeit in Linz gehörte er dem Ausschuß des Oberösterreichischen Kunstvereins sowie dem Verwaltungsrat des Museums Francisco Carolinum in Linz an.

Die Tätigkeit R. Jeblingers in der Erzdiözese Freiburg war außerordentlich reich und fruchtbar. Er war Jungeselle, hatte eine Dienstwohnung im dritten Stock des Ostflügels in dem von ihm selbst 1903–1906 erbauten Ordinariatsgebäude in Freiburg, wo er, in unmittelbarer Nähe seines Arbeitsplatzes wohnend, mit ganz außergewöhnlicher Arbeitskraft Tag und Nacht über seinen Plänen saß. Jeblingers Karriere im erzbischöflichen Bauamt war für damalige Begriffe rasch. Seine bedeutende künstlerische Begabung wurde anerkannt und gewürdigt. 1911 erhielt er den Titel „Erzbischöflicher Oberbaupinspektor“, 1921 die Amtsbezeichnung „Erzbischöflicher Baurat“. 1924 „Erzbischöflicher Oberbaurat und Münsterbaumeister“. Die einzigen Schatten, die auf R. Jeblingers erfolgreiche Tätigkeit fielen, waren in den späteren Lebensjahren eine sich immer wieder unliebsam bemerkbar machende Krankheit, die ihn veranlaßte, gelegentlich Kuren – meist in Karlsbad – zur Wiedererlangung seiner Gesundheit zu unternehmen. Leider blieben ihm, dem typischen Künstler, Vorwürfe von seiten gewisser Juristen nicht erspart, die ihm übelnahmen, daß er mehr als ein trockener Verwalter war. Insbesondere wurden ihm Kostenüberschreitungen an bestimmten Kirchen angekreidet; es sind interessanter Weise gerade jene Bauten, die R. Jeblingers baukünstlerische Potenz in ausgesprochenster Weise zur Wirkung gelangen lassen und als Bauten von hervorragender künstlerischer Qualität anzusehen sind (Schönau, Lahr-Dinglingen, Kollnau, Freiburg-Haslach, diese leider verändert, und Oberwihl/Kreis Waldshut). R. Jeblinger trat mit dem 30. 6. 1924, also mit 71 Jahren, in den Ruhestand, übersiedelte am 24. 9. des gleichen Jahres nach St. Peter a. Hart/Oberösterreich, wo er am 4. 3. 1937 im Alter von 84 Jahren starb.

Im folgenden sollen kurz einige zwischen 1901 und 1914 entstandene Hauptwerke von R. Jeblinger in chronologischer Reihenfolge betrachtet werden.

Einer der ersten größeren Bauten, den Jeblinger im Freiburger Erzbischöflichen Bauamt plante

und errichtete, ist die katholische Pfarrkirche in Schönau im Wiesental, ein prachtvoller, höchst repräsentativer Bau der Neugotik, der von allem Anfang an R. Jeblingers baukünstlerische Bedeutung offenbar werden läßt. R. Jeblinger hatte bei seinem Dienstantritt in Freiburg die Nachfolge des bekannten Max Meckel anzutreten, der bekanntlich, einst Dombaumeister in Frankfurt a. Main, ein hervorragender Kenner und Liebhaber der mittelalterlichen kirchlichen Baukunst und selbst einer der bedeutendsten Vertreter sowohl der Neugotik (Oeflingen, Griessen) als auch der Neuromanik (Herz-Jesu-Kirche im Freiburger Stadtteil Stühlinger) in Südwestdeutschland war. R. Jeblinger hatte also als Nachfolger eines berühmten Vorgängers ein schweres Amt anzutreten: eine Herausforderung, die er – wie schon die Pfarrkirche in Schönau zeigt – glänzend bestand.

Chor- und Turmlösung der von R. Jeblinger erbauten katholischen Pfarrkirche in Schuttertal.





Der Vorliebe der Zeit entsprechend zeigen sich hier auch Neo-Louis-XVI-Elemente wie etwa die Tuchgirlanden über dem Hauptportal der 1911 errichteten katholischen Pfarrkirche von Friesenheim.

Im Gegensatz zu Max Meckel, der, namentlich in seinen späteren Werken wie Oeflingen und Griessen, der Formensprache der Spätgotik und der dieser zugehörigen gewissen Scharfkantigkeit und Sprödigkeit verpflichtet war, greift R. Jeblinger in Schönau für Langhaus und Chor zu einer an Frühgotik sich anlehnenden Formensprache die weicher, fülliger, körperhafter ist. Diese Tendenz zur weicheren Modellierung der Pfeiler- und Mauermassen kann in der Zeit des Jugendstils nicht verwunderlich sein. Eine gewisse Ausnahme macht lediglich der Turmabschluss mit seinen acht Giebeln und seinem spitzen Helm, wobei jedoch auch hier in den Stichbogennischen über den Klangarkaden und der

den Helm umschließenden Galerie mildernde Tendenzen auftreten.

R. Jeblinger war, wie bereits dieser Bau zeigt, auch ein Meister der Kirchengestaltung, Altäre, Glasmalerei, ornamentale Wand- und Deckenmalerei (letztere hier nicht mehr erhalten) werden zur stimmungsvollen Synthese, zum Gesamtkunstwerk gebracht.

1903–1906 erhielt R. Jeblinger Gelegenheit zur Errichtung eines neuen Ordinariatsgebäudes zu Freiburg i. B.: ein Bauwerk von gewaltiger Ausdehnung, von diffiziler Struktur (modernes Verwaltungsgebäude) und verbunden mit einer äußerst schwierigen städtebaulichen Aufgabe, die darin bestand, den umfänglichen Komplex an Schofer- und Herrenstraße, so gut es gehen mochte, in den feingliedrigen Organismus der Altstadt, der Domkapitelhäuser in der Herrenstraße einzupassen, eine Formensprache zu finden, die sich mit dem nahen Münster verträgt und trotz dem allem einen Bau zu errichten, dem eine gewisse Repräsentation und Distanzierung von gewöhnlichen Bürgerhäusern eigen ist. Eine wahrhaft schwierige Aufgabe. R. Jeblinger greift hier nicht mehr zu einer neugotischen Formensprache (wohl hauptsächlich, um nicht mit dem Münsterchor in Konkurrenz zu geraten), sondern zu einer neuromanischen Formensprache, welche – weniger auffallend – auch einen wichtigen Bezug zum Münster, nämlich zu dessen elsässisch-romanischen Teilen an Querhaus und Hahntürmen herzustellen vermag. Bezeichnenderweise tritt denn auch das elsässische Motiv der Kugeln in den Bogen-Hohlkehlen an R. Jeblingers Bau unübersehbar in Erscheinung. In die romanische Formensprache läßt R. Jeblinger byzantinisierende Elemente einfließen, und das Ganze zeigt, namentlich in der Ornamentik, unverkennbar den Einfluß des Jugendstils. Eine Lieblingsform R. Jeblingers in Verbindung mit neuromanischer Formensprache sei hier hervorgehoben. Es ist der gestelzte und ornamentierte giebelartige sog. Dreiecksbogen.

In die Nordwestecke des großen Baus schlug 1944 ein Bombenvolltreffer; deshalb fehlt heute

nicht nur über der westlichen Schmalseite der (entsprechend auf der Ostseite noch erhaltene) Schaugiebel mit seinen Nebenformen, sondern auch an der Nordwestecke der Aufbau des Eckturmes (an der Nordostecke noch erhalten). Der Haupteingang des großen Komplexes ist an der Schoferstraße, in der Mitte der an dieser liegenden Langfront, hervorgehoben durch den großen, von Türmen flankierten und einem Schaugiebel überragten Treppenhausrisalit. Das Innere des Baus erfüllt alle jene Bedürfnisse, welche die damalige Zeit an einen modernen Verwaltungsbau stellte. Neben der Zweckerfüllung kommt die Repräsentation keineswegs zu kurz. Das Treppenhaus, in Form einer gewaltigen tonnengewölbten Halle, gibt ein äußerstes Maß an formalem und farbllichem Reichtum. Die bronzene Figur der Mutter Gottes bekrönt die innere Stirnseite des Gewölbes. Zyklen von allegorischen Darstellungen, darunter die Künste, schmücken neben reicher, mit Gold durchwirkter Ornamentmalerei Wand- und

Deckenflächen; gewaltige Kandelaber in byzantinisierenden Formen aus Sandstein und Bronze stehen auf dem Zwischenpodest. Das Ordinariatsgebäude, zweifellos einer der reichsten Bauten dieser Zeit in Freiburg, ist als das bedeutendste Werk R. Jeblingers auf dem Gebiet des Profanbaus anzusehen, ein Bau, der die Wünsche der Zeit nach Zweckerfüllung, Repräsentation und Reichtum der künstlerischen Ausformulierung in hervorragender Weise erfüllt.

1908 errichtete R. Jeblinger die katholische Pfarrkirche zu Schuttertal bei Lahr, eine einschiffige Longitudinalanlage mit offenem Dachstuhl, polygonalem Chor und seitlich stehendem Turm mit Rhombendach, bei der R. Jeblinger, wie am Ordinariatsgebäude in Freiburg, zur Formensprache der Neuromanik greift, diese jedoch im Sinne des Jugendstils weicher, rundlicher werden läßt. Wie am Ordinariatsgebäude, so ist auch hier sichtlich versucht, die abstrakte zeichnerische Profilschärfe

Die mächtige, von einer halbkreisförmigen Tonne überwölbten Eingangshalle des Ordinariatsgebäudes in Freiburg ist mit z. T. vergoldeten byzantinisierenden Malereien reich ausgestattet.





Die reliefierte Dekoration der Kapitelle im Freiburger Ordinariatsgebäude findet ihre Fortsetzung in der gemalten Dekoration der Flechtbänder und sogar im reichen Dessin des Fußbodens.

scharfkantig begrenzter, gleichsam körperloser Flächen möglichst zu unterdrücken und an ihre Stelle körperhafte Fülligkeit zu setzen. Diesem Zweck dient hier am Äußeren der Kirche ein bis in die halbe Höhe der Außenmauern emporreichender Rustika-Sockel, der bei seinem Umlauf um die Kirche mit ihren Anbauten nicht die gleiche Oberkante beibehält. Die Seitenportale, an denen wieder das typische Motiv der gestelzten Dreiecksbogen bzw. -giebel auftaucht, sind zum Zwecke stärkerer Körperhaftigkeit eigens mit einer kräftigen Rustika-Rücklage hinterlegt.

Auch hier ist der Innenraum mit seinem offenen Dachstuhl, mit vergoldeten Sparrenköpfen, mit entsprechender Orgelempore, Orgel, mit den byzantinisierend-neuromanischen Altären (die Seitenaltäre ausgebildet als ins Zweidimensionale projizierte Ziborienaltäre) und dem byzantinisierenden Kronleuchter zu einer überzeugenden Gesamtwirkung gebracht.

R. Jeblinger hatte nicht nur neue Kirchen zu erbauen, sondern auch bestehende zu erweitern. In der Erweiterung von Kirchen des 18. Jahrhunderts bewies er besondere Fähigkeiten. Hier tritt auch jene Tendenz hervor, die sich in den folgenden Jahren noch verstärken und zu einer der Leitideen seiner späteren Kirchenbauten werden sollte: die leidenschaftliche Liebe zum Barock. Der barocken Welt stand R. Jeblinger als Österreicher schon von Hause aus nahe, außerdem war er als moderner Architekt seiner Zeit dem Jugendstil wesentlich verpflichtet.

Hatte sich schon an der neugotischen Kirche in Schönau und am neuromanisch-byzantinisierenden Ordinariatsgebäude die Jugendstilkomponente als wesentliches Gestaltungselement erkennen lassen, so ging nunmehr die neubarocke Formensprache mit der Jugendstilkomponente eine besondere und höchst wirkungsstarke Verbindung ein.

Die katholische Pfarrkirche in Wehr, erbaut 1766 bis 1804 im Louis-Seize-Stil, wurde von R. Jeblinger 1906–1910 durch Querarme, eine überkuppelte Vierung und einen Chor erweitert und im Stil der Zeit aufs opulenteste ausgestattet. Aus der Ausstattung ragen die reichen Neo-Louis-Seize-Altäre von Gebrüder Metzger in Ueberlingen besonders hervor. Der vorher eher schlichte Bau wurde durch die Jeblingersche Erweiterung und glanzvolle Ausstattung zur repräsentativen Hauptkirche einer Stadt gesteigert. Alt- und Neubau gingen hierbei eine glückliche Synthese ein, wozu auch die vom Architekten entworfene Ausstattung wesentlich beiträgt. Jeblinger führt hier den Beweis, daß die Anpassung eines Neubauteils an den Altbau durchaus in glücklicher Weise möglich ist, sofern allerdings das hierfür nötige Können und der entsprechende Wille vorhanden sind. Die heute hie und da noch anzutreffende Auffassung, die Angleichung von Neuem

an Bestehendes sei unmöglich oder gar unmoralisch, wird hier glänzend widerlegt. 1907–1910 errichtete R. Jeblinger eines seiner bedeutendsten Werke auf dem Gebiete des Kirchenbaus, die katholische Pfarrkirche nebst Pfarrhaus in Kollnau bei Emmendingen: eine gewaltige Anlage des Neubarocks mit Jugendstileinflüssen. Das Langhaus ist als große Wandpfeiler-Anlage im Sinne des Vorarlberger Schemas angelegt, jedoch im Detail reicher und rokokohafter als die Vorbilder. Auch dieser Bau bestätigt R. Jeblingers Vorliebe für das weich Gerundete: die Choreinziehung ist als konkave Einschwingung formuliert. Aufs reichste werden Chor und Langhaus durch Stuck ornamentiert, in Stilformen der späten Rocaille. Die Kirche ist opulent ausgestattet mit neubarocken Altären, Figuren und Figurengruppen und ebenfalls neubarocken, mit großen Akanthusranken prächtig geschnitzten Gestühlsdocken. Ähnlich reich wie das Innere ist

Das 1903–1906 errichtete Gebäude des erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg ist der umfangreichste und repräsentativste Profanbau, den R. Jeblinger gebaut hat. Da die bedeutende kirchliche Zweckbestimmung des Baus sinnfällig werden, dieser aber nicht mit dem nahegelegenen gotischen Münster „konkurrieren“ sollte, wählte Jeblinger den neuromanischen Stil für die historistische Interpretation des im übrigen höchst modernen Verwaltungsbaus.



auch das Äußere dieses prachtvollen Baus: geschweifte Giebel an Langhaus- und Querhausfronten, ein von schräg gestellten Säulen flankiertes und von den Figuren der Kirchenpatrone Petrus und Paulus überhöhtes Hauptportal und die jugendstilig-neubarocke, geschweifte Turmhaube tragen zu diesem Bild in gleicher Weise bei. – Auch das neubarocke Pfarrhaus leistet seinen Beitrag zu der hervorragenden Baugruppe: mit quastengeschmückten Ecklisenen, geschweiften Schlußsteinen an den Fenstern des ersten Obergeschosses, mit einer Dachform, welche Krüppelwalm und Mansardendach verbindet und durch sog. Fledermausgauben bereichert ist, erreicht es eine repräsentative, auf die benachbarte Kirche in glücklicher Weise abgestimmte Wirkung.

1910 erbaute R. Jeblinger die katholische Pfarrkirche von Lahr-Dinglingen: eine große, saalarartige Longitudinal-Anlage, mit leicht eingezo-

genem, gerade schließendem Chor. Über dem Innenraum ein flaches Spiegelgewölbe mit kurzen Ansätzen von stichbogigen Stichkappen, stichbogigem Chorbogen, flach konvexer Orgelempore. Der im Innern neuerdings renovierte Kirchenraum läßt die reiche Ausstattung in neuem Glanz erstrahlen. An Orgelempore, Langhauswänden, Chorbogen, Chorwänden und Chorgewölbe findet sich eleganter Stuck im Stil der späten Rocaille, im großen Spiegelgewölbe des Langhauses ist dieser Stuck, geschweifte Rahmenfelder bildend, gemalt. Besonders reich stuckiert ist der Chorbogen, mächtige Palmzweige flankieren ihn, Rocailles, Netzflächen, gesprengte Schweifgiebel, Vasen und eine große Kartusche mit den Initialen Christi bekronen ihn. Opulent und von hoher Qualität sind Altäre, Kanzel, und der in pflanzlichen Formen, in einer Synthese von Jugendstil und Neubarock ausgebildete Taufstein. – Be-

Zu den gewaltigsten neubarocken Kirchenbauten in Baden gehört zweifellos die 1907–1910 von R. Jeblinger erbaute katholische Pfarrkirche von Kollnau bei Emmendingen; der Bau stellt zugleich auch die wohl reifste Lösung auf dem Gebiet des Kirchenbaus dar, die Jeblinger erreicht hat. In seiner Struktur an die Kirchen der Vorarlberger Barockmeister anschließend, bietet der Bau zugleich ein Maximum an Reichtum der inneren Ausstattung.





Kleiner, saalartig-intimer als Kollnau wirkt die kath. Pfarrkirche von Lahr-Dinglingen, 1910 von R. Jeblinger errichtet, doch deswegen kaum weniger einheitlich und gediegen in der inneren Ausstattung.

merkenswert schlicht ist der Außenbau, mit Krüppelwalm und Mansardendächern, merkwürdige profan und durch den Verzicht auf einen Turm nur mit einem Dachreiter unauffällig wirkend. Der Bau vermeidet in betonter Weise nach außen hin alles Auffällige, so als wolle er im Verhältnis zu der gegenüber gelegenen, barocken, evangelischen Kirche äußerlich bescheiden zurücktreten, dafür aber die Gläubigen im Innern durch einen heiteren und festlichen Barockraum erfreuen.

1910 errichtete R. Jeblinger die katholische Pfarr- und Wallfahrtskirche zu Oberwühl im Hotzenwald: ein prächtiger und wie immer bei Jeblinger reich ausgestatteter Neubarockbau mit Jugendstileinflüssen. Der weiträumige Saalraum mit stichbogigen Gewölben wird durch neubarocke Altäre ausgezeichnet; das Gnadenbild der Wallfahrt, die aus dem späten 18. Jh. stammende Figur des Lieben Heilands zur Ruh

ist als geistiges Zentrum der ganzen Anlage raffiniert in den großen neubarocken Hochaltar eingepaßt. Der Außenbau mit breitem Mansardendach, eingezogen-polygonalem Chor und seitlich stehendem Turm mit jugendstiliger Schweifhaube erstrahlt in R. Jebingers Lieblingsfarben gelb und weiß. Die gleichen Farbtöne erscheinen auch im Innern, wozu sich allerdings die ernstere Graumarmorierung eines hohen Sockelstreifens gesellt. Der Bau wirkt durch seine Qualität, durch seine Heiterkeit und durch seine imposante, weithin sichtbare Lage.

1911 entstand die sicherlich ebenfalls von R. Jeblinger entworfene, großartige neubarocke Pfarrkirche von Friesenheim. Der Bau erhebt sich strahlend in Weiß und Gelb im Ortszentrum auf einem eigenen geräumigen Platz: Longitudinal- und Zentraltendenz zu einer überzeugenden Synthese bringend, wird die längs-



1910 erbaute R. Jeblinger die katholische Pfarrkirche von Oberwühl im Hotzenwald an der Stelle eines Vorgängerbaus aus dem späten 18. Jh. Die hier auch im Äußeren des Baus zutage tretende Farbenfreudigkeit (gelb und weiß abgesetzt) entsprechend einer besonderen Vorliebe Jeblingers. Die Tatsache, daß es sich bei diesem Bau um eine vielbesuchte Wallfahrtskirche handelt (Gnadenbild Lieber Heiland zur Ruh') war sicherlich ein wichtiger Grund für die Größe und reiche Ausstattung des Gotteshauses.

rechteckige äußere Grundrißform durch ein zentrales, die Seitenwände überschneidendes und außen als konvexe Ausbuchtung erscheinendes Oval durchdrungen, ein eingezogener, gerade geschlossener Chorraum fügt sich östlich an; westlich erhebt sich der Turm mit seitlichen Anschwüngen und kraftvoller doppelter Schweifhaube. Die Organisation des Innenraumes erfolgt – etwa in Anlehnung an Bauten Johann Michael Fischers, vgl. z. B. Rott am Inn, durch kurvierte bzw. nicht kurvierte Wandpfeilergruppen, welche durch Gurtbogen

mit Stichkappen verbunden sind. Der außen rechteckige Chorraum wird innen durch Rundungen weich ausgefüllt. Die gewaltige Flachkuppel unter dem zentralisierenden Langhaus wird von reichem Stuck im Stil der spätesten Rocaille und in porzellanhafter Feinheit übersponnen, geschweifte Rahmenfelder, Kartuschen und Rankenwerk bildend sowie durch schwebende Putten ergänzt; reicher Stuck auch im Chor. Zur überzeugenden, stimmungsvollen Wirkung des Raumes trägt die opulente Ausstattung mit dem kolossalen Hochaltar, den Seitenaltären und der reich dekorierten Kanzel wesentlich bei. Alle diese Bestandteile vermochte R. Jeblinger zu einem großartig stimmungsvollen und festlichen Gesamtkunstwerk zu vereinigen.

R. Jeblingers baukünstlerisches Schaffen hat in dem hier betrachteten Zeitraum eine aufschlußreiche Entwicklung genommen: von seinem „frühen“ Kirchenbau in Schönau, für den er eine an die Frühgotik sich anlehrende Formensprache wählte, gelangt er über das imposante, in byzantinisierender Neuromanik gehaltene Ordinariatsgebäude in Freiburg und die vergleichbare neuromanische Pfarrkirche in Schuttertal mit dem Erweiterungsbau der Pfarrkirche in Wehr und der grandiosen Anlage von Kollnau zum Neubarock, seinem eigentlichen Element, dem sein künstlerisches Temperament in ganz besonderer Weise entsprach. Die zusammenfassende Klammer hierbei sind – abgesehen von der starken, unverkennbar persönlichen architektonischen Handschrift R. Jeblingers – die allzeit fühlbaren Einflüsse des Jugendstils. Diese verbannen das Scharfkantig-Splittrige, Spröde aus Jeblingers Bauten und versetzen alle Teile in eine weiche Körperlichkeit, ein sanftes Schwellen. Die neubarocken Kirchenbauten R. Jeblingers betonen das Festliche, Heitere, Reiche und vermögen kurz vor dem Ersten Weltkrieg und dem mit diesem letztlich verbundenen Ende der historisierenden Architektur noch ein letztes Mal die glanzvolle Welt des Barocks in überzeugender Weise zu beschwören.

Carl Schäfer

Sein Leben und sein Werk

Zoltán Tóth, Karlsruhe



Carl Schäfer (1844–1908)

Foto: Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe

Aus Überdruß an den vielfach uniformen und seelenlosen Glas- und Betonkästen der Gegenwartsarchitektur hat unsere Zeit den ausgeprägten Charakter und die Ausdrucksstärke der durch Krieg und Nachkriegszeit stark dezimierten Bauten des vorigen Jahrhunderts und der Jahrhundertwende entdeckt. So kommen mit den Bauten auch ihre Architekten wieder zu Ehren. Es sind welche darunter, die durch ihr sichtbares Werk, besonders durch bedeutende öffentliche Bauten, nie ganz vergessen worden sind; an andere dagegen erinnert sich kaum noch jemand. Zu diesen Halbvergessenen gehört auch Professor Carl Schäfer, der zuletzt in Karlsruhe tätig der kraftvolle Gegenspieler des viel bekannteren Professors Josef Durm war.

Die verblasenden Erinnerungen an ihn hat vor kurzem eine Doktordissertation aufgefrischt, welche von Dr. Jutta Schuchard, Marburg stammt, die in ihrer Arbeit äußerst viel Wissenswertes über Prof. Schäfer und die Voraussetzungen seiner künstlerischen Richtung zusammengetragen hat. Besonders den biographischen Teil dieser Arbeit konnte ich als wichtige Grundlage für meinen Aufsatz benützen, wofür ich der Verfasserin gleich eingangs meinen Dank abstattnen möchte.

Carl Wilhelm Ernst Schäfer wurde am 18. Januar 1844 in Kassel geboren. Er wies schon in früher Jugend sehr vielseitige zeichnerische und mathematische Begabung auf, doch konnte er wegen des frühen Verlustes seiner Eltern kein Hochschulstudium anfangen und kam mit 14 Jahren auf die Höhere Gewerbeschule seiner Heimatstadt. Dort widmete er sich zunächst dem Ingenieurfach. Durch das Aufmessen eines alten Klosters wurde sein architektonisches Interesse geweckt und der Verfasser des heute noch gültigen Lehrbuchs der gotischen Baukonstruktionen, Georg Gottlob Ungewitter (1820–1864), der Lehrer an der Gewerbeschule war, führte ihn in die Baukunst des Mittelalters ein, die ihn von da ab ganz erfüllte. Durch gründliche Erforschung der handwerklichen Techniken aller mit dem Bauen zusammenhängenden mittelalterlichen Künste erwarb er sich in Baufragen ein profundes Sachverständnis. Schäfer drängte es aber auch schon von früh auf, sein Wissen anderen mitzuteilen. Bereits mit 18 Jahren hielt er baufachliche Winterkurse an der Baugewerkschule in Holzminden. 1868, mit 24 Jahren, wurde er Nachfolger seines frühverstorbenen Lehrers Ungewitter in Kassel. Dieses Lehramt gab er 1870 auf und zog jungverheiratet 1871 nach Marburg. Nicht geringer war sein

Drang, sich künstlerisch schaffend zu betätigen. So arbeitete er teils als angestellter, teils als selbständiger Architekt seit 1864 in Paderborn, in München, in Kassel und Umgebung. Als er nach Marburg zog, ging ihm bereits der Ruf voran, im Bauen in frühgotischer Stilart besonders erfahren zu sein. Da man die Neubauten der nach 1871 stark aufstrebenden Universität in diesem, in die Altstadt von Marburg besonders hineinpassenden Stil errichten wollte, ernannte ihn das Preußische Kultusministerium 1871 zum Universitätsbaumeister. Damit begann für Schäfer einer seiner fruchtbarsten und arbeitsreichsten Lebensabschnitte als ausübender Architekt. Er entwarf und baute nicht nur für die Universität verschiedene naturwissenschaftliche Institute und als Hauptwerk das Auditoriengebäude an der Stelle des alten Predigerklosters, er restaurierte auch das alte Schloß, außerdem führte er etliche Privataufträge von Schloß- und Wohnbauten aus.

Bei der Arbeitsüberlastung durch diese vielseitige Tätigkeit kam es bald zu Differenzen mit dem Universitätskuratorium als Bauherrn wegen der schleppenden Ausführung der Universitätsbauten und mit der staatlichen Bauverwaltung wegen mangelnder Rücksichtnahme auf staatliche Vorschriften und wirtschaftliche Notwendigkeiten. Zunächst konnten diese durch Beiordnung des Kreisbaumeisters geglättet werden, doch 1877 kam es zum Bruch und Schäfer wurde als Universitätsbaumeister entlassen.

Aus Marburg ging Schäfer nach Berlin und nahm 1878 im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten eine Stelle als „technischer Hilfsarbeiter“ an. Als Angestellter wurde er hauptsächlich im Dezernat für Kirchenbau beschäftigt.

Gleichzeitig drängte es ihn aber auch wieder nach Lehrtätigkeit. So habilitierte er 1878 als Privatdozent an der Berliner Bauakademie. Zunächst war die Zahl seiner Hörer gering, doch bald wuchs sein Ruf als Hochschullehrer durch seine gemeinverständlich klaren, von handwerklichem Sachverständnis und künstlerischem

Elan getragenen Vorlesungen und Übungen. Eine von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Schülern scharte sich begeistert um den „alten“ Schäfer. 1882 wurde aus der Bauakademie vereinigt mit der Gewerbeakademie die Technische Hochschule in Charlottenburg, 1885 erhielt Schäfer als „Professor“ einen eigenen Lehrstuhl auf dieser Hochschule. – Daneben war er Mitglied verschiedener Architektenvereine als gesuchter Vortragender und veröffentlichte Aufsätze in Bauzeitingen.

Er gründete auch, mit seinem Schüler Hugo Hartung ein „Atelier für Architektur“, doch sie erhielten nur kleinere Privataufträge, keine staatlichen oder städtischen, wodurch sich Schäfer auf die Dauer regelrecht zurückgesetzt fühlte.

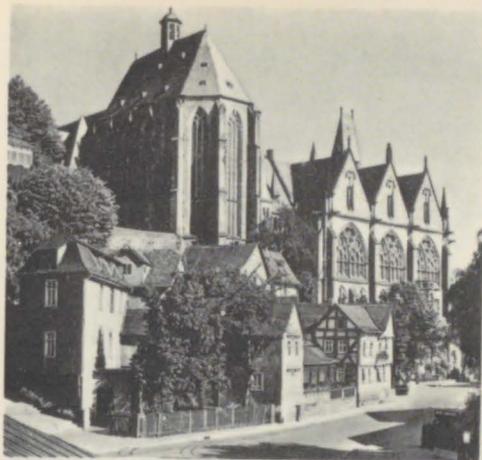
Da erreichte ihn 1894 der Ruf an die Karlsruher Technische Hochschule, verbunden mit der Aussicht auf größere Bauaufträge in Baden. Obgleich man bemüht war, ihn in Berlin zu halten, entschloß sich Schäfer, den Ruf anzunehmen. Die Berliner Hochschule verlor mit ihm eine große Anziehungskraft und zahlreiche seiner Schüler folgten ihm nach Karlsruhe.

In der badischen Residenz begann er offiziell am 1. Oktober 1894 seine Lehrtätigkeit als Professor und Oberbaurat. Er hielt Vorlesungen und Übungen über „Baustile des Mittelalters“, „Gebäudelehre“, „Entwerfen von Plänen zu Monumentalbauten“ u. a. m. Seine namhaftesten Kollegen waren Dr. Josef Durm (1837–1919), der über Baukunst des klassischen Altertums und der italienischen Renaissance las und gleichzeitig Oberbaudirektor der Großh. Bauverwaltung war, dann der Kunsthistoriker Dr. Adolf von Oechelhaeuser (1852–1923).

Während seiner Karlsruher Professur erhielt er viele Neubaufträge, so in Karlsruhe die Altkatholische Kirche und die Gastwirtschaft „Zum Kühlen Krug“; in Freiburg erhöhte er auf Wunsch des damaligen Oberbürgermeisters die Türme des Martins- und des Schwabentores durch Aufbauten. Die Universitätsbibliothek hat er dort auch erbaut (worüber später noch ausführlicher die Rede sein wird). Beim Umbau

und Erweiterung des Freiburger Rathauses durch seine Schüler Meissner und Dauber war er nach der neuesten Forschung nur als Gutachter tätig. Für die Brauerei Meyer & Söhne entwarf er eine Reihe von Bierablagen und Gaststätten.

Auch die drei wichtigsten Wiederherstellungsarbeiten, die der Jung-St. Peter-Kirche in Straßburg, des Friedrichsbaues vom Heidelberger Schloß und der Ausbau der Meißner Domtürme, fallen in diesen Lebensabschnitt. Über diese Arbeiten entstanden besonders heftige Kontroversen mit Kollegen, zünftigen Kunsthistorikern und der Öffentlichkeit in der Tages- und Fachpresse, die Schäfers Gesundheit und Nervenkräfte nach und nach untergruben. Im Wintersemester 1903/04 war er schon wegen Krankheit beurlaubt, dann kamen persönliche Schicksalsschläge dazu, so daß hohe Auszeichnungen durch Großherzog Friedrich I., Ehrungen durch Berufung in wichtige Preisrichterkollegien, Ehrendoktordiplom der Technischen Hochschule Dresden (1905) und andere den Verfall seiner Gesundheit nicht aufzuhalten vermochten. Ab Sommersemester 1906 mußte er sich von seiner Hochschultätigkeit beurlauben lassen, um in verschiedenen Sanatorien Heilung zu suchen. Anfang 1907 war er gezwungen, seinem ältesten Sohn, Hermann Schäfer, die Generalvollmacht über seine Angelegenheiten zu erteilen. Nach dem vertraulichen Gutachten von Prof. W. Erb, Heidelberg vom 13. Februar 1907 bestand sein Leiden in „schwerer allgemeiner Arteriosclerose (Gefäßverhärtung, besonders der Gehirngefäße)“ hervorgerufen durch „vielfache geistige und körperliche Überanstrengung“, durch „allerlei Aufregungen und schwere Gemütsbewegungen“ sowie durch „übermäßigen Genuß von Tabak und Alkohol“. Da nach ärztlichem Urteil keine Aussicht bestand, daß der Kranke wieder dienstfähig wird, und bei dem aussichtslosen Krankheitszustand eine Beantragung der Zurrücksetzung durch ihn selbst nicht in Frage kam, erfolgte diese ohne Kenntnis des Betroffenen am 1. Oktober 1907. Den Kranken über-



Universität Marburg, Aulabau

führte man noch in ein Sanatorium in Karlsfelde bei Halle, wo er am 5. Mai 1908 verschied. Er wurde am 9. Mai in Karlsruhe beerdigt.

An seine Stelle trat als Nachfolger noch 1907 sein Schüler, Friedrich Ostendorf, dessen Name in Karlsruhe in erster Linie im Zusammenhang mit der Gartenstadt Ruppurr bekannt ist.

Nach dem Lebenslauf dieses hervorragenden Hochschullehrers und bedeutenden Architekten sollen seine wichtigsten Bauaufgaben näher erläutert werden.

Der erste und vielleicht der absolute Höhepunkt seiner Tätigkeit als entwerfender und ausführender Architekt war das *Auditorien- und Aulagebäude der Universität in Marburg*. Es ist an der Stelle des ehemaligen Prediger-Klosters auf einem schwierigen Gelände mit 17 m Höhenunterschied errichtet. Vom alten Kloster blieb nur die Kirche übrig. Da die Neubauten um einen kreuzgangartigen Hof gruppiert sind, ist ihre Anordnung der eines alten Klosters nicht unähnlich. Westlich und südlich vom Innenhof liegt das Auditoriengebäude mit Hörsälen und Eingangshalle, östlich befindet sich die Aula mit Archiv und Promotionsaal. Dieser die Talseite beherrschende Gebäudeteil ist besonders repräsentativ ausgebildet mit



Altkatholische Kirche, Karlsruhe
Ostansicht

3 Giebeln und großen Maßwerksfenstern zwischen Strebepfeilern. An der langen Südseite ist nur der vorspringende Eingangshallenrisalit reicher gestaltet. Das Auditoriengebäude ist von 1873–1877 von Schäfer ausgeführt worden, der Aulabau erst nach seinem Weggang aus Marburg von 1888–1891, jedoch nach seinen Plänen.

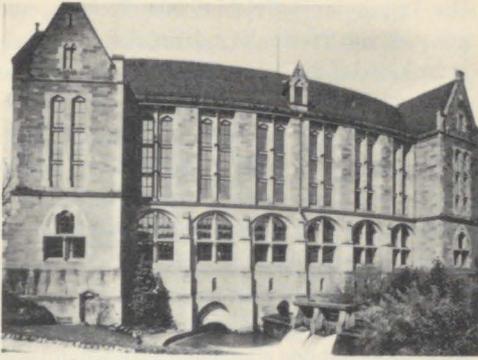
Schäfers erster in Karlsruhe ausgeführter Bau war die *Altkatholische Kirche* an der Maxauer Bahn (heute Hildapromenade) für den 1871 gegründeten Verein der Altkatholiken. Die Kirche wurde zusammen mit dem daneben stehenden Pfarrhaus 1891–1897 ausgeführt. Leider brannten beide Gebäude bei einem Luftangriff 1944 vollständig aus. Ihr Wiederaufbau erfolgte 1950–1959 aus Kostengründen in manchem verändert. Glücklicherweise ist die schlicht-noble Erscheinung des Kirchenäußeren bis auf

dem Turmhelm unverändert geblieben. Diese Erscheinung wird durch die frühgotische Formensprache der Architektur bestimmt, die von der romanischen noch die Flächigkeit beibehalten hat und auch auf den runden Bogen (wie hier beim Hauptportal) nicht völlig verzichtet. Der Westgiebel wird von zwei kleinen spitzbehelmten Treppentürmen flankiert. Der Hauptturm ist seitlich neben dem Chor, ins Blickfeld der Hildapromenade gestellt. Anstelle des ursprünglichen achtseitigen Helmes muß er sich heute mit einer vierseitigen Pyramide begnügen. Der niedrige weite einschiffige Innenraum weist wesentlich mehr Kriegsnarben als das Äußere auf. Viele Werksteinteile sind infolge der Brandhitze abgeblättert, an den Wandflächen fehlt der Verputz. Der unverputzte Zustand der Wände mit ihrem scheckigen Bruchsteinmauerwerk widerspricht den künstlerischen Absichten des Erbauers. Trotz dieser Beeinträchtigungen ihrer architektonischen Wirkung gehört diese schöne schlichte Kirche zu den besten Bauten um 1900 in Karlsruhe.

Der zweite von Schäfer in Karlsruhe errichtete Bau der Gastwirtschaft „*Zum Kühlen Krug*“ hat zwar den Bombenkrieg überdauert, mußte aber vor 5 Jahren den Zufahrten der neuen Süd-tangente weichen. Das 1898 für die Brauerei Sinner erstellte Gaststättengebäude wirkte vor allem durch seine breite Behäbigkeit. Dieser Eindruck entstand besonders durch die weit ausladenden Dächer des Hauptgebäudes und seiner Flügelbauten, die an alte Häuser des

„*Kühler Krug*“, Karlsruhe





Rückansicht der Freiburger Universitätsbibliothek

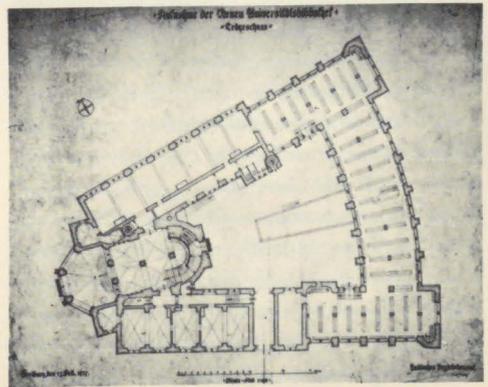
Oberinntales erinnerten. Die Dachausladung abstützenden Streben, das Bund- und Gitterwerk in den Giebelndreiecken sowie der Schwebegiebel davor – alles in meisterhafter Zimmermannsarbeit ausgeführt – vertieften weiter diese Wirkung. Unter dem schützenden Dach waren die Architekturglieder im Stil der deutschen Renaissance in rotem Sandstein ausgeführt und bildeten einen schönen Kontrast zu den hellverputzten Wandflächen. Während das Gebäude sein markantes Äußere über den Krieg gerettet hat, wurde es im Innern 1963 umgebaut.

Der größte Staatsbauauftrag in Baden war für Carl Schäfer der *Neubau der Universitätsbibliothek in Freiburg i. Br.* Für dieses Bauvorhaben stand ein spitzzulaufendes Grundstück zur Verfügung. Zunächst machte Oberbaudirektor Durm eine Skizze dazu, konnte aber wegen Überlastung mit anderen Großaufträgen (Erbgroßh. Palais, Erweiterung der Kunsthalle) die Aufgabe nicht selbst übernehmen. So hatte er gegen die Beauftragung von Oberbaurat Schäfer mit der Ausführung des Bibliothekneubaues nichts einzuwenden. Schäfer erhielt den Auftrag im Juli 1895. Sein Ausführungsentwurf sieht den Haupteingang von der spitzen Ecke durch einen polygonalen Vorbau vor, dem sich 2 auseinanderstrebende Längsflügel mit Lesesälen und Verwaltungsräumen anschließen und die durch den segmentförmigen Magazinbau

zusammengefaßt werden. Vorbau und Flügelbauten sind dreigeschossig, im Magazin teil fünf niedrige Geschosse vorhanden. Die Formensprache der Fassaden ist frühgotisch mit gekoppelten Fenstern, Giebeln und Fialen. Verglichen mit dem Auditoriengebäude in Marburg fällt ein großer Unterschied in der Aufgabenstellung und ihrer Bewältigung auf. Das Auditoriengebäude fügt sich anstelle eines mittelalterlichen Klosters an eine Kirche mit kreuzgangartigem Hof nach dem *additiven* gotischen Prinzip mit umgebenden, klargestalteten Einzelbaukörpern an. Hierfür eignet sich die angewandte gotische Formensprache vorzüglich. Die Universitätsbibliothek in Freiburg ist ein nach *integrierender* barocker Art zu einem gegliederten Baukörper zusammengefaßtes Gebilde. Hier sind die gotischen Formen nur ein übergezogenes Kleid. Der Baukörper muß, besonders an der spitzen Ecke, mit Hilfe von Querdächern und Giebeln für die Möglichkeit der Anwendung gotischer Formen zugerichtet werden. Nur beim Magazinflügel verdeutlichen die langen durchgehenden Vertikalen der Fenster den Zweck des Baues eindeutig und vornehm.

Planung und Ausführung haben sich 8 Jahre hingezogen mit Schwierigkeiten bei der Fundamentierung (da das Gebäude einen ehemaligen Mühlkanal überbrückt), mit Bauführerwechsel und mit zwei Landtagsdebatten (1901

Grundriß der Freiburger Universitätsbibliothek



u. 1902) wegen 100%iger Kostenüberschreitung, verursacht hauptsächlich durch die Fundament- und Mauerverstärkungen. Die Nachforderungen für die Kostenüberschreitung wurden von der Großh. Baudirektion als begründet anerkannt und schließlich auch vom Landtag bewilligt. Im Mai 1903 war endlich der Bau bezogen. Das Gebäude wurde im Ersten Weltkrieg 1917 durch Fliegerangriff beschädigt. Noch größere Zerstörung verursachte eine Fliegerbombe gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. So wurde der von ihr getroffene Südflügel in Stahl und Glas mit vermehrter Geschößzahl modernst aufgebaut und der große Lesesaal in den Innenhof verlegt. Die Glaschubladenlösung der Südseite würde ihr Entwerfer heute bestimmt mit mehr Einfühlungsvermögen zeichnen.

Die Baukunst des 19. Jahrhunderts steht im Zeichen des Ringens um einen *neuen Stil*. Nachdem die Stilentwicklung in der abendländischen Baukunst vom Griechischen und Römischen über Romantik, Gotik und Renaissance am Ende des 18. Jahrhunderts im Spätbarock zu Ende ging und mit ihr der Faden der kontinuierlichen Bautradition abgerissen ist, versuchte man wieder von Vorne anzufangen. Der erste Versuch mit dem Griechischen führte nicht weiter und die neue Geistesströmung der Romantik drängte zu den mittelalterlichen Stilen, vor allem zu der Gotik, als Stil der Zukunft. Nach der zunächst äußerlich formal nachahmenden Neogotik hat die Richtung von Viollet-le-Duc – Ungewitter – Schäfer die konstruktiven Voraussetzungen der gotischen Baukunst genau ergründet und glaubte in der darin enthaltenen Verbindung von Werkform mit Kunstform an die handwerkliche Tradition anknüpfend die Grundlage für einen neuen Stil gefunden zu haben. Die modernen Bauaufgaben drängten auch zu einem forcierten Einsatz der Konstruktion und damit zu einer konstruktiven Formsprache. Doch die gotischen Formen, selber aus der Antike abgeleitet, waren kaum weiterentwicklungsfähig und so ungeeignet für die Lösung dieser Aufgabe.

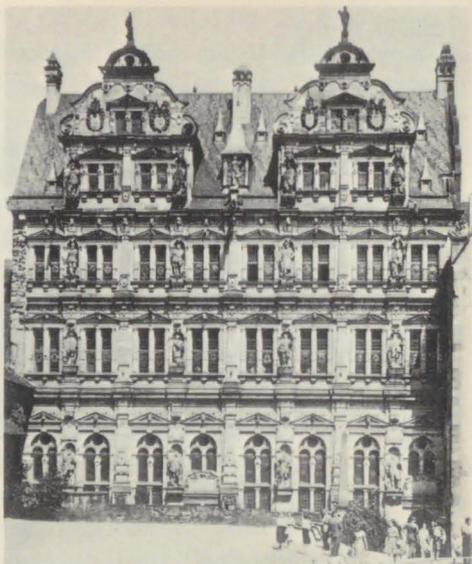
Die Tragik der mittelalterlichen Richtung und vor allen von Schäfer liegt darin, daß er zwar gespürt hat, daß die Notwendigkeit, die Form aus der Funktion abzuleiten immer allgemeiner erkannt wurde, aber sein Warten auf „ein Urgenie, ein Michel Angelo“, der auf „historischer Basis“ einen „neuen Stil“ erfinden mag, vergeblich war. Er hat aber auch nicht wahrhaben wollen, daß zur Lösung neuer Bau- und Ingenieuraufgaben neue Materialien wie Profilstahl, Beton, Glas u. a. im Kommen waren, die man zwar nicht mit den alten handwerklichen Techniken, aber ebenso konstruktiv ehrlich und materialgerecht behandeln mußte, wie man früher aus der mittelalterlichen Tradition Stein, Ziegel, Holz, Schmiedeeisen, bleigefasstes Glas usw. behandelt hat. Er stemmte sich mit heroischer Kraft gegen dieses Neue, mußte aber zusehen, wie Jüngere an ihm vorbei vorwärtsschritten und ihre besten Vertreter nicht nur beachtliche, sondern auch bleibende Leistungen vollbrachten.

Keine geringere Tragik ist in dem Kampf enthalten, der durch Schäfers Restaurierung des Friedrichsbaues vom Heidelberger Schloß zwischen Fachleuten, Architekten, Kunsthistorikern sowie Laien und Ruinenschwärmern entbrannte, in der öffentlichen Meinung ganz Deutschlands hohe Wellen schlug und schließlich durch die Vereitelung von weiteren Restaurierungsplänen des Gläsernen Saalbaues und des Ottheinrichbaues für den Meister mit einer Niederlage geendet hat.

Die Geistesrichtung der Romantik Anfang des 19. Jahrhunderts wollte über die Erneuerung mittelalterlicher Baustile hinaus auch unvollendet gebliebene Bauwerke des Mittelalters fertigbauen. Nach den Freiheitskriegen gegen Napoleon begann man mit dem Ausbau des Kölner Domes von 1842–1880 auf Grund vorhandener Pläne und mit der Wiederherstellung des Domes zu Speyer (um 1854). Getragen von dieser Restaurierungswelle kamen nach dem gewonnenen Krieg 1870/71 andere Dome und Münsterbauten an die Reihe (Ulm, Regensburg, Bremen, Naumburg u. a. m.). Neugotische

Türme wurden im Stil des Freiburger Münsters unter anderen auf das Westwerk des Konstanzer Münsters und auch auf den Turmstumpf der Peterskirche in Heidelberg aufgesetzt. Daneben hat man bedeutende mittelalterliche Bauwerke, voran den Bamberger Dom, von späteren, besonders barocken Einbauten „befreit“ und mit „stilgerechtem“ Inbau versehen. Schäfer stand mitten in dieser Restaurierungsbewegung, als man schon die historischen Stile gründlicher erlernt hat und die Purifizierungswelle abzuebben begann.

Nach Fertigstellung des Kölner Domes rückte als nationales Symbol und Mahnmal das Heidelberger Schloß an seine Stelle. Seit 1872 mehrten sich die Aufrufe von Architekten zur Erhaltung, aber auch zur Wiederherstellung der vom Verfall bedrohten Ruine. Die Badische Regierung ließ sie von Bauinspektor Koch und Architekt Seitz genau aufnehmen, um auf dieser Grundlage die zu ergreifenden Maßnahmen am besten entscheiden zu können. Dazu berief sie 1891 eine Sachverständigen-Kommission nach Heidelberg, der unter Vorsitz von Durm Koryphäen wie Raschdorff-Berlin, Thiersch-München, Essenwein-Nürnberg, Oechelhaeuser-Heidelberg angehörten. Im Gutachten dieser Kommission wird die vollständige oder teilweise Wiederherstellung des Schlosses grundsätzlich abgelehnt, die Notwendigkeit der Erhaltung des Bestehenden betont, die dringende Ableitung von Grund- und Tagwasser gefordert. Empfohlen wird die Abformung des plastischen Schmuckes der Renaissance-Bauten schon jetzt als Vorbilder für den späteren Ersatz derselben sowie die gärtnerische Herrichtung des Schloßhofes nebst Entfernung der überwuchernden Vegetation an künstlerisch ausgebildeten Bauteilen. Auf den schriftlichen „Vortrag“ des Finanzministers an den Großherzog Friedrich I. über das Ergebnis der Verhandlungen erhielt jener die Antwort, daß mit der grundsätzlichen Ablehnung der Wiederherstellung „Seine Königliche Hoheit in keiner Weise einverstanden ist.“ Sie riet vom Landtag zunächst Mittel für die Entwässerung und Mauer-



Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses

sicherung anzufordern und zwar so, daß „eine Gutheißung des Hauptbeschlusses der Heidelberger Versammlung“ vermieden wird und „die freie weitere Entschließung bezüglich dieser Frage für die Zukunft gewahrt bleibt“. Daraufhin wies der Finanzminister den Großherzog noch auf die Abformung der Statuen und die Schloßhofgestaltung, die auch genehmigt werden könnten, womit Seine Königliche Hoheit einverstanden war.

Der Voranschlag für die Abformung der Standbilder in Gips fiel so hoch aus, daß man mit kaum höheren Kosten „Doubletten“ in Sandstein anfertigen lassen konnte. So wurde 1893 mit höchster Zustimmung und Billigung des Landtages den Bildhauern Binz, Weltring und Bauser der Auftrag hierfür erteilt. Inzwischen hat Prof. Schäfer 1894 seine Lehrtätigkeit in Karlsruhe aufgenommen und alsbald wurde er in den Sachverständigen-Ausschuß zur Begutachtung der fertiggestellten 15 Statuen-Kopien vom Friedrichs- und Ottheinrichsbau berufen. Der im Oktober 1894 tagende Ausschuß fand die Kopien gut gelungen und empfahl ihre Aufstellung an den Fassaden, während die Ori-



Ottheinrichsbau, Heidelberg,
Schäfers 2. Ausbauentwurf.

nale geschützt aufbewahrt werden sollten. Man stellte weiter fest, daß die Aufstellung der neuen Standbilder die Renovierung ihrer Nischen mit der sie umgebenden Architektur nötig macht und deshalb empfehlenswert ist „die Restaurierung des Friedrichsbaues planmäßig in Angriff zu nehmen“, das Dach in der alten Höhe wiederherzustellen und im Innern in zwei Geschossen über der Schloßkapelle Räume für das Städt. Museum herzurichten. Man betonte aber, daß durch die Ausführung dieser Arbeiten die Restaurierung von anderen Teilen des Schlosses nicht präjudiziert werde. Prof. Schäfer und Baurat Koch wurden mit Anfertigung von Entwürfen für dieses Bauvorhaben beauftragt, von denen nach Prüfung durch Oberbaudirektor Durm der Schäfersche Entwurf zur Ausführung empfohlen wurde. Finanzminister Dr. Buchenberger hat die Angelegenheit im April 1895 dem Landtag sehr geschickt serviert und hat so die Ausführung der Restaurierung und als erste Rate 200 000 M bewilligt bekommen. Die durchgreifende Erneuerung erfolgte durch Schäfer von 1897–1902 mit rund 440 000 M Kostenaufwand. Er errichtete ein neues Dach in der ursprünglichen Höhe und versah dieses dem Kraus'schen Stich von 1684 entsprechend mit Dachgaupen und Kaminen. Am Äußeren wur-

den die stark verwitterten und zerstörten Architekturteile und Fassadensteine ausgewechselt. Das Innere sollte für die neue Nutzung stilvoll, jedoch wenig auffällig ausgeführt werden. Schäfer hat zwar die gewölbte Kapelle nur neu ausgemalt, aber die neu entstandenen Obergeschosfräume nach freier Phantasie im Stil von Anfang des 17. Jahrhunderts prunkvoll ausgestattet. Diese Dekoration und besonders ihre starke Farbigkeit hat eine schroff ablehnende Kritik in Fachkreisen, Presse und Publikum hervorgerufen.

Offenbar mit vollster Billigung des Alten Großherzogs wollte die Regierung nun die weitere *Restaurierung des Gläsernen Saalbaues und des Ottheinrichsbaues* vorantreiben. Für beide hat Schäfer schon Entwürfe gezeichnet und zwar den 1. Entwurf mit der Wiederherstellung der sog. Merian-schen Giebel am Ottheinrichsbau (diese mangels alter Pläne nach freier Phantasie gestaltet). Wieder berief das Ministerium zum 1. Oktober 1901 eine Sachverständigenkonferenz zur Begutachtung der Entwürfe, jedoch mit einer anderen Zusammensetzung als vor 10 Jahren. Durm war ausgebootet, die auswärtigen Architekten waren: Oberbaurat Hofmann-Darmstadt, Prof. v. Seidl-München, Baurat Tornow-Metz, neben den einheimischen: Baurat Kircher-Karlsruhe, Schäfer, Koch und Seitz, die Kunsthistoriker Prof. Thode und Prof. v. Oechelhaeuser und als Vorsitzender der Finanzminister Buchenberger selbst. Die Kunsthistoriker und einige Architekten lehnten jeglichen baulichen Eingriff ab, die Mehrzahl der Architekten scharte sich um Schäfer, der sein Giebelprojekt verteidigte. Der Vorsitzende schien in seinem Schlußwort für die Verwirklichung des Schäferschen Entwurfes einzutreten.

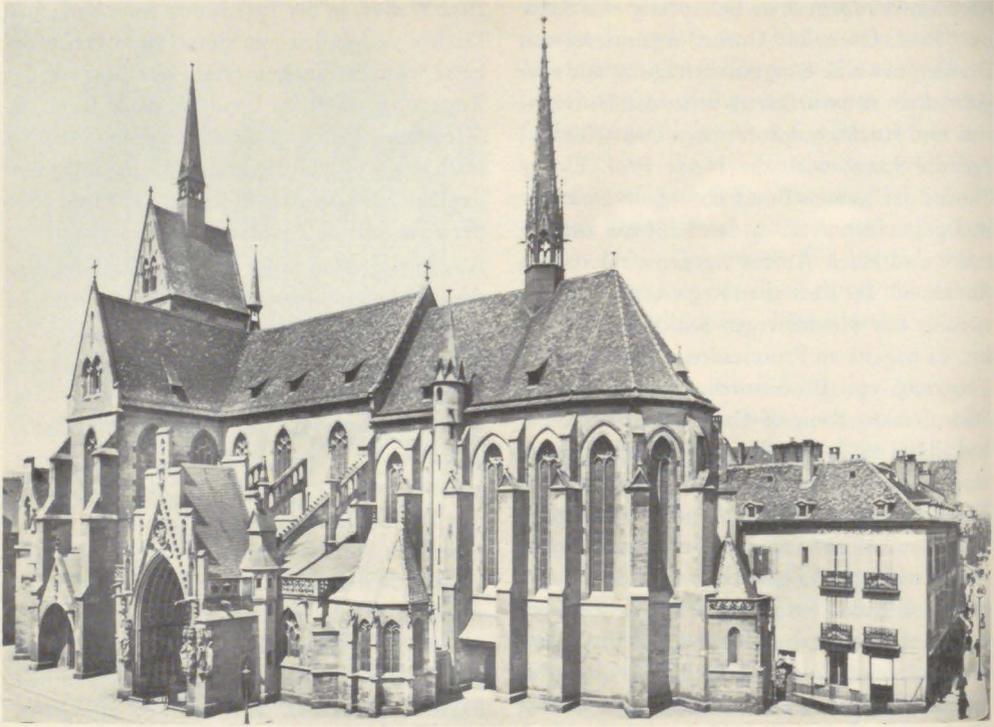
Nun brach aber erst recht ein Sturm der Entrüstung aus. Ablehnende Artikel und Leserzuschriften überfluteten die Tagespresse. Dehio griff auch in den Streit ein und sprach von „vandalisme restaurateur“, doch meinte er: „der Ausbau im Innern (des Friedrichsbaues) sei eine zwar zwecklose und kostspielige, aber

sonst unschädliche freie Schöpfung von Schäfer.“ Prof. Cornelius Gurlitt organisierte von Dresden aus eine Suggestivbefragung mit vordruckten Antwortkarten unter den Universitäts- und Hochschulprofessoren Deutschlands. Auf die Spitze trieb die Hetze Prof. Henry Thode, der „einen Bund über ganz Deutschland gegen den Ausbau des Schlosses organisiert“ und einen Aufruf „gegen verderbliche Absichten“ der Badischen Regierung zur „Zerstörung des Heidelberger Schlosses“ verfaßt hat. Es hagelte an Protestadressen an Hof und Regierung von Professoren, von ehemaligen Studenten der Ruperto-Carola, von Vereinen; und all das 1902, im Jahr des 50jährigen Regierungsjubiläums von Großherzog Friedrich I. Wie nah ihm die ganze Angelegenheit ging, kann man aus zwei an den Finanzminister gerichteten eigenhändigen, in den Akten des Geheimen Cabinets befindlichen Briefen ersehen. Es muß aber zugegeben werden, daß die Schärfe des Kampfes auch durch die Eigenart der Persönlichkeit von Carl Schäfer angefacht wurde. „Sein stark entwickeltes Selbstgefühl mit einem in nicht geringerem Maße entwickeltem Sarkasmus gepaart“, ohne Geschick des diplomatischen Schweigens oder stillen Übergehens gegenüber einem seine Grenzen überschreitenden Gegner gossen nur Öl ins Feuer, statt den Streit auf das Sachliche zurückzuleiten. – Das Ende dieser jahrelangen Fehde sei nur noch kurz erzählt. 1902 wurde in Wetzlar das Skizzenbuch eines im 17. Jahrhundert herumreisenden Architekten aufgefunden, worin ein halber Giebel des Ottheinrichbaues im Zustand von 1616 aufgezeichnet ist. Schäfer zeichnete seinen Entwurf sofort um und trat für die Ausführung dieses wesentlich bescheideneren 2. Entwurfes ein. Prof. Eggert-Berlin entwickelte dagegen einen Vorschlag, die Fassade des Ottheinrichbaues mit einem Stahlbetongerüst zu stützen. Zweimal, 1902 und 1906, wurden noch namhafte Fachleute zur Beurteilung der Frage, wie man den Bau am besten gegen Winddruck und Verwitterung schützen könnte, angehört. Obgleich die Mehrzahl der Architekten, unter ihnen auch

Paul Wallot, in der Errichtung eines einfachen Daches verbunden mit einfachstem Inbau die beste Schutzmaßnahme ersah, war diese von der Regierung weder im Landtag, noch gegen die öffentliche Meinung durchzusetzen. Darüber starb der große Förderer des Wiederaufbaudankens, der Alte Großherzog 1907 und 1908 der entwerfende Architekt Carl Schäfer.

Aus dem großen Streit um den Wiederaufbau des Ottheinrichbaues entstand als leitender Gesichtspunkt der heutigen Denkmalpflege vor allem „die Forderung größter Achtung vor dem historisch Gewordenen, verbunden mit größter Zurückhaltung vor der originalen Substanz“ (Karl Gruber). Nach den schweren Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges beim Wiederaufbau kriegszerstörter Baudenkmäler kann man zusätzlich Henry Thode zustimmen, der 1904 im großen Streit einlenkend schrieb, daß die historische und künstlerische Pietät nicht so weit gehen soll, „daß zu Gunsten der Erhaltung des Eindruckes eines alten Werkes unwesentliche Ergänzungen und ausbessernde Eingriffe“ nicht erlaubt wären. „Unter bestimmten Umständen kann und muß ein würdiger, dem Charakter eines Baues entsprechender lebendiger Zweck zum Ausbau, zur Erneuerung, ja zu Änderungen und Umwandlungen berechtigen, denn immer darf das Leben seine Ansprüche voll erheben.“ (Beispiele dafür: Wiederaufbau der Schlösser in Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart.) Durch Untersuchung vieler mittelalterlicher Bauten beschäftigte sich Schäfer eingehend mit der farbigen Behandlung derselben. Dabei ist es ihm klar geworden, daß „es eine lange Periode gab, während welcher die Regel war, kirchliche und profane Gebäude nicht nur im Innern der Räume, sondern auch im Äußeren zu polychromieren.“

Zu den Restaurierungsaufgaben seiner Karlsruher Jahre gehört auch die Wiederherstellung der *Jung-St. Peter-Kirche in Straßburg*, wobei er seine Vorstellung von der mittelalterlichen Polychromie verwirklichen konnte. Die gründliche Restaurierung der Kirche erfolgte von 1897 bis 1902. Äußerlich hat Schäfer den oberen bau-



Jung-St.-Peter-Kirche, Straßburg, Südostansicht

fälligen Aufbau des Turmes erneuert, dem Chor nach alten Stichen einen kupfernen Dachreiter aufgesetzt und ihm eine neue Ostkapelle in sehr geistvollen spätgotischen Formen gewölbt hinzugefügt. Sein Hauptanliegen war aber die Restaurierung des südlichen Hauptportals, von ihm „Erwinportal“ genannt, weil seine Einzelheiten mit den Westportalen des Münsters verwandt sind, deren Geschoß Erwin von Steinbach zugeschrieben wird. Er hat nicht nur seinen reichen, in der französischen Revolution zerstörten Figureschmuck mit Hilfe des Bildhauer-Chefs des Münsters, Riedel, erneuert, sondern ihm und seiner Vorhalle auch einen hohen stattlichen Abschluß gegeben, der aber mit seinem kurzen Dach ohne Anschluß an den Gebäudekörper unbehaglich wirkt. Jung-St. Peter ist ein Putzbau, bei dem für die Architekturteile Haustein, für das Mauerwerk aber Backstein verputzt verwendet wurde. Diese

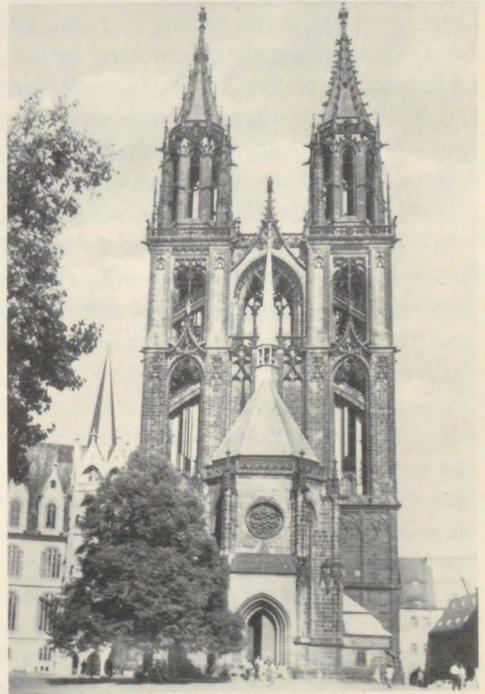
Putzflächen waren im Mittelalter bemalt, welche Bemalung nach vorhandenen Resten Schäfer in ihrer starken Farbigkeit wiederhergestellt hat. Dadurch hat er seinerzeit in Fachkreisen, in der Presse und auch in der Bevölkerung lebhafteste Proteste herausgefordert. Heute hat die Kirche einen gleichmäßig faden graurosa Anstrich. Auch das Kircheninnere hat Schäfer mit viel Farbigkeit erneuert. Im Kirchenschiff herrschen rote Gliederungen auch an der Orgel vor, während im Stiftschor die Barockvertäfelung durch einen blaugrünen Grundton mit Versilberung der Profilleisten und der Ornamente besonders vornehm wirkt. Die Bleiverglasung der Fenster sämtlicher Bauteile sind neu entworfen. Da Schäfer sich viel mit der mittelalterlichen Glasmalerei beschäftigt hat, wird in den Fenstern die ganze Entwicklung der ornamentalen und figuralen Glasmalerei von der Frühzeit bis zur Spätgotik vorgeführt.

Die Restaurierungsbewegung um 1850 hat am *Dom zu Meissen* nur wenige Ergänzungen vorgenommen. Beim großen Torso des Westwerks ersetzte man das Eisengeländer der Plattform durch eine Maßwerkbrüstung. Erst 1896 besann man sich auf den Ausbau der Türme, gründete einen Dombauverein und veranstaltete 1898 einen Wettbewerb darüber. Die 1900 eingereichten Gutachten und Pläne von A. Linnemann-Frankfurt, C. Schäfer-Karlsruhe und G. v. Seidl-München befürworteten alle den Ausbau der Westtürme zur Vollendung der „großartigen Gruppierung von Landschaft und Baukunst“. Nach Überarbeitung der Entwürfe von Linnemann und Schäfer entschloß man sich Ende 1901 für Schäfers Projekt.

Da durch die scharfen Debatten über den Ausbau des Heidelberger Schlosses Fachkreise und Öffentlichkeit hellhörig geworden sind, erhob sich auch hier ein Proteststurm gegen dieses Ausbauvorhaben, angeführt vor allen von Cornelius Gurlitt. Schäfer erörterte demgegenüber seine Grundsätze in einer Denkschrift und konnte sie auch mit Hilfe des Dombauvereins durchsetzen. 1903 zum Dombaumeister ernannt, führte er geistreich die aus dem vorhandenen Baubestand ablesbaren Intentionen des letzten mittelalterlichen Dombaumeisters, Arnold von Westfalen, weiter, indem er auf die vorhandenen drei Westwerkgeschosse ein viertes aufsetzte. Dieses führt nicht nur die vorhandenen Eckkirchen mit ihren Flächenmaßwerken weiter nach oben, sondern wiederholt auch das Motiv der um den Turmkern herumlaufenden, außen sichtbaren, geraden und gegeneinander ansteigenden Treppenläufe geschickt. Nach dem Vorbild des Westbaues vom bedeutenderen Magdeburger Dom verband er die Türme über dem Dachfirst des Kirchenschiffes mit einer stark durchbrochenen Zwischenhalle und setzte auf die Turmplattform die klassische Bekrönung durch zwei achteckige seitliche Türme auf, mit unterschiedlich ausgebildeten Helmen. Bei der Ausführung standen dem Meister seine Schüler Hugo Hartung und Albert Steinmetz treu zur Seite, denn die Vollendung der Türme

1908 hat er nicht mehr erlebt. Schäfers Turmbau ist ein genialer Wurf, weit entfernt vom kühlen Akademismus vieler neugotischer Turmbauten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Man möchte ihn heute weder im Gesamtbild des Domes, noch in der Stadtsilhouette missen. – Es wären noch ein paar Worte über das *wissenschaftliche Werk* von Carl Schäfer zu sagen. Er hat viele Aufsätze in Bauzeitschriften veröffentlicht, in denen er besonders das mittelalterliche Handwerk und seine Techniken behandelte. Wenn seine nach dem Tode von Hermann Schäfer und Albert Steinmetz unter dem Titel „Von deutscher Baukunst“ herausgegebenen gesammelten Aufsätze auch einen stattlichen Band ausmachen, zu einer systematischen Zusammenfassung seiner Lehre (wie vor ihm Unge- witter und Viollet-le-Duc) ist er nicht gekommen. Dies mag auch ein Grund sein, daß er nie für einen Gelehrten gehalten wurde und daß man ihn so bald vergessen hat. Hauptsächlich

Meissen, Dom Westfront



hat er sein erarbeitetes Wissen jahraus jahrein in seinen Hochschulvorträgen weitergegeben, da war er in seinem richtigen Element.

In der „Deutschen Bauzeitung“ Jahrgang 1908 stellt Cornelius Gurlitt in seinem sachlich gehaltenen, aber auch kritisch würdigenden Nachruf fest, daß Carl Schäfer unter den Lehrern der deutschen Technischen Hochschulen lange Jahre die erste Stelle eingenommen hat, sowohl hinsichtlich seiner Erfolge bei seinen Schülern, als auch durch seinen besonderen persönlichen Einfluß auf sie. Als ein „Mann von geradem, stolzem, befehlendem Wesen, eine Herrschernatur mit allen den nicht für Jeden bequemen Seiten eines solchen“ riß er durch sein starkes Selbstgefühl seine Schüler, die sich wie Jünger um den Meister scharten, mit sich. Er bildete eine Schule, doch war das Gesetz des starken Mannes für die begabtesten seiner Schüler kein „Kodex, der anderen aufgenötigt werden sollte“, wie Gurlitt es meint. Die besten seiner Schüler, vor allem sein Nachfolger in Karlsruhe, Ostendorf, überwand Schäfers starre Bindung an das Mittelalter, bauten seine Lehre weiter aus, indem sie über die Form, auf deren Neuschaffung die Architekten des 19. Jahrhunderts so großen Wert legten, zur Raum- und Baukörpergestaltung weiterschritten. In seinem Buch „Die deutsche Kunst des Neunzehnten Jahrhunderts – Ihre Ziele und Taten“ (Berlin 1900) übergeht Gurlitt Schäfer und seine Schule mit Stillschweigen und hebt dagegen Namen hervor, die heute keiner, nicht einmal vom Hörensagen, kennt. Wenn dagegen ich den

Lesern dieser Zeilen nur einen kleinen, lange nicht in allem erschöpfenden Begriff von diesem Mann mit großem künstlerischem Willen und tragischem Schicksal geben konnte, so habe ich mein gestecktes Ziel erreicht.

Literaturverzeichnis:

- Jutta Schuchard: Carl Schäfer, Studien zu Leben und Werk (Doktordissertation)
Karl Gruber: Die Schäferschule (Deutsche Kunst u. Denkmalpflege 1967)
H. D. Rösiger: Carl Schäfer (Festschrift der T. H. Fridericiania 1950)
Cornelius Gurlitt: Schäfer (Deutsche Bauzeitung 1908)
Karl Caesar: Karl Schäfer (Badische Biographien 1932)
G. v. Teuffel: Karlsruher Baumeister ging neue Wege (Bad. Staatsanzeiger 1944)
Carl Schäfer: Von deutscher Kunst (Gesammelte Aufsätze 1910)
Karl Kölmel: Heidelberger Schloßführer 1967
Albert Hofmann: Zur Erhaltung des Heidelberger Schlosses (Deutsche Bauzeitung 1904)
C. Czarnowsky: Die protestantische Jung St. Peter Kirche (o. D.)
Der Dom zu Meißen. Festschrift des Hochstiftes Meißen 1929
Ernst-Heinz Lemper: Der Dom zu Meissen (o. D.)
Fr. Ostendorf: C. Schäfers wissenschaftliches Werk (Zeitschrift f. Geschichte d. Architektur 1907/08)
General-Landesarchiv Karlsruhe:
Schäfer, Karl Wilhelm Ernst (Personalakte) Abt. 235 Nr. 2455
Neubau der Universitätsbibliothek Freiburg Abt. 422 Nr. 762
Großh. Geheimes Cabinet Specialia Heidelberg Abt. 60 Nr. 1922, 1923, 1924

Ignaz Speckle

der letzte Abt des Klosters St. Peter

Kurt Klein, Hausach



Abt Ignaz Speckle

Repros: Kurt Klein

Mehrere Jahre war auf dem Arbeitstisch des Beuroners Priors und jetzigen Erzabtes Ursmar Engelmann, an dem der Ruf eines ausgezeichneten Historikers haftet, ein dickes, vergilbtes Buch zu sehen. Die Stunden sind wohl kaum zu zählen, in denen sich der Mönch der weithin bekannten Erzabtei St. Martin im einmalig schönen Donautal, in die von einem abgegriffenen, lederen Einband zusammengehaltenen 1227 handgeschriebenen Seiten vertiefte, um sie mit viel Mühe, Geduld und Ausdauer zu entzif-

fern, denn der Verfasser der Zeilen zeigte nicht gerade sehr großen Eifer, seine Worte auch schön in sein persönliches Tagebuch zu schreiben. Wahrscheinlich hatte der letzte Abt von St. Peter auch gar nicht damit gerechnet, daß sich später einmal die Gelehrten, Heimat- und Geschichtsforscher mit seinem Tagebuch beschäftigen werden. Wohl noch weniger wäre es ihm in den Sinn gekommen, daß seine Aufzeichnungen nicht nur einmal, sondern auch noch ein zweites Mal in Buchform veröffentlicht werden sollten, um den Inhalt vielen Menschen zugänglich zu machen. Schon längst sind auf dem Büchermarkt der erste und der zweite Teil des Tagebuches und ein Registerband erschienen.

Was für ein Leben und Schicksal verbirgt sich hinter dem Namen des Abtes Ignaz Speckle, der rund 25 Jahre Tagebuch führte und damit ein lebendiges Bild seiner Zeit der Nachwelt hinterließ? Um diese Frage zu beantworten, begeben wir uns mitten auf den Lebensweg des hohen Prälaten, der eine ungeahnte Wendung erfahren sollte, als am 7. November des Jahres 1795 die Totenglocken des alten Zähringerklosters auf dem Walde zu St. Peter das Ableben des Abtes Philipp Jakob Steyrer verkündete, der dem Konvent für nahezu 46 Jahre ein guter, tatkräftiger und baulustiger Vater und Vorsteher war. Davon zeugen heute noch das Kloster mit seiner einmaligen Bibliothek und die Kirchen von Sölden und St. Ulrich, um nur das wichtigste zu erwähnen. Der Schmerz über den Heimgang des hochwürdigsten Prälaten, dem es gelungen war, die Stellung des Abtes von St. Peter im vorderösterreichischen Breisgau zu festigen und zu stärken, wich bald der Sorge um einen würdigen, verantwortungsbewußten Nachfolger im Amt des Abtes von St. Peter, denn seit

vor einigen Jahren im nachbarlichen Frankreich das Volk auf die Barrikaden stieg, und Europa vom Schall der Worte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erfüllt war, zogen unruhige, vom Lärm des Krieges widerhallende Zeiten vor allem in die Lande um den Rhein. Jeder wußte, daß auch dem Leben und Wirken der Kirche Gefahr drohte, besonders den Landen, über denen das Zepter Österreichs thronte, da die Herren in Paris sehr darnach trachteten, die Krone der Donaumonarchie als ihren Hauptfeind zu stürzen. So war das Gebot der Stunde, dem Kloster St. Peter in kürzester Zeit durch die Wahl einen neuen Abt zu geben, auf daß er die Geschicke der Stiftung der zähringischen Herzöge in seine Hände nehme.

Unter den zahlreichen stimmberechtigten Kapitularen, die herbeigeeilt waren, befand sich auch der „Pater Pfleger“ Ignaz Speckle, der aus dem württembergischen Bissingen unter Teck gekommen war. Ursprünglich wurde nämlich das Kloster St. Peter vom Zähringer Herzog Berthold I, dem Bärtigen, im Jahre 1073 in Weilheim an der Teck gestiftet. Doch Streitigkeiten bewogen den Sohn, Berthold II, das Klosterlein 1093 auf den „herzynischen Wald“, den Schwarzwald, zu verlegen. Wir dürfen aber auch in dieser Verlegung den guten Rat des Hirsauer Abtes Wilhelm erblicken, der von seinem Kloster aus die cluniazensischen Reformen in die süddeutschen Monasterien trug, mit dem Ziele, das Leben und Wirken der Mönche möglichst aus dem Machtbereich der Stifter und ihrer Nachkommen zu ziehen. Schon einige Jahre zuvor gelang es dem bedeutenden Abte von Hirsau, das Kloster St. Georgen weitab vom herrschaftlichen Königsegg in Schwaben am Scheitel des Schwarzwaldes zu erbauen und diesem wie St. Peter Äbte zu geben, die die Hirsauer Schule genossen hatten. Allerdings blieben dem Kloster in St. Peter auch nach dem Weggang die Stiftungen und der Besitz um Weilheim, der bis zur Säkularisation vom „Pfleghof“, dem heutigen Gasthaus zum Ochsen, in Bissingen verwaltet wurde. Das evangelische Pfarrhaus in diesem Ort diente früher der

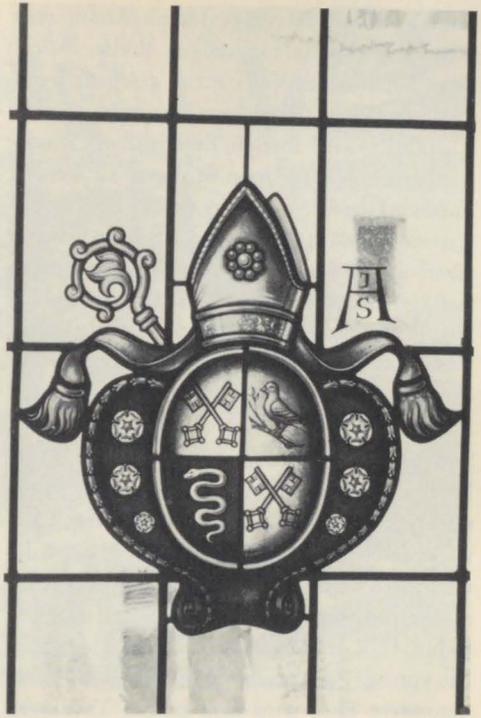
Unterkunft der Mönche aus St. Peter. Selbst der Pfarrer wurde von St. Peter ernannt und besoldet. Je eine Gedenktafel am Ochsen und im Pfarrhaus erinnern an die Zugehörigkeit zu St. Peter.

Pater Ignaz versah von 1788 bis 1795 diesen st. petrischen Besitz und verwandelte die zerüttete Wirtschaft zu einer blühenden Einnahmequelle für sein fernes Kloster. Deshalb gedachte er auch, hier für immer seine irdischen Zelte zu belassen. Allein, die Vorsehung wollte es – wie so oft in seinem Leben – anders: im zweiten Wahlgang wurde er zum 55. Abte des Schwarzwaldklosters erkoren. Bei der Abtwahl waren zugegen: Ernst Maria Ferdinand Graf von Bissingen, der Generalvikar von Konstanz, Abt Anselm von Villingen, Abt Kolomban von St. Trudpert und als Vertreter des Kaisers in Wien, der österreichische Kommissar Nikolaus Will. Die 200 Louisdor, die Speckle dem neuernannten Abte zum Geschenke aus dem Württembergischen brachte, blieben nun in seinen Händen, die nicht nach dem Abtsstabe greifen wollten. Als Ignaz Speckle am 11. November 1795 die Trauerbotschaft und damit verbunden die Einladung zur Wahl überbracht wurde, begann er mit seinen, für spätere Zeiten sehr wertvollen Tagebuchaufzeichnungen.

Auf die Kunde von der erfolgreichen Abtwahl werden viele im Lande gefragt haben, wer der neue Prälat von St. Peter sei. Zu jenen, die ihn nur dem Namen nach kennen, wollen auch wir uns gesellen, um Näheres über seine Herkunft und seinen bisherigen Werdegang zu erfahren. Sein Vater Johann Michael Speckle war als ehrbarer Pfannenschmied nach Hausach im Kinzigtal eingewandert, wo er im dortigen Hammerwerk Arbeit findet. Die Chroniken vieler Kinzigtalgemeinden verzeichnen in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder die Einwanderung von Fachkräften aus dem Allgäu und dem angrenzenden Vorarlberg, wobei es angebracht ist, auch auf die Vielzahl jener Baumeister und Künstler hinzuweisen, die das Gebiet um Rhein und Donau in ein Paradies des Barocks verwandelten. Seine Mutter Theresia

geborene König kam ebenfalls wie der Vater aus Wangen im Allgäu. Am 3. Mai 1754 erwuchs der am 14. Mai 1753 in Wangen geschlossenen Ehe als erstes Kind der Joseph Anton, den späteren Prälaten. In Hausach hängt am sogenannten Herrenhaus eine Gedenktafel mit dem Hinweis auf das Geburthaus des Ignaz Speckle. Die Hausacher Chronik vermerkt aber, daß das „Herrenhaus“ im Gegensatz zum „Laborantenhaus“, der Behausung der Arbeiter des Hammerwerkes, erst 1770 von den beiden Salzherren Georg Oswald und Rittmeister Ott aus Schaffhausen erbaut wurde, nachdem beide zuvor das Werk erworben hatten, das etwa um 1740 erbaut wurde. Im Fürstl. Fürstenbergischen Archiv sind keine Unterlagen, daß der Vater Speckles Direktor des fürstl. Hammerwerkes gewesen sei. Vielmehr vermeldet die Chronik, daß der Vater etwa um 1775 zusammen mit dem Hausacher Posthalter Jakob Glück das Werk kaufte. Darnach scheint es nicht abwegig zu sein, daß Michael Speckle wegen seiner fachlichen Kenntnisse die Leitung des Betriebes übernahm und im Herrenhaus wohnte, wo ihn sein Sohn Ignaz wiederholte Male besuchte. So wollen wir diese Gedenktafel als eine Erinnerung daran sehen, daß Abt Speckle in Hausach geboren wurde. Das eigentliche Geburtshaus, das Laborantenhaus, wurde schon längst wegen Baufälligkeit abgerissen. Auch Hansjakob, der dem Hausacher Prälaten in seinen Schriften ein hohes Lob spendet, irrt, wenn er das Haus neben dem Gasthaus zum Schloßberg als Geburtsstätte angibt.

Noch vier Geschwister gesellen sich im Laufe der Jahre zu ihrem ältesten Bruder: Maria Theresia (1758), Michael (1760), Anna Maria (1762) und Maria Magdalena (1764), die später den Haslachener Bäcker Valentin Sahl heiratet. Nachkommen aus dieser Ehe halten heute noch in Haslach das Andenken an Abt Speckle hoch in Ehren und hüten Erinnerungsstücke an diesen Wohltäter. 1778 stirbt die Mutter von Ignaz Speckle im Rufe größter Frömmigkeit wie das Totenbuch vermeldet. Der Vater geht mit der Franziska Neidhart eine zweite Ehe ein, die mit



Das Wappen des letzten Abtes von St. Peter

zwei Kindern gesegnet wird: Franz Sales (1780) wird später Pfarrer in Friedenweiler bei Neustadt im Schwarzwald, während Crescentia (1782) zunächst den Haushalt des Prälaten führt, um dann in gleicher Eigenschaft zu ihrem Bruder Franz Sales zu ziehen.

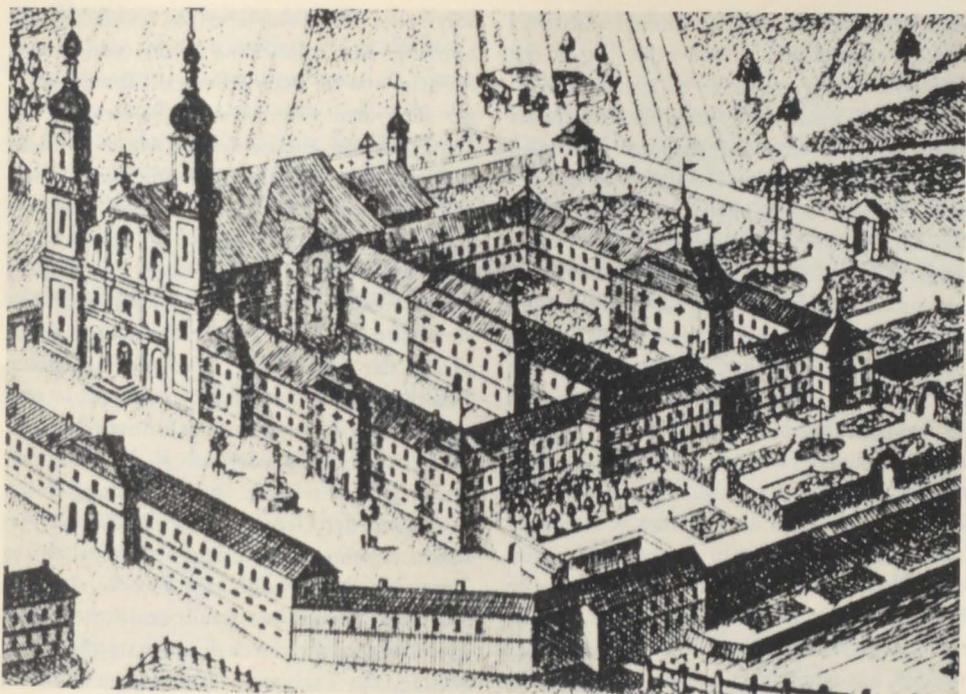
In der Hausacher Volksschule (Elementarschule) erlernt Joseph Anton die „Kunst“ des Rechnens, Lesens und Schreibens. Schon in diesen Jahren wird offenbar, daß in seinem Kopfe ein reger, interessierter Geist wache. Deshalb entschließen sich die Eltern, den Sohn in das Gymnasium nach Freiburg zu schicken. Seine dortigen Studien beendet er mit einem sehr guten Baccalaureatszeugnis, das damals die Erlangung eines niederen akademischen Grades bedeutete und heute etwa mit dem Abitur gleichzusetzen ist. Die gute christliche Atmosphäre im heimatlichen Elternhaus, war bestimmt mitentscheidend

dend, daß sich der junge Joseph Anton zum geistlichen Stande hingezogen fühlte. Allerdings hätte es der Vater gerne gesehen, wenn sein Sohn Weltpriester geworden wäre. Wahrscheinlich wurde aber die Entscheidung Speckles, Ordensgeistlicher in St. Peter zu werden dadurch erleichtert, daß in diesem Kloster bereits ein Hausacher Pater namens Beda Litschgi lebte, dessen Vater etwa um 1740 zusammen mit Herrn Buckeisen auf fürstliche Erlaubnis hin in Hausach eine Hammerschmiede mit Schmelzofen erbaute und später den eingewanderten Vater Michael Speckle in Diensten nahm.

So beginnt Anton Joseph am 11. Januar 1773 als Novize an der Ordenshochschule in St. Peter mit den theologischen Studien und legt nach vollendetem 21. Lebensjahr als Frater Ignaz die feierlichen Ordensgelübde ab. Zwei Jahre darauf empfängt er die Priesterweihe und feiert am 8. Juni 1777 droben in der barocken Klosterkirche von St. Peter das erste hl. Meßopfer. Eine besondere Ehre wird dem jungen Theologen und Ordensmann zuteil, als er schon ein Jahr später in den Kreis der Kapitularen aufgenommen wird. Es wird gesagt, daß Pater Ignaz ein sehr gutes Verhältnis mit dem alternden Abt Steyrer verbunden hat, dem er zeitlebens ein gutes Andenken bewahrt und seiner lobend im Tagebuch gedenkt. Die frühe Entfaltung der geistigen Kräfte des Hausacher Bürgersohnes dürfen wir auch darin erblicken, daß ihn sein väterlicher Freund und Abt bereits im Alter von nur 25 Jahren zum Professor an der theologischen Hausschule ernennt, ein Privileg, um das ihn bestimmt die älteren Patres beneidet haben. Deshalb finden wir den Pater Ignaz in den folgenden Jahren als Lehrer und Vorbild des Ordensnachwuchses, bis ihn sein Abt im Oktober 1783 zur Mithilfe in der Seelsorge in das einsame Möhlintal nach St. Ulrich sendet. Das dortige Priorat, das einst im Jahre 1087 vom hl. Ulrich von Zell erbaut wurde – er kam als Mönch von Cluny – und 1560 der Abtei St. Peter inkorporiert wurde, war für nahezu fünf Jahre das Wirkungsfeld Speckles. Zu Beginn des Jahres 1788

erreicht ihn die Versetzung als Pfarrvikar an das st. petriscbe Priorat nach Sölden, das 1115 als Nonnenkloster der Cluniazenser ebenfalls vom hl. Ulrich erbaut wurde. 1587 fiel es ebenfalls dem Zähringer-Kloster auf dem Wald zu. Nicht lange konnte er dort seine seelsorgerlichen Fähigkeiten entfalten, denn schon im Herbst 1789 wird er nach Bissingen unter Teck berufen, wo er bis zur Wahl zum Abte überaus geschickt und segensreich wirkt.

Mit der Annahme der Wahl hatte Ignaz Speckle eine schwere Bürde auf sich genommen. Er war sich dessen bewußt, wenn er ins Tagebuch schreibt: „Ich verlor in der Folge, nachdem alles nach gewöhnlichem Gebrauch geschehen war, die Fassung und konnte mich des Weinens kaum enthalten . . . Einige Tage konnte ich mich nicht ganz fassen. Der Schlaf floh meinen Augen und meine Seele ward von Bergen des Kummers gedrückt. Als ich abends einen Augenblick allein war, so war mein erster Gedanke: „Nun ist deine Ruhe auf immer verloren!“ –“ Er sollte recht haben! Trotzdem ging er aber mit all seiner Energie ans Werk, hob wieder die, durch das hohe Alter seines Vorgängers bedingt gelockerte klösterliche Zucht und Disziplin. Speckle war schon als junger Kleriker ein Mensch mit eigenen Gedanken und Vorstellungen, das ihm einerseits die Achtung und das Wohlwollen des Abtes eintrug, anderseits aber die Mißgunst anderer Mönche herausforderte, was wir seinem Tagebucheintrag entnehmen können: „Überdenke ich – mein wenig merkwürdiges – Leben, so kann ich die Spuren göttlicher Leitung unmöglich verkennen. Von einer Stufe zur anderen führte mich Gott. Einige Jahre lang als Rebellen und Mißvergnügten gehalten, vielleicht verleumdet, dann vom Kloster entfernt und streng gehalten. Endlich, da sich die Verleumdungen im Jahre 1786 am stärksten zeigten und man mich gefährlicher Grundsätze beschuldigte und man mich von St. Ulrich nach Sölden als Pfarrer versetzte, wo ich mit Trost im Weinberge des Herrn arbeitete. Von meinen sehr geliebten Pfarrkindern entfernt, nach Bissingen in Württemberg verschickt, eine zerrüt-



Das Kloster St. Peter um die Zeit der Auflösung

Repros: Kurt Klein

tete Haushaltung und Verwaltung herzustellen, obwohl ich in meinem Leben nie gewirtschaftet hatte. Gott gab auch hier seinen Segen, weil ich gehorsamte. Ich ward von meinem seligen Prälaten vollkommen gerechtfertigt, und er gab mir viele Beweise seiner Zufriedenheit. Und nun hat sich meine ganze Lage wieder geändert. Hier fängt die neueste, die wichtigste, die letzte Epoche meines Lebens an. Herr und Vater der Menschen, bisher hast du geholfen! Heilig gelobe ich dir, auch auf dieser Stelle deinem unverkennbaren Willen zu folgen und meine Pflicht zu tun. Gott, mein Trost und meine Hilfe! Gib, daß ich sei, wie dein Sohn uns zu sein heißt: „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben!“ Das soll mein Wahlspruch sein und Schlange und Taube die Sinnbilder im Wappen.“

Den Geist der Aufklärung leitet er in seinem Sinne, in dem er neben der Förderung und Hebung der Ordensschule vor allem sein Augen-

merk auf den Ausbau des ländlichen Volksschulwesens innerhalb der St. Peter unterstellten Gemeinden richtet. Persönlich verfolgt er den Fortschritt, die Methode, den Schulbesuch in den einzelnen Schulen, belobigt und rügt die Lehrer und verteilt Prämien an fleißige Kinder. Gerade dieser Weitblick in seinen Anordnungen muß die Person des Abtes auch im Lichte unserer Zeit besonders beleuchten, denn er erkannte schon sehr früh, daß eine umfassende Bildung (darunter sei aber keine einseitige Wissensanhäufung zu verstehen) letztlich den Menschen gegen die Auswüchse des „Zeitgeistes“ widerstandsfähig macht.

Doch die ganzen Reformen des 41jährigen Prälaten werden jäh im Keime erstickt, als die französischen Heere in den Breisgau, in Deutschland einrücken. Aber auch in den Wirren und Leiden des Krieges behält Speckle einen kühlen, klugen Kopf. Der Bevölkerung spricht er Mut zu, verhandelt geschickt mit den Franzosen in

seiner Eigenschaft als Breisgauer Landstand. Viel hat das Kloster in den zehn Jahren der wechselvollen Kriegswirren zu leiden. Am 18. Januar 1797 wird Abt Speckle ein kaiserliches Belobigungsschreiben ausgehändigt, worin sein umsichtiges, tatkräftiges Handeln während der französischen Besetzung gerühmt wird. In der Tat, der Prälat von St. Peter ist die „Seele des vorderösterreichischen Consesses“. Wir wundern uns deshalb auch nicht, daß die Franzosen bei einem neuerlichen Einfall auch Abt Speckle als Geisel nach Straßburg schleppen (2. 11.–23. 11. 1800), bis die auferlegten Kontributionen im Breisgau aufgebracht sind.

Der Preßburger Frieden (1806) beendet zwar den Krieg, er zeigt aber auch an, daß für die Klöster im Breisgau die Tage des Weiterbestehens gezählt sind, denn in diesem Friedensvertrag fällt der vorderösterreichische Breisgau an Kurbaden, dem auch der Besitz aller Klöster nach dem Willen Napoleons zugesprochen werden, um damit die linksrheinischen Verluste der deutschen Fürsten auszugleichen. Jahrelang trägt Speckle die Hoffnung, daß wenigstens St. Peter als die Grablege der Zähringer Herzöge von den Folgen der Säkularisation verschont bleibe. Vergebens! Selbst seine persönliche Vorsprache beim Kurfürst und späteren Großherzog Karl Friederich in Karlsruhe, seine Bittgesuche an die kaiserlichen Höfe in Wien und Paris, ja selbst der verzweifelte Anruf des Heiligen Stuhles, um den Einspruch des Papstes bleiben erfolglos. Formell wird das Kloster im November 1806 aufgehoben. Dem Abte und einigen Mönchen wird noch wohlwollend gestattet, bis 1813 in der Abtei zu wohnen. Dann aber wird in das ausgeplünderte Kloster ein Militärlazarett gelegt und der Prälat zum Auszug gezwungen.

In Freiburg findet er eine Bleibe. Den Gedanken, daß doch wieder das Chorgebet der Mönche in St. Peter zu hören sein wird, beschäftigt ihn in seinem Reden und Schreiben unablässig. Mit bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit unterhält er regen Briefwechsel. Er bleibt aber auch mit seinen Ordensbrüdern, die in der Seel-

sorge oder in Pension leben, in väterlicher Verbindung. Zur Erinnerung an die verstorbenen Mönche von St. Peter läßt er auf dem Freiburger und dem Friedhofe zu St. Peter je ein Denkmal und ein steinernes Kreuz errichten und mit den auf die Auflösung des Klosters hinweisenden biblischen Worten versehen: „Alle meine Kleider haben sie genommen.“ Der letzte Abt von St. Peter wird aber auch ein entschiedener Gegner der Wessenberg'schen Reformen. In ihm sieht man am Oberrhein das Haupt der „Römlinge“. Für die männlichen Nachkommen seiner Geschwister errichtet er in Freiburg bei der sogenannten Sautier'schen Stiftung, der einmal Hansjakob als Direktor vorstand, einen Freiplatz zur Ausbildung. Noch mehr, mit der Genehmigung des Papstes vermacht er seine gesamte Hinterlassenschaft zur Verwendung für wohltätige Zwecke. Als man sich im süddeutschen Raum ernstlich darüber Gedanken macht, durch die neue staatliche Einteilung, das Erzbistum Freiburg zu schaffen, wird seine Person als möglicher erster Erzbischof öfters erwähnt. Doch diesen Spekulationen setzt ein Schlaganfall, von dem sich der Abt nicht mehr erholt, ein Ende.

Am 15. April 1824 klopft der Tod in Gestalt eines erneuten Anfalles an sein Krankenlager. Obwohl man ihm 1817 angeboten hatte, seinen Lebensabend im Kloster von St. Peter zu verbringen, wollte er seinem letzten Willen nach nur als Toter in das leere, zweckentfremdete Haus zurückkehren, um in der Gruft bei den anderen Äbten die ewige Ruhe zu finden. Im Verstorbenen, von der Umwelt unbemerkt, wurde Ignaz Speckle am 17. April 1824, morgens um vier Uhr in St. Peter beigesetzt. Sein größtes Vermächtnis, das er der Nachwelt hinterließ, ist aber sein Tagebuch, das nach mancherlei Irrwegen wieder in den Besitz des 1842 in den Räumen des ehemaligen Klosters errichteten Priesterseminares der Erzdiözese Freiburg überging.

1870 wurde das Tagebuch erstmals auszugsweise von Dr. Stephan Braun in der Dilger'schen Buchdruckerei verlegt unter dem Ti-

tel: „Memoiren des letzten Abtes von St. Peter – Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte“. Wenn man den Geist der damaligen Zeit kennt, wird man nicht erstaunt sein, daß eben die Schilderung der kriegerischen Ereignisse im Vordergrund der damaligen Herausgabe standen. Da jedoch das Tagebuch als Geschichtsquelle der Zeit von 1795 bis 1819 von unschätzbarem Werte ist, hat sich die „Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Würt-

temberg“ um die neuerliche Herausgabe in zwei etwa 500 Seiten umfassenden Bänden bemüht. In der Heimatstadt von Abt Speckle, in Hausach im Kinzigtal aber wird darüber hinaus sein Andenken in Ehren gehalten: In vielen Familien hängt das Bild des Prälaten, eine Straße trägt seinen Namen, und die neueingerichtete „Abt Speckle-Heimatstube“ soll auch den Fremden mit dem Leben und Wirken des großen Hausacher Bürgersohnes bekanntmachen.

Das Gesicht

Emil Wachter in der BLB

Aquarelle, Lithographien und Bronzen

Die Badische Landesbibliothek zeigt vom 4. März bis 22. April 1977 die Ausstellung: „Das Gesicht. Aquarelle, Lithographien und Bronzen von Emil Wachter.“

Wachter studierte 1946–1948 Philosophie und Theologie in Freiburg, 1948 Malerei an der Kunstakademie München und 1949–1953 an der Staatlichen Akademie Karlsruhe bei den Professoren Hubbuch (Zeichnen), Trummer (Bildhauerei) und Heckel (Malerei). 1958–1963 leitete er eine Malklasse an der Staatlichen Akademie für Bildende Künste in Karlsruhe. Durch annähernd 70 Ausstellungen im In- und Ausland (Frankreich, Österreich, Schweiz, Italien, USA) sowie durch zahlreiche künstlerische Werke an Kirchen (u. a. Gobelins St. Stephan in

Karlsruhe und Neue Kirche Our Saviour in Cap Kennedy/USA, Farbfenster in Tauberbischofsheim, Betonreliefs in Osterburken) machte der Karlsruher Künstler sich weit über den badischen Raum hinaus bis nach Frankreich, Schweden und den USA einen Namen. Allein in Karlsruhe tragen acht öffentliche Gebäude seine künstlerische Handschrift. Wachter erhielt 1953 und 1955 den Kunstpreis der Jugend, 1957 den Kulturpreis der Stadt Karlsruhe, 1958 den Graphikpreis der Gesellschaft der Freunde junger Kunst Baden-Baden, 1966 den Hans-Thoma-Staatspreis Baden-Württemberg, 1968 den Artegrafica in Ancona, Italien und 1975 den Staatspreis Kunst am Bau Rheinland-Pfalz.

Buchbesprechungen

Max Rieple, Der Tag war viel zu kurz. Autobiographische Erzählungen. 194 Seiten, Leinen, 18,- DM. Stieglitz-Verlag E. Händle Mühlacker, 1976

Max Rieple, der den Freunden der Literatur als Erzähler, Lyriker, Übersetzer und als Autor zahlreicher Landschaftsbücher bekannt wurde, legt uns mit seinem neuesten, im Stieglitz-Verlag erschienenen Buch „Der Tag war viel zu kurz“ ein Werk vor, das als Bericht über sein eigenes Leben gelten darf. Kein Zweifel: wer Max Rieple persönlich oder wenigstens einige seiner Bücher kennt, wird erwartungsvoll, ja gespannt diesen Lebensbericht aufschlagen und die Lektüre erst dann beenden, wenn ihn der liebenswerte Autor auf der letzten Seite, wo er vom aufregenden Kauf seines Ferienhauses Al-Khalid berichtet, entläßt. Max Rieple hat mit diesem Buch nicht nur eine neue Konzeption für die Gestaltung einer Autobiographie gefunden – (seinen Lebensbericht legt er nämlich in einer Reihe von formvollendet geschliffenen Erzählungen vor!) – sein faszinierendes neues Buch ist darüber hinaus auch eine neue Antwort auf die Frage, warum der Leser von heute mit so großer Vorliebe nach den Lebensberichten bedeutender Männer und Frauen greift. Es ist der Reiz unserer unwiderstehbaren Neugier, die in das Leben eines andern erkennend eindringen möchte, die wissen will, wie ein anderer – dieser berühmte Schriftsteller etwa! – die Schicksale seines Lebens gemeistert hat, wie er gegen alle Hemmnisse und Widerstände, gegen Krankheit und Schicksalsschläge das geworden ist, was er wurde. Wie einen Film läßt der Autor die Ereignisse und Erlebnisse seiner Jugend- und Mannesjahre an unsern Augen vorbeiziehen. Wir sehen ihn belustigt schmunzeln, wenn er berichtet, daß er in demselben Zimmer geboren wurde, das Josef Viktor von Scheffel als Bibliothekar der Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen einst bewohnte, und daß ihm sein Vater nicht weniger als fünf Vornamen gab: Maximilian zu Ehren des damaligen Fürsten von Fürstenberg, Timotheus nach sich, dem übergläcklichen Vater selbst, Georg nach dem Lindwurmbezwinger, Viktor nach dem Dichter Scheffel und schließlich Napoleon nach einem Vorfahren, der unter dem Korsen kämpfte und dem Tod in der Beresina entronnen war. – Zu Beginn des Buches blendet der Autor zurück in die Zeit kurz nach der letzten Jahrhundertwende, allwo sich das Bürgertum seiner Vaterstadt Donaueschingen im Abstrahl des fürstlichen Hoflebens sonnte und wo Kaiser Wilhelm II. von Zeit zu Zeit zur Jagd in den Wäldern der Baar mit höfischem

Glanz und Prunk empfangen wurde. Der sechsjährige Max erlebt aber auch, wie die Häuser seiner Vaterstadt im Feuersturm einer grandiosen Brandkatastrophe zu Schutt und Asche zusammenstürzen. Fürwahr: eine Jugendzeit voller unvergeßbarer Eindrücke! Mit neun Jahren verfaßt er sein erstes Gedicht. Der stolze Vater bringt es in die Redaktion der Heimatzeitung. Aber statt Honorar bekommt der Neunjährige Schläge! Seine Schulkameraden lauern ihm auf, rennen hinter ihm her und verprügeln ihn. („Der da will ein Gedicht gemacht haben! So ein Schwindler!“) Von Donaueschingen aus geht der junge Rieple hinaus in die Welt. Zunächst nach Prag, wo er studieren soll und wo er dem Verfasser eines Paganini-Romans einen Besuch macht, den er in dem beklemmend und fast gespenstisch anmutenden Kapitel seines Buches „Besuch bei Paganini“ schildert. Im Grunde aber hat Donaueschingen ihn nie losgelassen. Vielleicht war es zuweilen eine schöne Frau, wie er sie in der Erzählung „Dunkelbraune Augen“ schildert, die ihn an die Heimat bindet. Immer wieder kehrt er dorthin zurück, wo er als Schüler des humanistischen Gymnasiums in der Gesangsstunde beim Hervorbringen eines falschen Tones ertappt wurde, was weit später eine für Donaueschingen beglückende Folge hatte: Max Rieple wurde der Begründer der berühmten Donaueschinger Musiktage. (Zu lesen in „Ein falscher Ton“) Heute kann man den Namen Donaueschingen nicht aussprechen, ohne zugleich an den Schriftsteller Max Rieple zu denken. Ist es da erstaunlich, daß der Autor, der auf seinen zahlreichen Reisen durch die Länder Europas viel große Welt in sich aufgenommen hat, auch in seinem Buch immer wieder in die kleine Welt seiner Heimat zurückkehrt? – Immer wieder streut er zwischen die Erzählungen über Erlebnisse in der weiten Welt Erinnerungen an die kleine Welt seiner Heimat und Kindheit. So erzählt er uns in seinem Buch von „Mutters letzter Reise“, von „Vaters Taschenuhr“, vom Dienstmädchen seiner Eltern („Sie hieß Magdalena“), von seiner Tochter Angela in „Cave canem“ und von seinem kleinen Sohn Thomas in „Der Minuspädagoge“. In den Kapiteln „Gegen Liebe ist kein Kraut gewachsen“ und „Inkognito heiraten“ verrät er uns sogar – mit heiterem Augenzwinkern! – wie er als schon etwas betagter Jungeselle mit angegrauten Schläfen sich um die Zuneigung einer jungen Apothekerin mühte und endlich zu heiraten sich entschloß.

War denn Rieples Tag wirklich zu kurz? – Das neue Buch weist seinen Verfasser als einen großen, liebenswerten Erzähler aus, der den Tag mit enormem

Fleiß genutzt hat. Ist das nicht viel, ist das nicht genug für einen so kurzen Tag wie es unser Leben ist?

Karl Joh. Hirtler

Peter Assion: Walldürn in alten Ansichten. Verlag Europäische Bibliothek Zaltbommel/Die Niederlande 1976. 80 S., 76 ganzseitige Abb. DM 24,80.

„Walldürn in alten Ansichten“ ist ein bibliophiles Bändchen, in dem die nordbadische Stadt Walldürn, die Wallfahrtsstadt am Ostrand des Odenwaldes, mit historischen Bilddokumenten vorgestellt wird, die ihrerseits ausführlich erläutert sind. Mit 76 Bildern hat hier der Herausgeber, der sich auch als Sammler zu erkennen gibt, die „Zeit des Umbruches“, wie er selbst sagt, die Zeit zwischen 1880 und 1930 in seiner Vaterstadt, ihr Leben und ihre Entwicklung mit zeitgenössischen Postkarten und Original-Fotografien illustriert und beschrieben. Peter Assion und dem Verlag muß man für diese Art Geschichtsbüchlein, für diese neue Konzeption, danken.

Hier wird erstmals (zumindest im Odenwaldbereich) mit einem zeitgemäßen Mittel gearbeitet, um die jüngste Vergangenheit, die fast überall noch unbearbeitet ist und der Erhellung harrt, darzustellen. Bisher waren wir gewohnt, daß für Stadt und Landschaft einzig die Darstellungskünste des Stiftes und des Pinsels gedruckt reproduziert wurden. Die Verkaufszahlen gaben den Verlegern recht. Wie war es doch: „Maler und Lithographen gingen einst auf die Augenweide und brachten in ihren Ansichten die so recht romantisch verbrämte Ländlichkeit des alten Baden zum Ausdruck.“ Der Stahlstich hatte zwar schon einen Durchbruch zu neuen Schweisen gebracht. Trotzdem: wichtig war das Ensemble, der Mensch blieb Staffage. Eigenartig, warum das Publikum kein rechtes Verhältnis zur Fotografie entwickeln konnte. Sie blieb lange Zeit im Schatten, die Vervielfältigungsmethoden kamen ihr nicht sonderlich entgegen, und zudem haftete der Fotografie der Ruch an, dem Profanen, der Technik, der Tagespolitik allzusehr verhaftet zu sein. Mit dem vorliegenden Bändchen zeigt Peter Assion die neue Richtung und schafft ein Vorbild, dem hoffentlich noch viele in unserem Land nacheifern.

Die Fotografie hat schließlich Eigenschaften, die keinem anderen Bilde zukommen. Sie besitzt dokumentarischen Wert und einen Wahrheitsgehalt, der oft unmittelbarer überzeugt, als das Werk aus Künstlerhand. Selbst wenn die Wahl des Standortes einer Aufnahme bedingt ist durch die subjektive Wertung des Fotografen und durch die Auffassungen, die zu seiner Zeit und in seinem Stande gültig waren – es ist zudem

zu beachten, daß die frühen Fotografen möglichst viel verkaufen wollten und darum die „Schauseiten“, die Panoramen, bevorzugten (Peter Assion spricht über diesen Nachteil in seinem Vorwort) – so kann man doch trotz allem von der Objektivität der Fotolinse sprechen. Das neue Buch bestätigt dies. Die Situationen und Milieus, die von der Kamera gewollt oder ungewollt festgehalten wurden, fesseln uns heute mit der Macht der Wirklichkeit und nicht mit der Macht des Schönen. Man hätte sich daher – auch wenn es sich um einen Reihentitel handelt und ähnliche Bändchen für andere Orte folgen sollen – den kompromißlosen Titel gewünscht: „Walldürn in alten Fotografien“. Manche Bilder sind zwar tatsächlich nur „Ansichten“. In einer Kleinstadt liegt altes Bildmaterial – bisher ja noch nicht sammelwürdig – nicht gerade zuhauf vor. Andere Fotos aber haben typische Zeitsituationen eingefangen, wie sie ohne die Kamera nicht dokumentiert worden wären.

Das trifft vor allem dann zu, wenn der Apparat auf Menschen gerichtet worden war: nicht um ihr Porträt zu bringen, sondern um ortsgebundene Situationen einzufangen. Gegenstände in Museen, Häusern, Bauten usw. lassen heute die jüngste Vergangenheit in fast greifbarer Weise erleben, und moderne Bildbände können diese Eindrücke überall hin vermitteln, doch fehlt dabei stets das Wichtigste: die Menschen, die sich diese Dinge schufen und in dieser Umwelt lebten. Die Fotografie hat den Vorteil, Geschichte direkter erfahrbar zu machen, weil sie an die Stelle des nur erdachten und vorgestellten Lebens das unmittelbare Abbild setzt.

Mit der Auswahl der alten Fotos wollte Assion den Betrachter aber auch anregen, sich Gedanken über den eigenen Wohnort und die Bedingungen seines Werdens zu machen. Der zeitliche Rahmen hierfür ist gut gewählt: er reicht von 1880, der Gründerzeit, bis etwa 1930, bis zum Ende der „Goldenen Zwanziger“ – eine Kleinstadt sucht Anschluß an die moderne Zeit. Dies waren zugleich fünf Jahrzehnte des Berufsfotografen, auch auf dem Land. Danach konnte jeder fotografieren. Der „Agfa-Apparat“ für vier Mark war das Mittel hierzu, und das Zeitalter der Massenfotografie begann: in unabsehbarer Breite und dokumentarischer Vielfalt, die ebenfalls noch zu würdigen sein werden.

In sachlicher Dokumentation wollte Assion seine Heimatstadt beispielhaft zeigen. Dies ist ihm gelungen. Es ist ein Bändchen geworden, das zur Nachahmung „verführt“. Ganz aber hat er sie nicht verbergen können, seine herbe Liebe zu Walldürn. Sie ist nicht zu übersehen, vgl. Bild 1 „Gruß aus Walldürn“ oder den letzten Satz im Vorwort: „Möchten eine wohl verstandene Heimatliebe und Heimatforschung aus unserem Büchlein Nutzen ziehen.“

Werner Haas

Ernst Habermann: Bilder von Alt-Bruchsal. Dokumente der Stadt vor ihrer Zerstörung; *Erinnerungen an Alt-Bruchsal*. Druckerei Stork/Selbstverlag des Verfassers, Bruchsal 1975 und 1976, 128 S. mit 193 Abb. bzw. 127 S. mit 189 Abb. (=Alt-Bruchsal, Band I und II). Je DM 19,80.

Mit einem verdienstlichen Unternehmen hat Ernst Habermann der jüngsten Vergangenheit der Stadt Bruchsal ein Denkmal gesetzt. Er hat im Bruchsaler Stadtarchiv und in Bürgerbesitz das alte, noch reichlich vorhandene Foto-Material aufgespürt, reproduziert und auswahlweise nun veröffentlicht: in zwei Bänden, die Geschichte im Bild und damit sinnlich nachvollziehbar machen. Bewußt dominiert in den beiden Publikationen das Bild. Die erläuternden Texte geben dazu nur die genauere Lokalisierung und Datierung, so daß sich der Betrachter um so intensiver mit den alten Aufnahmen beschäftigen kann. Eine Einladung zu Rundgängen (entsprechend ist das Material geordnet) durch Alt-Bruchsal, durch eine gewachsene, von Barock und Gründerzeit stark geprägte, seit ca. 1860 vom technischen Medium „Fotografie“ wahrgenommene, höchst lebendige, zu Kriegsende 1945 aber zu 80 Prozent vernichteten Stadt. Die Tatsache, daß dieses Bruchsal heute nicht mehr existiert, war zweifellos ein starker Antrieb zu den beiden Bildbänden und verleiht ihnen auch ihren spezifischen Wert. Das Interesse an den Fotos erschöpft sich jedoch nicht nur in unreflektierten Reminiszenzen. Habermann berichtet im Vorwort zum ersten Band, daß sich bei Dia-Vorträgen über Alt-Bruchsal (durch die Ortsgruppe der „Badischen Heimat“) auch „bei denjenigen Jahrgängen, die Alt-Bruchsal aus eigenem Erleben nicht kennen“, ein starkes Interesse gezeigt und ihn zu seinem Vorhaben ermuntert habe. Dies will uns besonders begrüßenswert scheinen, weil sich dadurch die Chance aufzutut zu einer umfassenden Dokumentation, die nichts beschönigt und keine Idylle von einst gegen die heutige Wirklichkeit ausspielt. Auch die Objektivität der Kamera war ja nicht losgelöst von der Subjektivität ihres Benutzers, und auch altes Fotomaterial birgt seine Gefahren. Habermann aber hat nicht nach ästhetischen Maßstäben ausgewählt, weder hinsichtlich der Bildgegenstände, noch in bezug auf die Qualität der Aufnahmen. So entstand ein Porträt von Alt-Bruchsal, das als wahrheitsgetreu sicher auch vor dem kritischen Auge der Geschichte Bestand hat. Man blickt in Geschäftsstraßen, aber auch in die Gassen abseits, in Kirchen, aber auch in eine Autoreparaturwerkstatt um 1925. Dazu machen viele Bilddetails (Haus-Aufschriften, Kleidung und Positur beiläufig oder gezielt mitaufgenommener Personen usw.) die Vergangenheit anschaulich. Auch das gemeinschaftliche Leben kommt nicht zu kurz und ist (vor allem im zweiten Band, der

nach der guten Aufnahme des ersten Bandes den zweiten ergänzen soll) mit Vereinsbildern und Fotos von besonderen Veranstaltungen und Ereignissen vertreten. Als Geschichte in Bildern treten die beiden Bücher neben Herzers „Bruchsaler Heimatgeschichte“ von 1955 und sonstige historische Beiträge. Sie haben jedoch auch allgemeinen geschichtlichen Quellenwert für die Zeit zwischen 1860 und 1930 (vereinzelt bis 1947) und verdienen über Bruchsal hinaus Interesse. Zumindest sollten sie auch andernorts dazu anregen, gezielter als bisher die alten Fotos zu sammeln. Peter Assion

„Alte Photos erzählen Freiburger Stadtgeschichte“. Freiburg (Karl Schillinger) 1976. 228 S. mit 362 Abb. Leinen (in Schuber) DM 76,-

Das kam nicht von ungefähr: der Hrsg. „Helmuth Müller-Schilling hat in jahrelanger Arbeit Bilder, Daten und Geschichten zusammengetragen“ – und die Öffentlichkeit (sprich die Freiburger) waren durch die Parallelausstellung in der Volksbank sowie in einigen Schaufenstern und nicht zuletzt mittels hübschalt-gemachtem Vorankündigungplakat genügend vorbereitet. Diesmal also nicht alte Stiche und Lithographien, auch nicht Holzschnitte und Gemälde – vielmehr alte Photographien, die teils in ihrer Technik, teils in ihrem Aussagewert für den ausgewählten Zeitraum (1840–1944) bereits historisch, bereits Dokumentation geworden sind. Nicht nostalgischer Mode wegen, vielmehr der Geschichte zulieb. Die alten und die neuen Bürger werden gleichermaßen Genuß und Gewinn daran haben. Zu detaillieren brauchen wir hier nicht, das kann ein jeder gemütlich für sich selber tun. Statt dessen gilt's nochmals kurz die Epoche zu umreißen: das großherzoglich-badische Freiburg unter Leopold bis 1852, unter Friedrich I. bis 1907 und unter Friedrich II. bis 1918. Weimar- und Hitler-Deutschland schließen an, die Zäsur 1944 ergab sich grausam genug. Um 1840: „... ehemalige Hauptstadt des Breisgaaues (politisch gemeint) ... mit 16000 Einw. ... Sitz des Hofgerichts ... kath. Universität, Gymnasium, Normal- schule, Forstinstitut, Geschichts- und Kunstverein, Bürgerhospital; Fabriken von Tabak, Cichorien, Siegellak, Stärke, Leder ...“ (aus einem „Adreßbuch“ anno 1845). Die Mehrzahl der heutigen „Stadtteile“ (wie Zähringen, St. Georgen usw.) noch lange nicht eingemeindet (man ist dankbar, dergleichen hier auch mitberücksichtigt zu wissen). Daß in den beigegebenen Texten auch zeitgenössische Zeitungsmeldungen mitzitiert wurden, vermerkt man dankbar. Und was den freilich aufs erste hin betrachtet einigermaßen massiven Preis angeht, so ist dieser zwar durch die Großzügigkeit der Ausstattung (einschließlich aufklappbarem 7teiligem Panorama) gerechtfertigt, an-

dererseits gewissermaßen auch mit einer doppelten Aufforderung verbunden: einmal dahinaus, daß die Jungen für die Alten damit eine geradezu familiengeschichtliche Gabe bereithalten können, und zum andern, daß es sich der Verlag vielleicht einmal überlegen oder durchrechnen sollte, ob eine zusätzliche kleinere Ausgabe eines Tages nicht eine zusätzliche Angebotsbereicherung darstellen würde.

Dr. Helmut Bender

Die Römer in Baden-Württemberg. Hrsg. v. Ph. Filtzinger, D. Planck u. B. Cämmerer unter Mitarbeit von J. Biel u. a. Stuttgart u. Aalen: Konrad Theiss Verlag 1976. 600 S. m. 340 Kartenskizzen u. Fotos im Text, 76 Kunstdruckaf., davon 16 vierfarbig, 162 Abb.; DM 59,-.

Das sachlich äußerst wichtige, wissenschaftsgeschichtlich und historisch lang erwünschte, methodisch ausgezeichnet gearbeitete, reichlich mit Abbildungen, Skizzen, Zeittafeln und Registern versehene und typographisch in vorzüglicher Qualität hergestellte Buch erweist sich als umfassendes Nachschlagewerk über die bisher zu Tage gekommenen archäologischen Zeugnisse der Römerzeit in Südwestdeutschland. Der zweite Teil des Buches führt diese Zeugnisse topographisch-alphabetisch nach Fundorten vor, knapp und konzis zwar, aber erschöpfend und mit der anstehenden Bibliographie. In einem ersten Teil geben die Herausgeber zusammenfassende Übersichten über die Geschichte der archäologischen Forschung in Südwestdeutschland, über die Geschichte der römischen Besetzung des Gebietes sowie über die Zivilisation und Religion der Römer, wie beide sich in den Funden der umschriebenen Regionen manifestierten. Neben den drei Herausgebern waren nicht weniger als 16 Mitarbeiter – alles Archäologen – mit der Abfassung der topographischen Artikel betraut. Trotzdem wirkt das Werk einheitlich und straff konzipiert. Ein solches Standardwerk war für unsere von der römischen Zivilisation stark erfaßten Landschaft seit langem dringend nötig; daß es nun mit einer solchen Sachkenntnis und geradezu lexikalischen Präzision geschrieben vorliegt, ist ein Glücksfall, der es aus vergleichbaren Publikationen über die Römerzeit anderer Gebiete aus der neuesten Zeit heraushebt. Den Autoren und dem Verlag ist man Dank schuldig, – den Leser kann man nur beglückwünschen. Der Preis ist dabei dem wissenschaftlichen Rang und der kaum Wünsche offen lassenden Ausstattung unwahrscheinlich mäßig; er wurde ermöglicht durch die Unterstützung des Kultusministeriums Baden-Württemberg.

Dr. Rob. Feger, Freiburg

Herbert und Elke Schwedt: Malerei auf Narrenkleidern. Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 2). Verlag Müller & Gräff Stuttgart 1975. 80 S. Text, 146 teils farbige Abb. auf Tafeln, 1 Karte. DM 38,50.

In einem eng umgrenzten Gebiet der alemannisch-schwäbischen Fasnachtslandschaft, vor allem in der Baar, tragen die Narren weißleinen, bemalte Kleider. Dazu gehören meistens Holzlarven und Schellenriemen. Für diesen Maskentyp schuf Wilhelm Kutter den Begriff „Weißnarr“. Herbert und Elke Schwedt, durch zahlreiche volkskundliche Veröffentlichungen als kompetente Wissenschaftler ausgewiesen, legen hier einen gründlichen Forschungsbericht über die Bemaler und das Bemalen von Narrenkleidern vor, der monographisch die Reihe „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ (vgl. dazu „Badische Heimat“ 55, 1975, S. 121) fortsetzt. Die beiden Volkskunsthistoriker sehen sich in der einmaligen Situation, Produzenten wie Abnehmer einer lebendigen Volkskunst befragen zu können, was sonst kaum noch möglich ist. Von 28 Malern wurden genaue Daten über deren Arbeit erhoben. Die meisten sind Handwerker, einige auch Kunstmaler oder Hobbykünstler. Man lernt die örtlichen Überlieferungen und die Lehrmeister kennen, erfährt alles wichtige über Arbeitstechniken, Vorlagen und Farben, über den Kundenkreis, den Umfang der Aufträge und die Preise für die Malerei und die ganzen Gewänder.

Im ersten Teil des Buches gehen die Verfasser der Geschichte und der Verbreitung dekorierte Kleider nach. Sie kommen dabei zu interessanten Ergebnissen. Bisher waren sich alle Fasnachtsforscher darin einig, daß der „Weißnarr“ in der Barockzeit von der Comedia del Arte in die Fasnacht gekommen sei. Die Schwedts weisen nach, daß es bemalte Kleidung bereits in der höfischen Mode des Mittelalters gab und daß sie, ebenso wie die Schellentracht, vom 14. Jahrhundert an als Narrenkleidung galt. Natürlich wirkten viele, auch barocke, Einflüsse auf die Entwicklung des „Weißnarren“ ein. Unter den heutigen lassen sich zwei Gruppen unterscheiden. Die eine folgt dem älteren Prinzip der relativ freien Gestaltung der Narrenkleider. Diese hat ihr Zentrum in Rottweil. Die andere Gruppe, die durch Villingen angeführt wird, ist seit etwa 1880 zur einheitlichen, ortstypischen Gestaltung übergegangen.

Den ganzen Reiz der Hanselmalerei vermag der umfangreiche Bildteil zu vermitteln, dessen meisterhafte Fotos vorwiegend von Elke Schwedt stammen. Sie hat auch die instruktive Verbreitungskarte gezeichnet. Der großformatige Band läßt an Ausstattung nichts

zu wünschen übrig und erscheint im Hinblick darauf außerordentlich preiswert.

Heinz Schmitt

Leander Petzoldt: Schwäbische Sagen. Vom Odenwald bis zum Bodensee, vom Schwarzwald bis zum Lech. Verlag Diederichs Düsseldorf-Köln 1975. 260 S. mit 8 Bildtafeln und 49 Abb. im Text.

Wenn die Fülle bereits vorhandener schwäbischer Sagenbücher (Kapff, Brustgi, Schaaf, Schmidt-Ebhausen u. a.) um eine neue Ausgabe vermehrt wird, sollte man von dieser schon etwas besonderes erwarten dürfen. Die Verlagsankündigungen, die den Herausgeber einen „exzellenten Fachmann“ nennen und den Super-Schwaben Thaddäus Troll werbend auftreten lassen, sind dazu geeignet, die Erwartungen zu verstärken. Um so mehr ist man bei genauerem Hinsehen enttäuscht. Die Sagen, zumeist den bekannten Sammlungen entnommen, werden ohne jede Erklärung abgedruckt. Lokale Besonderheiten, altertümliche Redewendungen oder mundartliche Ausdrucksweisen bleiben so dem Leser unverständlich. Die Sagenmotive, ihr Bezug zu Geschichte und Landschaft und manches andere hätten dringender Erläuterungen bedurft. Man vermißt auch, neben Hinweisen auf Uhland und Kerner, einen kurzen Abriss der nicht unbedeutenden schwäbischen Sagenforschung. Für die ernsthafte Erzählforschung ist es schon lange selbstverständlich, Sagen nicht einfach kommentarlos darzubieten, und hier läßt ein „exzellenter Fachmann“, der es eigentlich besser wissen müßte, den Leser mit dem blanken Text allein. Fachmännisch ist allenfalls die Anordnung der Sagen nach Motivgruppen, die aber wiederum für den Laien nicht so interessant erscheint. Er hätte wohl mit einer geographischen Gliederung mehr angefangen. Mit ihr wäre auch der Anspruch des Buches, „ein Bild der Landschaft und ihrer Menschen“ zu geben, eher zu erfüllen gewesen. Dann aber hätte es sich von selbst verboten, Sagen aus Landschaften aufzunehmen, die beim besten Willen nicht als „schwäbisch“ bezeichnet werden können. Sehen wir einmal von Baden ab, aus dem nahezu ein Viertel des veröffentlichten Materials stammt, so fällt es schwer, Ober-, Mittel- und Unterfranken, Hessen und die Oberpfalz als „benachbarte Landschaften“ (Petzoldt) zu erkennen, die wohl auch noch „die Geschichte und das Wesen unseres Ländles und seiner Bevölkerung trefflich widerspiegeln“ (Troll) sollen. Bei dieser Gelegenheit sei auf die drei Jahre früher unter dem Titel „Weiße, Schwarze, Feurige“ erschienenen Sagen aus dem Frankenland von Peter Assion als Beispiel einer vorbildlichen Edition verwiesen. Von Assion hätte der Herausgeber der „Schwäbischen Sagen“ lernen können.

Heinz Schmitt

Wilhelm Kutter: Schwäbisch-alemannische Maskenfiguren. Führer durch den Narrenschopf in Bad Dür rheim. Bad Dür rheim o. J. (1976), 156 S. (Schriftenreihe der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte. Allg. Reihe Bd. 2.) (Bezug über die Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, Riedstr. 2, 7737 Bad Dür rheim.)

Hansele und Hexen, Hemdglunker und Schantle können jetzt nicht nur zur Fastnachtszeit, sondern das ganze Jahr über bewundert werden, freilich nicht in Aktion, sondern gewissermaßen in Ruhestellung. Aber da läßt sich manche Einzelheit an Maske und Gewand besser wahrnehmen als im Gewoge eines Narrensprunges. In den letzten Jahren sind in Schloß Langenstein, Kenzingen und Bad Dür rheim einschlägige Museen entstanden, unter denen der Bad Dür rheimer Narrenschopf wohl das originellste sein dürfte. Schon das Museumsgebäude stellt eine Sehenswürdigkeit dar. Der kuppelförmige Holzbau aus der Zeit um 1825 diente in Rottweil zusammen mit drei anderen gleichartigen Bauwerken als Solebehälter und wurde 1971 nach Bad Dür rheim versetzt. Zwei Jahre später konnte die Narrenschau eröffnet werden. Sie ist in der Konzeption wie in der musealen Verwirklichung das Werk Wilhelm Kutters. Dieser legt nun auch den Führer durch seine Ausstellung vor. Hier schlägt sich die in jahrelanger Beschäftigung mit der Materie gewonnene umfassende und bis ins letzte Detail reichende Kenntnis Wilhelm Kutters nieder. Aus 63 Narrenorten des Gebietes der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte sind die charakteristischen Fastnachtsgestalten in lokaler Gruppierung im Narrenschopf vereinigt. Der Führer enthält ein Farbfoto von jeder Gruppe. Daß es Wilhelm Kutter vor allem auf die Bindung der jeweiligen Masken an Ort und Landschaft ankommt, zeigt die Art seiner Darstellung, die den historischen und gegenwärtigen Besonderheiten der Narrenorte genügend Raum widmet. Der historische Aspekt ist auch bei der Beschreibung der einzelnen Gestalten nicht außer Acht gelassen. 305 Narrenfiguren stehen in der Ausstellung, und jede hat Wilhelm Kutter in seiner gründlichen Art beschrieben. Eine solch vollständige Übersicht, die gerade auch die ältesten Fastnachtsgestalten umfaßt, hat es bis jetzt nicht gegeben.

Heinz Schmitt

Wilhelm Kutter: Schwäbisch-alemannische Fastnacht. Unter Mitarbeit von Frieder Knauss. Sigloch Service Edition Künzelsau 1976. 220 S., 285 farb. Abb. DM 43 (Bezug direkt vom Verlag.)

Dieses Buch ist zweifellos das eindrucksvollste Werk, das je zum Thema Fastnacht erschienen ist. Der groß-

formatige Bildband besticht allein schon durch die hervorragende Qualität der Farbfotos, und wer nur die Bilder betrachten würde, hätte bereits einen genußvollen Spaziergang durch das alemannische Narrentreiben unternommen. Nicht weniger interessant ist aber auch der Text von Wilhelm Kutter, dem früheren Abteilungsleiter für Volks- und Landeskunde im Süddeutschen Rundfunk. Hier bietet der beste Kenner der schwäbisch-alemannischen Fasnacht, als welcher der Verfasser allgemein anerkannt ist, die Summe seines Wissens dar. Seit mehreren Jahrzehnten beschäftigt er sich mit dem südwestdeutschen Maskenwesen und hat schon manches darüber geschrieben und gesprochen.

Kutter beginnt mit einem historischen Überblick. Er schildert dann die Brauchabläufe, wie sie in großer Vielfalt zwischen Dreikönigstag und Aschermittwoch zu beobachten sind. Die Beschreibung der einzelnen Maskentypen und der zugehörigen Requisiten schließt sich an. Den größten Teil des Buches nimmt eine Wanderung durch die gesamte alemannische und schwäbische Narrenlandschaft ein. Der Leser wird von Ort zu Ort geführt und erfährt dabei alles über die lokalen Entwicklungen und Besonderheiten, über Bräuche und Maskengestalten. 319 Orte mit 355 Narrenzünften (darunter auch mehrere Schweizer und eine aus Vorarlberg) werden besucht. Viele davon sind recht alt, doch entstand ein großer Teil der Narrenvereinigungen mitsamt ihren Masken erst in den letzten zwanzig Jahren. Sie lehnen sich aber zumeist an historische Vorbilder an und passen sich in die traditionelle Fasnet ein.

Das Werk wird ergänzt durch eine Übersicht über die Organisation des schwäbisch-alemannischen Narrenwesens, eine Bibliographie und ein Ortsregister. Die farbige Karte innen auf den Umschlagdeckeln vermittelt einen ausgezeichneten Eindruck von den südwestdeutschen Fasnachtslandschaften. Erwähnenswert sind die reizenden Zeichnungen von Frieder Knauss, der auch den Einband und das Layout gestaltet hat. – Wenn man bedenkt, daß für ähnlich ausgestattete Bildbände sonst ein erheblich höherer Preis zu zahlen ist, dann sollte man auch diesen als einmalig erwähnen.

Heinz Schmitt

Hans Jörg Oeschger: Douglasienanbau in Baden-Württemberg. 2 Karten und zahlreiche Bilder, 208 Seiten. Selbstverlag der Landesforstverwaltung v. B.-W.

Die Douglasie ist eine Nadelbaumart, die schon in der Tertiärzeit in Mitteleuropa vorkam. Während sie in Europa durch die Klimaverschlechterung nach dem

Tertiär verschwand, blieb sie in Nordamerika erhalten und bildet dort besonders im Nordwesten große Wälder, die bis zu 100 Meter hoch werden. In Europa hat man den Baum etwa seit 1830 zunächst meist als Parkbaum angepflanzt; ein verstärkter Anbau setzte im Wald in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein.

Der überaus fleißigen und gründlichen Arbeit Oeschger's entnehmen wir, daß die ältesten Douglasien in Baden-Württemberg, die heute noch stehen, in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts gepflanzt wurden. Sie sind daher heute nahezu 100 Jahre alt. Sie erreichten zwar die Höhen nicht, wie in ihrer Heimat, brachten es aber immerhin mit über 50 Metern auf imponierende Baumgestalten, die die einheimischen Arten unter den gleichen Bedingungen weit übertreffen. So steht im Forstbezirk Waldkirch eine (1976) 91 Jahre alte Douglasie mit 53 Metern Höhe als höchster Baum des Kreises, die nach dem damaligen Forstmeister des Bezirkes Albin Kurtz, benannt ist; der älteste Baum in Südbaden ist die „Teuffelstanne“ im Forstbezirk Kandern, 101 Jahre alt und ebenfalls nach dem damals zuständigen Forstmeister v. Teuffel, benannt.

Auch für den forstlichen Laien, dem die Lektüre des Buches nicht leicht fallen wird, ist es überaus eindrucksvoll und überraschend, die bedeutenden Massen zu erfahren, die heute schon an über 50jährigen Douglasien in unseren Wäldern stehen. Sie haben bei dem raschen Wachstum schon Stärken erreicht, die auf dem Holzmarkt eine Rolle spielen. Es handelt sich immerhin um 700 000 Festmeter auf über 1100 Hektar. Dazu kommt noch eine Fläche von 6600 Hektar bis 50jährige Bestände allein im Staats- und Körperschaftswald. Daraus geht hervor, daß der Anbau in den letzten 50 Jahren vervielfacht worden ist. Weitaus an der Spitze aller Douglasienanbauer marschiert die Stadt Freiburg, wo allein auf das Wirken des Städtischen Forstamtsleiters Emil Fieser in den Jahren 1900 bis 1932 128 000 Festmeter über 50jährige Douglasienbestände zurückgehen.

Diese gewaltigen Leistungen bekommen ihr besonderes Gewicht dadurch, daß es sich mit der Douglasie um eine in vielerlei Hinsicht besonders wertvolle Baumart handelt: Sie leistet unter allen in unserem Wald gedeihenden Nadelholzarten den weitaus höchsten Zuwachs, eignet sich (mit Ausnahme von Kalkstandorten) für den Anbau von extrem schlechten Böden, wo einheimische Baumarten weitgehendst versagen und erzeugt schließlich auch ein Holz von hervorragenden Eigenschaften: Es ist witterungsbeständig, fest gegen tierische Schädlinge und hat eine sehr ansprechende, weißherbstähnliche Farbe. Abgesehen davon ist der Baum auch wegen seiner Schönheit als eine wertvolle Bereicherung unserer Wälder anzusehen.

Der in der Schriftenreihe der Landesforstverwaltung erschienene Band kann allen am Wald Interessierten sehr empfohlen werden; Waldbesitzer finden auch zahlreiche praktische Hinweise für die Douglasienwirtschaft.

Kleiber

Carlheinz Gräter, der Kaiserstuhl und Tuniberg – Bildband, 126 Seiten, 77 Abbildungen – Südwestdeutsche Verlagsanstalt Mannheim

Noch rechtzeitig vor Weihnachten 1976 erschien ein großformatiger Bildband „Der Kaiserstuhl und Tuniberg“ auf dem Buchmarkt, eine Publikation, die sich wie eine Liebeserklärung an das Rebland westlich von Freiburg liest. Mit bestechend schönen Farb- und Schwarz-Weiß-Fotos ausgestattet, für die Robert Häusser, Mannheim, und Toni Schneiders, Lindau, verantwortlich zeichnen. Obwohl die eine oder andere Aufnahme bereits aus den Weinkalendern desselben Verlages bekannt ist, wirkt die Bebilderung selbst für eingesehene Kaiserstühler überwältigend. Landschaftsaufnahmen (nicht vergessen der an Vaubanfestungen erinnernde Terrassenkahlschlag der Flurbereinigungen am Kaiserstuhl / S. 39) wechseln ab mit Ortsansichten, baulichen und künstlerischen Sehenswürdigkeiten, Beispielen der Besonderheiten in Pflanzen- und Tierwelt und Szenen aus dem Leben der Reblente. Daß auch die Winzerkeller und Weingenießer (einschließlich des professionellen Weinprobanden) ins rechte Bild gesetzt wurden, versteht sich bei einem Buch über den an Rebfläche größten Teilbezirk des „Weinlandes Baden“ fast von selbst, obwohl die beiden Großaufnahmen auf den Seiten 44 und 45 dem Weinfreund recht drastisch vor Augen führen, welche fabrikmäßige Organisationsformen die moderne Produktion in den Großkellereien angenommen hat.

Zum Autor wählte man sich mit Carlheinz Gräter einen bekannten, als Führer durch süddeutsche Weinlandschaften bewährten Schriftsteller, – ein Glückstreffer, wie man beim Lesen bald merkt. Er, der auf Schusters Rappen erwanderte, was er dem Publikum preist, bewältigte seine Aufgabe mit viel Charme und Esprit. Ob sich Carlheinz Gräter um Name, Ursprung und Gestalt des Kaiserstuhls Gedanken macht, über die Arche südlicher Flora und das Revier subtiler Jagden berichtet, Reblätter der Geschichte aufschlägt, von seinen Begegnungen mit den „Lateinern unter den Alemannen“ erzählt, mit einer Weinprobe Nase und Gaumen reizt, der Weinhauptstadt Breisach seine Referenz erweist, um die Gebirgsinsel und in die Rebnester führt oder am Tuniberg das Merdinger Kirchengloria singt, er setzte dem Kaiserstuhl-Tuniberg-Gebiet mehr als ein literarisches Denkmal; seine sachkundigen Schilderungen fügen

sich zusammen zum Hohelied der vulkanheißen, liebenswerten Weinlandschaft, die sich so als Herzstück des Oberrhein-Paradieses erkennen läßt.

Hermann Brommer

Peter P. Albert und Max Wingenroth: Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten. Unveränderter Nachdruck der 1923 erschienenen Ausgabe. Freiburg i. Br.: Verlag Rombach 1976. 312 S. m. 400 Abb., Personen- und Ortsregister, Nachw. u. Konkordanz v. W. Vetter. 4°. DM 118,-

Das noble Werk, das der Verlag Rombach im Sommer 1976 unverändert und in hervorragender Ausstattung herausbrachte, hat seine Geschichte, auf die ein von W. Vetter beigefügtes Vorwort einght: 1923 erstmals erschienen, hatte sich sein Erscheinen seit 1904, dem Jahr der Konzipierung des Herausgabebplans, hinausgezögert. Das Dazwischenkommen des 1. Weltkriegs war nur einer und nicht einmal der schwerwiegendste Verzögerungsgrund; entscheidend war die ungenügende archivalische Vorbereitung, die selbst im Buch noch, das endlich 1923 erschien, ihren Niederschlag fand. Bald nach dem Erscheinen setzte denn auch – ob in der damaligen Form berechtigt, wird man heute einigermäßen bezweifeln – massive Kritik ein, erst von seiten F. Geiges', dann von seiten F. Hefeles; sie bezog sich jedoch fast nur auf Zuschreibungen des Hausbesitzes, nicht auf Architekturgeschichtliches und Stilistisches, das seinen Eigenwert hatte – und heute erst recht hat. Der Verlust an Bausubstanz, der in Freiburg durch die kriegsbedingten Zerstörungen, insbesondere durch den Bombenangriff vom 27. 11. 44, sowie durch den späteren unnötigen traditionsfeindlichen Abbruch eingetreten ist, machen das Werk allerdings zu einer „unersetzlichen Dokumentation“, wie W. Vetter im Vorwort mit Recht sagt. Die inzwischen erfolgten Grundstücksveränderungen werden in einer kleinen Konkordanz nachgewiesen; sie hält auch für den Kundigen Sünden der jüngsten Vergangenheit fest, so wenn es von dem Haus Schwabentorplatz 1 (ein ansprechender, würdevoller Bau in spätem Louis XVI) schlicht heißt: „abgebrochen 1959“.

Neben dem Text des Werkes sind vor allem wichtig die zahlreichen Fotos, Ansichtszeichnungen, Grundrisse und Schnitte sowie die Detailzeichnungen; besonders die Zeichnungen sind instruktiv. Zweifellos haben (oder hätten??) sie bei manchem Wiederaufbau nach 1945 Hilfsstellung geleistet (wenn man sie zu Rate gezogen hätte). Es ist bedauerlich, sagen zu müssen, daß leider sehr, sehr vieles deshalb von Interesse ist, weil es eben total Verschwundenes im Bilde wiedergibt. Vieles ist auch interessant, weil noch – nur verändert – vorhanden und gegenwärtig in

der Restaurierungsdiskussion (wie die Fassadenbemalung des Basler Hofes, die im Dessin z. B. der Erker mit Glück die alten, im Häuserbuch S. 102 festgehaltenen Motive wiederaufgenommen hat), – vieles auch deshalb, weil man sich freut, es heute gut restauriert zu sehen, wie z. B. das Haus zum Walfisch, das zusammen mit dem zugehörigen neueren Gebäudebestand ein Muster traditionsbewußter und städtebaulich ansprechender Gebäudepflege darstellt. Mit Wehmut wird man gänzlich von den feindlichen Bomben zerstörten Gebäuden von einzigartigem Rang nachtrauern, so dem Freytagschen Fachwerkhäus am Bertholdsbrunnen oder dem (in öder Weise ersetzten) Schneckenwirthshaus am Münsterplatz und vielem anderem, das jetzt nur noch im „Freiburger Häuserwerk“ im Bilde bewahrt bleibt. Dem Verlag Rombach ist sehr zu danken, daß er das Buch in so vorzüglicher Ausstattung (Kunstdruckpapier, solider und gutgestalteter Leinenband) wieder vorlegt; die Qualität der Typographie und der Bildwiedergaben ist gesondert zu loben – sie ist bei Nachdrucken höchst selten von diesem Niveau. Dr. Robert Feger

Max Schefold: Die Bodenseelandschaft. Alte Ansichten und Schilderungen. 2., Neubearb. Aufl. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1970. 296 S., davon 210 Bildtaf. m. 242 Abb., darunt. 9 farbige. Leinen. DM 54,-

In der Thorbecke-Reihe „Alte Ansichten und Schilderungen“ stellt dieser Band – der Verf. hat in ihr bereits den Schwarzwald und Hohenzollern behandelt – eine ganz besonders gelungene Konzeption dar. Es geht in der ganzen Reihe darum, Veduten und Ansichten eines einheitlichen Landschafts- und Kulturraums zusammen mit bedeutenden Reiseberichten

und Landesschilderungen vorzuführen. Das Aufspüren und Auswählen der Veduten wie der entsprechenden literarischen Zeugnisse bedarf eines Kenners. Max Schefold ist einer, kein Zweifel. Er ist es aber auch – und das macht den vorliegenden Band besonders wertvoll – in der Einordnung der kunstgeschichtlich relevanten Veduten in das zeitgenössische Ensemble wie in der Interpretation der literarischen Landschaftsschilderungen nach kulturhistorischem Gehalt. Daß der Bodensee seit Jahrhunderten zu den bevorzugten Reisezielen gehört und daher ein äußerst beliebter Gegenstand schriftlicher wie bildlicher Darstellung war, machte die diesem Band gestellte Aufgabe wegen der Fülle des Materials zugleich leicht und schwierig. Um so beglückter ist man, eine vortreffliche Auswahl an Schilderungen beider Genres vorzufinden, die sowohl den wenigen alten – aus dem 15. Jh. – wie den zahlreichen, etwa in Zyklen des 19. Jhs. verbreiteten, gerecht werden; für die neueren Zeiten sind daneben keineswegs wertvolle Unika – Zeichnungen, Aquarelle, Ölgemälde – vernachlässigt. So hat der Leser und Beschauer eine reiche Dokumentation vor Augen, die den Bodensee und sein Hinterland – sei es auf badischer, bayrischer oder schweizerischer Seite – so darstellt, wie ihn Künstler, Reisende und Schriftsteller ihn in vergangenen Jahrhunderten gesehen haben. Dem schönen Band vorangestellt ist eine solide Einführung über die Bodenseevedute einer- und über die literarische Vedute der Landschaft andererseits. Sehr zu begrüßen ist ein umfangreicher bibliographischer und Registerteil: In ihm werden nicht nur die wichtigsten Ansichtenzyklen, sondern auch die Literatur zur Vedute des Bodensees und zu den Reiseschilderungen exakt nachgewiesen. Ein Register der Künstler, Kunstverleger, Herausgeber der Orte und ein Bildnachweis vervollständigen das typographisch und herstellungstechnisch ausgezeichnete Buch.

Dr. Robert Feger